

**Seminar: „Mit Gott ist in der Seele allezeit Frühling“  
Heilung durch den heiligen Pfarrer von Ars**

**Teil I: Taufe**

**1.Vortrag: „Ihr seid nicht mehr Fremde ohne Bürgerrecht ...“**

Der neue Pfarrer kam zu Fuß in sein Dorf. Der Karren mit einem Bettgestell und ein paar Büchern folgte später. Weil er sich im dichten Nebel nicht mehr auskannte, musste ihm einer von mehreren Hirtenjungen den Weg zeigen. „Du hast mir den Weg nach Ars gewiesen, ich werde Dir den Weg zum Himmel weisen“, sagte ihm der Pfarrer.

Darin sah der heilige Pfarrer von Ars seine Berufung: Seinen Pfarrkindern den Weg zum Himmel zu weisen. Als an der Gemeindegrenze von Ars der Nebel den Blick freigab auf die kaum 50 strohgedeckten Hütten des Dorfes, fiel der Pfarrer auf die Knie und bat den Himmel um seinen Segen für die neue Pfarrei. Kaum hörbar sagte er: „Diese Pfarrei wird all jene nicht fassen, die hierher kommen werden.“ Einer der Hirtenjungen fragte ihn, was er da gesagt hätte. Der Pfarrer lachte: „Immer diese dummen Gedanken!“ Dann ging er schnell weiter – so schnell wie er meistens ging.

Am 10. Februar 1818 läutete Monsieur Vianney, wie ihn die Bewohner von Ars 41 Jahre lang nennen sollten, selbst die geborstene Glocke in dem wackeligen Turm zu seiner ersten heiligen Messe. Die Gräfin des Garets oder Mademoiselle d’Ars, wie man sie im Dorf nannte, horchte auf, öffnete die Fenster ihres Schlosses und rief: „Wir haben einen neuen Pfarrer!“

Die meisten Bewohner des 250-Seelen-Weilers - bekannt als Ort der Strafversetzung für Priester - horchten durchaus nicht auf. Ihnen war es ziemlich egal, ob sie nun einen neuen Pfarrer haben würden oder nicht. Gleichgültigkeit, Lauheit und der laut ausgesprochene Wille, auf die eingefleischten Gewohnheiten nicht zu verzichten: Das war die Gemeinde, der Monsieur Vianney in Ars begegnete. „Hätte ich vorher gewusst, was in Ars auf mich zukommt, ich wäre wohl gestorben“, soll er später gesagt haben. Ein Bewohner von Ars sagte nach dem Tod des Pfarrers: „Wir taugen auch nicht mehr als die anderen. Aber in der Nähe von so einem Heiligen musste ja mal Schluss sein mit der Unordnung in unserem Leben.“

Der Generalvikar hatte dem jungen Priester mit auf den Weg gegeben: „Viel Gottesliebe gibt es in dem Dorf nicht. Sie werden sie dort hintragen.“ Das war noch der alte Generalvikar Courbon von der Diözese Lyon. 1821 wurde Ars zur eigenständigen Pfarrei, die Diözese Belley wurde erst 1823 unabhängig von Lyon.

Aber hören wir von Anfang an, was den jungen Priester die Gottesliebe in dieses winzige Dorf voller Gleichgültigkeit tragen ließ: Als viertes von sechs Kindern wurde Jean-Marie Vianney am 8. Mai 1786 in Dardilly bei Lyon geboren und am gleichen Tag dort getauft. Die französische Revolution warf ihre Schatten voraus. Das Haus der Familie Vianney war schon immer ein gastfreundliches Haus für Priester und Arme, unter ihnen der später heilig gesprochene Benedikt Labre. Nach der Geburt von Jean-Marie stand es offen für die vielen heimatlosen Ordensleute aus den zerstörten Klöstern und die wenigen kirchentreuen Pfarrer, die man aus ihren Pfarreien vertrieb. Sie alle hatte man vor der Polizei zu verbergen, auf ihre Aufnahme stand die Guillotine. Offenbar machten diese Priester einen solchen Eindruck auf Jean-Marie, dass schon der Dreijährige sich im Stall zwischen zwei Kühen verbarg, um dort auf den Knien zu beten. Das war 1789, das Jahr der Revolution - von deren Ausmaß und Grausamkeit er nichts wissen konnte, aber zweifellos viel ahnte.

Mit vier erhielt er von einer Ordensfrau eine Marienstatue geschenkt, die er sehr geliebt haben muß. „Die heilige Jungfrau ist meine erste Liebe. Ich habe sie geliebt, noch bevor ich sie kannte“, sagte er.

Beim Schafhüten predigt der achtjährige Jean-Marie friedlich strickend den anderen Hirtenjungen, die als Tarnung vor den allgegenwärtigen Gendarmen in Zivil ebenso friedlich stricken. Sein ausschließliches Thema ist die Liebe Gottes, zu dessen Ehre man alles tun muss. Die Biografen sagen, diese von Zeugen überlieferten kindlichen Katechesen gleichen schon denen des reifen Predigers. Weil er offenbar schon immer klein war, nennen die Spielkameraden ihn „Dicker“ oder „Pfarrer“.

Den ständigen Rhythmus der Guillotine im Ohr, die wenige hundert Meter entfernt Tausende Arbeiter „im Namen des Proletariats“ einen Kopf kürzer macht, spielt Jean-Marie mit den anderen Kindern Prozession und singt mit ihnen, wenn auch falsch, gregorianische Choräle. Aus Ästen und Zweigen bastelt er sich ein Vortragekreuz. Aus dem fetten Lehm Boden baut er Altäre für Kirchen.

Das alles hatte heimlich zu geschehen. Denn auf alles, was auch nur den Verdacht erregte, biblisch oder christlich oder kirchlich zu sein, stand die Guillotine. Das wussten die Kinder gut. Seit den Tagen der Revolution gab es fast nur die „geschworenen“ Pfarrer, nämlich jene, die einen Eid auf die „Zivilkonstitutionen der Geistlichkeit“ abgelegt hatten. Die wenigen kirchentreuen Pfarrer, die diesen Eid verweigerten, wurden von ihren Pfarrgemeinden ermordet oder verjagt. Sie feierten die heilige Messe in Häusern wie dem der Vianneys meist nachts hinter verschlossenen Läden und Türen.

Seine erste Beichte legt der elfjährige Jean-Marie „unter der großen Standuhr“ im Haus der Eltern ab. Oft bringt er ganze Gruppen von streunenden Kindern mit ins Elternhaus. Er selbst schläft mit seinem Bruder im Stall, wo er auch am liebsten betet. Schon den Elfjährigen zieht es in die Einsamkeit – ein Ruf, der ihn sein Leben lang verfolgen sollte.

Nach dem Erlernen der nötigsten Lese- und Schreibkenntnisse durch zwei „heimliche“ Nonnen empfängt er mit 13 Jahren heimlich in einem Zimmer des Nachbardorfs Ecully die Erstkommunion. Mit 17 bemüht er sich dort, richtig lesen und schreiben zu lernen. Dem Pfarrer Balley in Ecully, einem ehemaligen Augustiner-Chorherrn und Novizenmeister, den Jean-Marie für einen Heiligen hält, gelingt es bei aller väterlichen Geduld nicht, dem Zwanzigjährigen Latein beizubringen, um ihn für das Priesterseminar vorzubereiten. Dieser Pfarrer Balley hatte noch viel von seiner ehemaligen Augustiner-Gemeinschaft in Lyon, dem Bischof Jansen und dessen posthum veröffentlichten dreibändigen Werk über den heiligen Augustinus mitgebracht – vor allem die für den Jansenismus bekannten rigiden Moralvorstellungen, die Vianneys Leben und Wirken bis in seine frühen Jahre in Ars prägen sollten.

Wir wollen hier einen Einschnitt in der Darstellung der Biografie machen. Wir wollen fragen: Was bedeutet die Taufe für einen Christen in einer derart chaotischen Zeit? Und wir wollen weiter fragen: Welche Bedeutung hatte dieses Sakrament für den weiteren Weg von Jean-Marie Vianney, das heißt für seine Berufung zum Priester und schließlich zum Pfarrer von Ars?

In der chaotischen Situation, die zur Zeit der Geburt von Jean-Marie in Frankreich und in Europa herrschte, war die Taufe von entscheidender Bedeutung: Der Neugetaufte war aufgenommen in den Kreis der Familie, und zwar nicht nur der leiblichen Familie, soweit diese aus guten Christen bestand, sondern aufgenommen in die Familie der Kinder Gottes. Das war schon deswegen entscheidend für diese turbulente Zeit, weil den Neugetauften nichts mehr scheiden konnte von der Liebe Christi. Im Römerbrief des Apostels Paulus heißt es: „Wer will uns scheiden von der Liebe Christi? Trübsal oder Bedrängnis oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Gefahr oder Schwert? ... Ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Herrschaften, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, noch Mächte, weder Höhen noch Tiefen, noch irgendein Geschöpf uns zu scheiden vermag von der Liebe Gottes, die in Jesus Christus ist, unserem Herrn“ (Römer 8, 35-39).

Kaum eine der Wirklichkeiten und Widerwärtigkeiten, die hier von Paulus aufgezählt werden, sind dem Pfarrer von Ars erspart geblieben. Aber sie haben nichts an seiner sprichwörtlichen Gelassenheit und Güte ändern können, eben weil durch das empfangene Sakrament der Taufe ihn nichts mehr trennen konnte von der Liebe Christi. „Denn Gott hat uns der Macht der Finsternis entrissen und aufgenommen in das Reich seines geliebten Sohnes“ (1 Kol 1,13). Das war seine Predigt.

Die Taufe ist zunächst eine Befreiung von den Mächten der Finsternis, die man nicht als Ruf zur Selbstherrlichkeit oder Selbstzufriedenheit missverstehen darf. Sie ist uns als Sakrament geschenkt, „damit ihr die großen Taten dessen verkündet, der euch aus der Finsternis in sein wunderbares Licht gerufen hat. Die einst Nichtvolk waren, sind nun Gottesvolk, die kein Erbarmen fanden, haben nun Erbarmen gefunden“ (1 Petr 2,9f). Durch Gottes unverdientes Erbarmen sind die Getauften ausgestattet mit Gnadengaben wie kein anderes Volk: „Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft, ein heiliger Stamm, ein zu eigen erworbenes Volk“ (1 Petr 2,9).

Dieser Charakter einer Gemeinschaft, die nicht sich selbst gehört und nicht um ihrer selbst willen existiert, sondern von Gott zusammengerufen ist als sein Volk zu seiner Verherrlichung, wird in allen Briefen des Apostels Paulus deutlich, besonders aber im Epheserbrief: „Ihr seid keine Fremdlinge und Beisassen mehr, sondern Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes, aufgebaut auf der Grundmauer der Apostel und Propheten, während Christus Jesus selber der Eckstein ist. In ihm hat jeder Bau Halt und wächst hervor zu einem heiligen Tempel des Herrn. In ihm werdet auch ihr zu einer Wohnung Gottes im Geist“ (Eph 2,19-22).

Dieses eindrucksvolle Gebäude, das sich für den Apostel Paulus aus dem Sakrament der Taufe ergibt, wird für den Pfarrer von Ars zum Vorbild seiner Arbeit. In den Wirren der französischen Revolution brauchte niemand abseits zu stehen oder sich in ideologische Angebote des Atheismus zu verirren. Niemand von den Heiden, die sich taufen lassen, braucht mehr zu den „Fremden oder Beisassen“ zu gehören, das heißt sich von der Gemeinschaft der an Christus Glaubenden ausgeschlossen zu fühlen. Alle sind zu „Mitbürgern der Heiligen“ geworden. Die „Heiligen“ sind in den Paulusbriefen und in der Apostelgeschichte die durch die Taufe im Namen Christi anfänglich Geheiligten. Weil sie im Namen der heiligen Dreieinigkeit getauft sind, sind sie auch „Hausgenossen Gottes“, das heißt sie haben von jetzt an mit den drei göttlichen Personen Anteil am göttlichen Leben. Dieses Leben in Gottes Reich ist aufgebaut auf der Grundmauer der Apostel und Propheten, nicht nur des Alten, sondern auch des Neuen Testaments. Der Zusammenhalt der ganzen Gemeinde ist gewährleistet durch den Mensch gewordenen Sohn Gottes, Jesus Christus, als „Eckstein des Tempels“, also der Kirche. Weil alle Getauften lebendige Steine dieses einen Tempels sind, können sie auch alle zur „Wohnung Gottes im Geist“ werden.

Darum allein ging es dem Pfarrer von Ars, darum hatte er schon mit drei Jahren zwischen zwei Kühen versteckt auf den Knien gebetet. Die Seelen zu retten vor den Wirrnissen der Zeit, indem er sie durch sein Beispiel zur Wohnung Gottes werden ließ. Sie brauchten nicht alle zum Priester geweiht werden wie er. Denn sie waren schon zu einer „königlichen Priesterschaft, zu einem heiligen Stamm“ geworden, sobald sie das Sakrament der Taufe empfangen hatten. Das Dasein aus der unversiegbaren Kraft dieses Sakramentes wollte er ihnen vorleben. Mehr durch sein Vorbild als durch seine Worte wandelte sich die von Gleichgültigkeit geprägte Bevölkerung von Ars zu einer Gemeinde der Kinder Gottes.

Der Pfarrer von Ars wusste die verborgenen Schätze der Taufe für die Bekehrung seines Dorfes zu nutzen, vor allem für die Abkehr von der Lauheit und für das Aufblühen eines Bewusstseins der Freude und Dankbarkeit, als Gemeinschaft der Kirche Leib Christi zu sein. Er ruft seinen Gläubigen zu: „Ihr seid nicht nur Brüder, sondern was noch viel schöner ist: Alle zusammen bildet ihr nur einen einzigen Leib in Jesus Christus ... Ihr

seid untereinander alle Glieder. Man muss zugeben, dieser Artikel eines Glaubens ist bewunderungswürdig, er hat etwas Göttliches an sich. Wenn ihr euch eurem Glauben entsprechend verhalten würdet, wäret ihr imstande, alle anderen Völker zu euch hinüberzuziehen, so schön und so tröstlich ist er (euer Glaube), und er verspricht euch so viele Güter für das andere Leben ... Wenn ihr wirklich überzeugt wäret, dass sie (eure Religion) gut und göttlich ist, würdet ihr anders handeln“ (*Predigt zum Weihnachtsfest*, Rossé 104).

Die Gnadengabe der Taufe stiftet also zunächst eine Gemeinschaft unter den Getauften, wie sie keine andere Institution und keine menschliche Bemühung hervorbringen kann. Schon das ist entscheidend für die Getauften. Das Sakrament der Taufe als Sakrament der Kirche ist und bleibt eine von Gott geschenkte Gabe, die wir der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus verdanken.

Das hat der Pfarrer von Ars in den Wirren der französischen Revolution den Menschen in seinem Dorf durch sein ganzes Leben zu verdeutlichen versucht. Denn was auf die Revolution folgte, war das Zeitalter eines reinen Atheismus und Rationalismus. Gott meinte man nicht mehr zu brauchen, schließlich hatte man seinen menschlichen Verstand.

Was dem Pfarrer von Ars vor allem dazu diente, den Menschen deutlich zu machen, dass die Kirche von Gott ist, sind die Sakramente der Kirche als „sichtbare Gaben der unsichtbaren Liebe Gottes“, wie der heilige Thomas von Aquin sagt. Und von den Sakramenten der Kirche ist das erste die Taufe. Der Apostel Paulus sagt: „Wie Christus durch die Herrlichkeit des Vaters von den Toten auferweckt worden ist, so sollen auch wir als neue Menschen leben“ (Römer 6,4). Wir dürfen einen Vater haben!

Die Taufe heilt die tiefsten Wunden des Menschen: Sie heilt ihn von der inneren Heimatlosigkeit und Vaterlosigkeit. Sie erfüllt damit seine tiefste Sehnsucht. Sie führt ihn in jene liebende Abhängigkeit, in der die wahre Freiheit besteht, die Freiheit der Kinder Gottes. Das ist zweifellos eine andere Freiheit als die der französischen Revolution. Unsere Gleichheit und Brüderlichkeit durch die Taufe besteht in der Berufung zur Heiligkeit. Der Apostel Paulus ermahnt die Getauften immer wieder zu dieser Heiligkeit, besonders deutlich in den Briefen an die Thessalonicher: „Euch aber lasse der Herr wachsen ... in der Liebe zu einander ... damit euer Herz gefestigt wird und ihr ohne Tadel seid, geheiligt vor Gott unserem Vater“ (1 Thess 3,13). Und weiter: „Denn das ist der Wille Gottes: eure Heiligung, damit ihr euch der Unzucht enthaltet, dass ein jeder lerne, seinen Leib in Heiligkeit und Ehrbarkeit zu besitzen“ (1 Thess 4,3f). „Gott hat uns ja nicht zur Lasterhaftigkeit, sondern zur Heiligkeit berufen. Wer das ablehnt, lehnt nicht einen Menschen ab, sondern er lehnt Gott ab, der euch seinen Heiligen Geist gibt“ (1 Thess 4,7).

Dass sich die Übertretung der göttlichen Gebote nicht nur gegen Menschen wendet, sondern zuerst und zunächst gegen Gott, gehört für den Pfarrer von Ars zu den wichtigsten Grundsätzen seiner Pastoral - und darum zunächst zu seiner Predigt über die Taufe. Was die für das Festhalten an ihren Gewohnheiten bekannten Bewohner von Ars schließlich an dem neuen Pfarrer überzeugt, ist die spürbare Gottesnähe, die sich durch sein ganzes Leben ausdrückt. Von solcher Güte und Fröhlichkeit wie er wollten auch sie erfüllt sein. Aus seinem Leben ließ sich ablesen, was die Ermutigung zur Heiligung bedeutet: „Ihr habt nicht einen Geist empfangen, der euch zu Sklaven macht, so dass ihr euch immerfort fürchten müsstet, sondern ihr habt einen Geist empfangen, der euch zu Söhnen macht, der Geist, in dem wir rufen: ‚Abba, lieber Vater‘. “ (Römer 8,15)

Mit diesen Worten ist freilich nicht gesagt, die Taufe biete eine Garantie für ein Leben ohne Leiden. Ein Weg, der uns in eine immer größere Nähe zu Christus führt, wird wie seines von Prüfungen aller Art begleitet sein. Damit die Gnadengabe der Taufe – eben die Heiligung durch die Christusnähe – tatsächlich zu einer Umgestaltung eines ganzen Lebens werden kann, bedarf es einer radikalen Armut im Sinn des Verzichts auf alles, was wir uns „angeeignet“ haben, weil wir meinen, dass wir es zum Leben brauchen. Das ist am Leben

des heiligen Pfarrers von Ars besonders gut abzulesen: Man wusste nie, wie er von seinen Reisen zurückkommen würde, die er grundsätzlich zu Fuß unternahm. Einmal kam er barfuß nach Hause, weil er sein einziges Paar Schuhe einem Armen überlassen hatte. Ein anderes Mal kam er mit einer zerlumpten und verdreckten Hose wieder, weil er seine „gute“ Hose hinter einem Busch mit einem Bettler getauscht hatte. Aber dieses Verschenken seiner Kleider ist nur ein äußeres Zeichen für den Verzicht auf alle Vorstellungen von sich selbst, auf alle Pläne und Projekte, für die totale Hingabe seines Lebens an Gott. Seine drei gescheiterten Fluchtversuche aus Ars, „um sein armes Leben in der Einsamkeit zu beweinen“, beruhten vermutlich auf der Verkennung seiner Berufung. Er war überzeugt, seine Vikare wären besser als er. Die Vielzahl der durch seine Hingabe geschehenen Wunder schreibt er der „heiligen“ Philomena zu, die von der Kirche niemals heilig gesprochen wurde, weil man von ihrem Leben nichts weiß, außer dass sie gestorben ist, vermutlich als junge Märtyrerin der frühchristlichen Zeit in Rom. Von den ihm nachgewiesenen etwa 50 körperlichen Heilungen wollte er nichts wissen, weil sie ihm zu spektakulär waren. „Bedankt euch bei der hl. Philomena – nicht bei mir!“ Er wollte nur eines: die Heiligung seiner Gemeinde nach Gottes Willen. Das aber wollten die Leute von Ars zunächst gar nicht. Erstens, weil es sie aus der Routine ihrer Gewohnheiten herauszureißen drohte, und zweitens, weil sie sich nicht vorstellen konnten, in welche neue Freiheit sie dieser Verzicht führen sollte.

Den Alkohol und den Tanz mit all seinen Folgen erkannte der Pfarrer von Ars sehr schnell als die schlimmsten Feinde der Freiheit zu Gott. Er erkannte genau, dass er diese Feinde mit menschlichen Mitteln niemals besiegen könnte. Mit pastoralen Methoden war diese Pfarrei nicht „in den Griff“ zu bekommen. Zur Umkehr bewegen konnte diese Menschen nur Gott. Und das hieß zuerst durch die Umkehr des Pfarrers. Das bedeutete für ihn: durch die Sakramente der Kirche und das Gebet. Das konnte aussehen wie ein Pastoralplan. Aber es war das genaue Gegenteil, nämlich die Pfarrei und sich selbst allein Gott zu überlassen.

Das bedeutete für den Pfarrer von Ars nicht, Formen der Askese, Strapazen oder Schikanen um ihrer selbst willen auf sich zu nehmen. Das wäre Selbstherrlichkeit oder Eigenmächtigkeit gewesen, also das Gegenteil von Opfer aus Liebe zu Jesus. Alle Biografien betonen seine Ausgewogenheit. Was sein Leben aus der Taufe zum Vorbild für die Gläubigen werden ließ, war die Nähe zum Heiland durch die Stunden der Anbetung und die Güte zu den Menschen - zu *allen* Menschen, die zu ihm kamen. Wer beichten und sich bekehren wollte, wurde aufgenommen. Für die anderen wurde solange gebetet und gefastet, bis sie von selbst zur Beichte kamen. Manche holte er sich mit Zureden in den Beichtstuhl. Den hartnäckigen Besitzern der vier Tanzlokale in Ars, die allen Bekehrungsbemühungen widerstanden, zahlte der Pfarrer solange, was sie einnahmen, bis sie ihre Geschäfte aufgaben.

All dies geschah nicht von heute auf morgen. Ars wandelte sich nicht einfach, nur weil es einen neuen Pfarrer hatte. Es brauchte etwa zehn Jahre – andere sagen, es vergingen 25 Jahre - bis er sagen konnte: „Ars ist nicht mehr Ars“. Die Getauften mussten sich langsam von ihren Gewohnheiten trennen und lernen, dass ein Leben aus der Taufe etwas anderes ist als das Leben, das sie gewohnt waren. Vor allem, dass es sich lohnt. Dass die Arbeit nicht weniger wird, aber die Zufriedenheit größer. Dass der Himmel eine Realität ist, die man schon auf dieser Erde zu spüren begann.

Jeder spürte, dass in Ars etwas anders geworden war. Aber niemand wusste genau, *wie* das geschah – weder im Dorf, noch in der Umgebung. Die Pfarrer der Nachbargemeinden wurden neidisch auf die Veränderungen und ersannen Verdächtigungen, die sie dem Bischof mitteilten. Junge Menschen wollten sich die Freude an den Lustbarkeiten nicht nehmen lassen und verspotteten den Pfarrer wegen seiner Blässe als Sittenwächter, der selbst nicht lebt, was er predigt. Man verdächtigte ihn, ein Kind gezeugt zu haben, das er in die *Providence* zur Erziehung gab, weil dessen Mutter, eine Frau von zweifelhaftem Ruf, sich das Leben genommen hatte. Das musste ihm wehtun. Aber es änderte nichts, weder an seinen Worten, noch an seinen Taten. Die Liebe war

stärker. Die Liebe zu Gott und zu den Brüdern - bis alle Pfarrer bei ihm beichteten. Am letzten Osterfest des Pfarrers – es war 41 Jahre nach seinem Amtsantritt, die Bevölkerung von Ars hatte sich verdoppelt - hatten von 500 Gläubigen 5 nicht gebeichtet. Der Pfarrer sagte: „Ich wäre der glücklichste Priester, wenn ich nicht als Pfarrer vor Gott treten müsste.“ Darin sah er seine Verantwortung für die Gemeinde: Auf Gottes Wort antworten.

Das Geheimnis der Bekehrung von Ars aus der Taufe ist die Heiligkeit des Pfarrers. Der heilige Pfarrer verrät seinen Gläubigen dieses Geheimnis in seiner Predigt zum Fest Allerheiligen. „Seid heilig, wie ich heilig bin, sagt uns der Herr. Warum gibt uns Gott solch ein Gebot? Weil wir seine Kinder sind. Und wenn der Vater heilig ist, müssen es auch die Kinder sein ... Die Heiligkeit besteht nicht in den großen Dingen, sondern in der treuen Beobachtung der Gebote Gottes und in der Pflichterfüllung an dem Platz, an den Gott uns gestellt hat. Wir sehen oft, dass einer, der in der Welt lebt und treu die kleinen Pflichten seines Standes erfüllt, Gott wohlgefälliger ist als die Einsiedler in ihren Wüsten ... Er unterwirft sich dem Willen Gottes in allen Kreuzen und Widrigkeiten, die ihn treffen. Er klagt niemanden an, sondern er bekennt, dass er selbst in seiner Sündhaftigkeit mit der Gerechtigkeit Gottes beschenkt worden ist. Als guter Vater sucht er nur das Heil seiner Kinder, und er tut nie etwas, was ihnen ein Ärgernis sein kann. Ihr nennt einen solchen einfach einen rechtschaffenen Menschen. Aber seht, Gott nennt ihn den Menschen des Wunders, den Heiligen, den großen Heiligen ... Die Heiligen sind nur heilig geworden nach vielen Opfern und Selbstüberwindungen ... An zweiter Stelle möchte ich sagen, dass wir die gleichen Gnaden haben wie sie. Hat vor allem die Taufe nicht dieselbe Fähigkeit uns zu reinigen ... und die Gnade in unseren Seelen zu vermehren? Fehlt uns die Gnade also mehr als den Heiligen? ... Ja, wir können heilig sein! Und wir müssen uns anstrengen, es zu werden wie sie. Die Heiligen waren sterbliche Menschen wie wir ... Wir haben dieselben Hilfen, dieselben Gnaden, dieselben Sakramente ... Wir können Heilige werden, weil Gott uns seine Gnade niemals verweigern wird. Er ist unser Vater, unser Heiland und unser Freund. Er wünscht brennend, uns von den Übeln der Welt befreit zu sehen. Er will uns mit vielen Gütern überhäufen, nachdem er uns schon in diesem Leben unermessliche Tröstungen gegeben hat, einen Vorgeschmack auf den Himmel, den ich euch wünsche“ (Rossé 125). Das war es, was der Pfarrer von Ars den Gläubigen seiner Gemeinde wünschte: Den Vorgeschmack auf den Himmel, die persönliche Glückseligkeit hier und jetzt durch den Empfang der Sakramente – und ein entsprechendes Leben als Zeugnis für Gottes Barmherzigkeit. Aber bis dahin war es noch ein langer Weg. Ein Hirtenjunge hatte ihm den Weg nach Ars gezeigt. Der neue Pfarrer würde ihm den Weg zum Himmel zeigen.

## Seminar: „Mit Gott ist in der Seele allezeit Frühling“

### Heilung durch den heiligen Pfarrer von Ars

#### Teil I: Taufe

#### 2.Vortrag: „... sondern Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes ...“

Im ersten Vortrag hatten wir von der *Berufung* des Pfarrers von Ars gesprochen: Er wollte den Menschen, die ihm anvertraut waren, den Weg zum Himmel weisen. Zu einem Vorgeschmack auf die Glückseligkeit in der Heimat des Himmels sollte für die Gläubigen das Leben auf dieser Erde werden. Aber das würde ein langer Weg sein. Denn vielen Erdenbürgern schien an der Heimat des Himmels nicht viel gelegen. Sie konnten mit dieser Realität nichts anfangen. Man würde sie zunächst davon überzeugen müssen, dass der Himmel überhaupt eine Realität *ist* – und wie der neue Pfarrer meinte, *die* Realität, auf die unser Leben auf dieser Erde ausgerichtet ist, nach der wir die tiefste Sehnsucht haben, oft ohne es zu wissen.

Das Leben aus der Taufe sollte die Wirklichkeit der Heimat im Himmel bewusst machen. Den Weg zum Himmel zu weisen, zur Glückseligkeit, war also die *Berufung* des Pfarrers von Ars. Aber worin bestand seine *Identität*? Er selbst hat es in *einem* Satz gesagt: „Priester sein heißt, die Liebe im Herzen Jesu zu sein.“ Diese Liebe im Herzen Jesu wollte er durch sein Leben als Pfarrer den Menschen in Ars vermitteln.

Bevor wir zu erfahren suchen, nicht wie er das gemacht hat, sondern wie ihm das geschehen ist, fragen wir zunächst, wie er dort hingekommen ist – gleichzeitig nach Ars und zum Priestertum - zu jenem Priestertum, das er als der Liebe im Herzen Jesu bezeichnet. Begleiten wir also sein Leben von dort an, wo wir es im ersten Vortrag verlassen haben. Nach der Hundert-Kilometer-Fußwallfahrt als Bettler nach La Louvesc mit dem flehenden Gebet, doch noch Priester werden zu dürfen, empfängt er das Sakrament der Firmung durch Kardinal Fesch, Erzbischof von Lyon und Onkel von Napoleon, der sich 1804 selbst zum „Kaiser aller Franzosen“ gekrönt hatte. Mit dem Vertrauen, von Jesus den Heiligen Geist empfangen zu haben wie Johannes der Täufer, nennt sich Jean-Marie nun Jean-Marie Baptiste – und ist fest überzeugt, dass er von jetzt an richtig lesen und schreiben kann.

Im Herbst 1809 wird Vianney zu den Waffen gerufen. Ein Fieber, das ihn 16 Tage im Krankenhaus von Roanne nördlich von Lyon festhält, trennt ihn von seinem Truppenteil, der bereits zu Napoleons Spanien-Krieg in Marsch gesetzt ist. Auf der einsamen Suche nach seinem Regiment erklärt ihm ein Deserteur in Bauerntracht, er würde den Eltern unnötig wehtun, für Kaiser Napoleon sein Leben zu riskieren, denn dieser befinde sich bereits im Krieg mit dem Papst und wäre exkommuniziert. Auf diese Weise wird Napoleons gehorsamster Soldat Vianney zum Kriegsdienstverweigerer - offenbar nicht ganz unfreiwillig, denn den Fremden, der ihm seinen schweren Rucksack und sein Gewehr trägt und ihn durch dunkle Wälder in das abgelegene Bergdorf Les Noes westlich von Roanne führt, bezeichnet er später als „einen Boten des Himmels.“

Der Bürgermeister versteckt ihn vor den Gendarmen zunächst auf dem Heuboden seiner Cousine, später macht er ihn unter dem Namen Jerome Vincent zum Schulmeister. Zum Katechet macht Vianney sich selbst. Die Leute schätzen seinen Ernst und seinen Humor. Man nennt ihn „unser Cousin“. Die Cousine des Bürgermeisters sagt ihm: „Sie werden Priester werden – da werden Sie eine Menge Gäste haben!“ und schenkt ihm zum Abschied ein Dutzend Servietten aus ihrer Aussteuer. Diese Witwe Fayot, die ihm das Leben gerettet hat, indem sie ihr eigenes riskierte, hat Vianney nie vergessen: „Ich habe viele gute Seelen kennen gelernt, aber keine bessere als diese.“

Im März 1811 verfügt Napoleon aus Anlass seiner Hochzeit eine Generalamnestie für alle Deserteure. Nach 14 Monaten kann Vianney kurz nach dem Tod seiner Mutter in sein Heimatdorf Dardilly zurückkehren, sein jüngerer Bruder übernimmt seinen Listenplatz in der Armee. Beim Pfarrer Balley in Ecully versucht Jean-Marie noch einmal vergeblich, sich durch das Erlernen des Lateinischen auf das Seminar vorzubereiten. Dennoch erhält er als ersten Schritt zur Priesterweihe die Tonsur und die Soutane und heißt nun Abbé Vianney. Im Kleinen Seminar von Verrieres absolviert er das Philosophie-Studium auf Französisch. Vom Priesterseminar in Lyon wird er nach 40 Tagen wegen mangelnder Lateinkenntnisse zu Pfarrer Balley zurückgeschickt. Balley bereitet ihn unverdrossen auf die Weihen vor. Die Resultate lassen auf sich warten.

Nicht zum ersten und nicht zum letzten Mal fleht Jean-Marie unter Tränen Maria um ihren Beistand an. Auf Drängen von Pfarrer Balley, der dringend einen Vikar braucht, wird Vianney 1814 zum Subdiakon und 1815 zum Diakon geweiht. Bei seiner Diakonenweihe anwesend sind die drei späteren Gründer des Maristen-Ordens. Generalvikar Courbon urteilt über Vianneys theologisches Wissen für den Priesterberuf: „Was fehlt, ergänzt die Gnade Gottes.“ Zur Priesterweihe fehlt nur noch der Bischof, denn Kardinal Fesch, der Bischof von Lyon, war im Exil in Rom.. Weil Bischof Simon nicht wegen eines einzigen Kandidaten aus Grenoble kommt, geht Abbé Vianney hundert Kilometer zu Fuß nach Grenoble. Auf dem Weg entging er nur knapp der Ermordung durch österreichische Besatzungssoldaten.

Auf Empfehlung von Pfarrer Balley wird Jean-Marie Vianney am 13. August 1815 mit 29 Jahren von Bischof Simon völlig allein zum Priester geweiht. Am 14. August, dem Vorabend von Maria Himmelfahrt, feiert er seine erste heilige Messe: „Gäbe es etwas Größeres als die Eucharistie, Gott hätte es uns gegeben.“ Die Freude des jungen Priesters ist überschwänglich, seine Ehrfurcht vor dem Priestertum für uns schwer nachvollziehbar: „Was ist der Priester etwas Grosses! Was ein Priester wirklich ist, werden wir erst im Himmel erfassen. Würden wir es schon auf Erden verstehen, so würden wir sterben, nicht vor Entsetzen, sondern vor Liebe!“ Das bezog sich nicht auf *sein* Priestertum: „Hätte Gott ein schlechteres Werkzeug, er hätte womöglich das schlechtere geweiht.“

Von 1816 bis 1818 wird er als Vikar zu seinem Fürsprecher Balley in Ecully geschickt. Nach dessen Tod 1818 wird er zunächst zum Pfarr-Administrator und 1821 zum Pfarrer von Ars berufen.

Hier sei die Zwischenfrage erlaubt: Wäre er ohne diesen väterlichen Priesterfreund je Priester geworden? Hätte die Kirche je einen „heiligen Pfarrer von Ars“ kennen gelernt ohne diesen unermüdlichen Begleiter, der sich durch nichts täuschen und durch niemanden enttäuschen ließ?

Der Eifer, mit dem sich Vianney in diesem von Gleichgültigkeit geprägten Dorf ans Werk macht, lässt sich keineswegs nur mit seiner jugendlichen Begeisterung erklären. Vianneys Sache ist auch nicht die Abwehr des Rationalismus und des Atheismus, von denen die Philosophie und weite Bereiche der Theologie dieser Zeit geprägt sind. Auch den Jansenismus einer übertriebenen Askese kann man für die Lebensart des Pfarrers von Ars nicht verantwortlich machen. Der Schlafentzug und der Nahrungsentzug der frühen Jahre sowie seine stundenlangen Gebete auf dem eiskalten Steinboden der Kirche mögen uns heute eher bizarre vorkommen. Um es noch einmal zu sagen: Die Biografen stimmen überein in der Betonung der Ausgewogenheit seiner Lebensweise. Sie machen geltend, wer bei solch einem Arbeitspensum 73 Jahre alt geworden ist, kann nicht gegen seine Natur gelebt haben. Catherine Lassagne, die treueste Mitarbeiterin des Pfarrers, die es ihm in allem gleich tun möchte, warnt er eindringlich: „Ich kann fasten und dabei mein Tagewerk verrichten. Sie können das nicht!“ Dieses Tagewerk beginnt mit dem Aufstehen um 1 Uhr und zunächst 3 Stunden Anbetung auf den Knien, um 7 Uhr heilige Messe, um 11 Uhr Katechismus, in der Mittagszeit Familienbesuche, am Nachmittag Krankenbesuche und am Abend Vesper mit Predigt – dazu ab 1830 täglich 16 Stunden Beichtthören bei zwei



bis vier Stunden Schlaf und einer oder zwei Mahlzeiten im Stehen. Und das fast 30 Jahre bis zu seinem Tod. Der Hausarzt sagte: "Ich weiß nicht, wie das möglich war."

Gibt es außer dem Feuer seiner Gottesliebe und der Leidenschaft für das Heil der Seelen überhaupt eine Erklärung für Vianneys ungewöhnliches Wirken in Ars? Vielleicht können wir von einer prophetischen Vorwegnahme dessen sprechen, was das Zweite Vatikanische Konzil mehr als hundert Jahre nach Vianneys Tod über das einzige Priestertum Jesu Christi und die Hingabe des Amtspriesters an das Priestertum Jesu sagt. So jedenfalls geht es hervor aus dem Einkehrtag von Papst Johannes Paul II. am 6. Oktober 1986 in Ars und den Exerzitien von Kardinal Schönborn Ende September 2009 vor 1200 Priestern aus 78 Ländern - in Ars.

Zum Versuch einer Annäherung an das Geheimnis des heiligen Pfarrers von Ars werden wir also außer der Heiligen Schrift und seinen eigenen Texten die Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils und den Katechismus der Katholischen Kirche zur Hand nehmen müssen. Damit wollen wir herauszufinden, was der Pfarrer von Ars als Priester seinen Gläubigen durch die Sakramente der Taufe, der Eucharistie und der Beichte zu vermitteln suchte und wie das geschehen ist. Denn so viele Aussagen von Zeitzeugen uns auch durch den Seligsprechungsprozess überliefert sind, so sind uns doch nur 85 Predigttexte des Pfarrers erhalten geblieben. Nachdem seine frühen Predigten aus dem Bewusstsein seiner Unfähigkeit häufig aus Predigtvorlagen abgeschrieben waren, fand er später durch den ständigen Ansturm der Beichtenden kaum noch Zeit, selbst zu predigen oder seine Predigten schriftlich vorzubereiten. Pater Lacordaire, einer der berühmtesten Prediger des 19. Jahrhunderts und Wiederbegründer der französischen Dominikaner, sagte nach einer Predigt des Pfarrers von Ars 1845, so sollte jeder Pfarrer predigen: „Durch Sie habe ich den Heiligen Geist kennen gelernt.“ Vianney entschuldigte sich für sein mangelhaftes Französisch. Dem ersten Besuch Lacordaires folgten zwei weitere, „nicht um zu predigen, sondern um zu hören.“ Vianney sagte, die Extreme begegnen sich: die höchste Weisheit mit der totalen Unwissenheit.

Was aber sagt uns das Zweite Vaticanum über die Zuordnung des Amtspriestertums der geweihten Priester einerseits und des allgemeinen Priestertums aller Getauften andererseits zum einzigen Priestertum Jesu Christi? Hören wir zunächst den entscheidenden Text aus der *Dogmatischen Konstitution über die Kirche (Lumen Gentium)* und dann dessen Auslegung im *Katechismus der Katholischen Kirche*. In *Lumen Gentium* 10 heißt es zum allgemeinen Priestertum aller Getauften: „Christus, der Herr, als Hoherpriester aus den Menschen genommen (vgl. Hebräer 5,1-5), hat das neue Volk ‚zum Königreich und zu Priestern für Gott und seinen Vater gemacht‘ (vgl. Apg 1,6; 5,9-10). Durch die Wiedergeburt und die Salbung mit dem Heiligen Geist (das heißt durch die Taufe) werden die Getauften zu einem geistigen Bau und zu einem heiligen Priestertum geweiht, damit sie in allen Werken ... geistige Opfer darbringen und die Machttaten dessen verkünden, der sie aus der Finsternis in sein wunderbares Licht geführt hat (vgl. 1 Petr 2,4-10). So sollen alle Jünger Christi ausharren im Gebet und Gott loben (vgl. Apg 2,42-47) und sich als lebendige, heilige, Gott wohlgefällige Opfergabe darbringen (vgl. Römer 12,1). Überall auf Erden sollen sie für Christus Zeugnis geben und allen, die es fordern, Rechenschaft ablegen von der Hoffnung auf das ewige Leben, die in ihnen ist (vgl. 1 Petr 3,15)“ (LG 10,1). Dieser ganze erste Abschnitt von LG 10 bezieht sich also ausschließlich auf das allgemeine Priestertum aller Getauften und nimmt damit „alle Getauften“ in die Pflicht, ihre Würde und die sich daraus ergebende Verantwortung für die Evangelisierung deutlich werden zu lassen.

Erst im zweiten Abschnitt desselben Paragraphen LG 10 ist dann die Rede vom Amtspriestertum des geweihten Priesters : Wie und wodurch sich das Amtspriestertum des geweihten Priesters vom allgemeinen Priestertum aller Getauften unterscheidet, auch wenn beide immer auf das einzige Priestertum Jesu Christi bezogen bleiben. In *Lumen Gentium* 10, Abschnitt 2 heißt es dazu: „Das gemeinsame Priestertum der Gläubigen aber und das Priestertum *des Dienstes*, das heißt das hierarchische Priestertum, unterscheiden sich dem Wesen.

und nicht bloß dem Grade nach. Dennoch sind sie einander zugeordnet: das eine wie das andere nämlich nimmt je auf besondere Weise am Priestertum Christi teil. Der Amtspriester nämlich bildet Kraft seiner heiligen Gewalt, die er innehat, das priesterliche Volk heran und leitet es; er vollzieht in der Person Christi das eucharistische Opfer und bringt es im Namen des ganzen Volkes Gottes dar, die Gläubigen hingegen wirken Kraft ihres königlichen Priestertums an der eucharistischen Darbringung mit und üben ihr Priestertum aus im Empfang der Sakramente, im Gebet, in der Danksagung, im Zeugnis eines heiligen Lebens, durch Selbstverleugnung und tätige Liebe“ (LG 10,2).

In diesem zweiten Absatz von LG 10 findet sich der große Zankapfel über die Art des *Dienstes der Amtspriester*. Wir dürfen nicht als Haarspalterei für Fachtheologen verkennen, was bis heute direkt oder indirekt einen erheblichen Einfluss auf die Beziehung von Priestern und „Laien“ (Getauften) hat, vor allem aber auf das Selbstverständnis der *Amtspriester und ihren Dienst* innerhalb der Kirche. *Denn man kann das vom Konzil Gesagte auch heute nicht ernst genug nehmen.*

Selbst wenn es mehr als 40 Jahre her ist, erinnere ich mich noch sehr gut, wie wir uns als Studenten und frisch geweihte Priester lustig gemacht haben über jene „Theologen von gestern“, die aus den Konzilstexten eine Sonderstellung des Priesters herauslesen wollten, so als wäre der Priester ein höheres Wesen, das sich durch diese Wesensverschiedenheit von den gewöhnlichen Sterblichen, den „Laien“ unterscheidet. Wir fragten uns, ob wir durch das Weihesakrament, das wir in dem Durcheinander von 1968 empfangen hatten, tatsächlich zu besseren Menschen und zu höheren Wesen, also zu einer Art Elite-Christentum geworden waren. Sollte diese Unterscheidung wirklich *die* große Neuigkeit und die Zukunftsvision des Konzils über die Identität des Priesters gewesen sein? Ich weiß noch, wie wir sogar im Kloster am liebsten in Zivil herumliefen, nur um uns mit dieser „weltfremden“ Sicht des Priesters durch das Konzil nicht identifizieren zu müssen.

Zum Nachdenken über den umstrittenen Konzilstext von *Lumen Gentium* 10 kam ich erst Jahre später. Nach meiner psychotherapeutischen Ausbildung am C. G. Jung-Institut in Zürich war ich zwei Jahre im Therapiezentrum der „Gemeinschaft der Seligpreisungen“ tätig. Dort hatte ich als Patienten eine Reihe junger Männer, die sich nach ihrer Priesterweihe zunächst für die Ehe und dann für einen anderen Beruf entschieden hatten. Einige wenige von ihnen meinten, „es geschafft“ zu haben. Sie schienen glücklich verheiratet, und sie hatten es zu einer Familie mit fünf Kindern und einer ansehnlichen Stellung in der Industrie gebracht. Aber selbst diese wenigen klagten weiter über eine tieferinnere Wunde, die nach ihrer Erfahrung noch kein Psychotherapeut zu heilen vermochte. Sie sagten übereinstimmend, diese tieferinnere Wunde ließe sich auch nur schwer beschreiben. Ich musste ihnen sagen, dass bei allem Verständnis für ihren tiefen Schmerz auch ich mich außerstande sähe, diese Wunde zu heilen. Ob die Sakramente der Kirche das vermögen, musste ich offen lassen, denn diese tieferinnere Wunde wäre auf ihre Untreue zu jener wesensmäßigen Veränderung zurückzuführen, die den Getauften durch das Sakrament der Priesterweihe gnadenhaft verliehen ist.

Erst diese für meine Patienten schmerzhafteste Erfahrung einer offenbar unheilbaren Wunde durch ihre Untreue zur Christus-Gnade hat meine feststehende Meinung über die Bedeutung von *Lumen Gentium* 10 gründlich ins Wanken gebracht. Ich musste einsehen lernen, dass es nicht stimmt, dass die Priesterweihe den Getauften in seinem Wesen unverändert lässt. Ich musste auch einsehen lernen, dass ich eine falsche Vorstellung von der Solidarität des Priesters mit den Laien hatte. Ich hatte gemeint, wenn ich als Priester etwas anderes als die anderen Menschen dem Grade und nicht dem Wesen nach bin, dann wäre ich durch die Priesterweihe eine Art *post graduate*, den anderen überlegen, weil um einiges gebildeter als sie. Später lernte ich die Präzision des *Katechismus der Katholischen Kirche* schätzen, der in seiner Auslegung von LG 10 sehr deutlich sagt, worin dieser Unterschied zwischen dem allgemeinen Priestertum aller Getauften, also der Laien, und dem Amtspriestertum der geweihten Priester besteht: „Das amtliche oder hierarchische Priestertum der Bischöfe und

Priester und das gemeinsame Priestertum aller Gläubigen nehmen ‚auf je besondere Weise an dem einen Priestertum Christi‘ teil und sind ‚einander zugeordnet‘, unterscheiden sich aber doch ‚*dem Wesen nach*‘ (LG 10). Inwiefern? Während das gemeinsame Priestertum der Gläubigen sich in der Taufgnade, im Leben des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, im Leben gemäß dem Heiligen Geist vollzieht, steht das Amtspriestertum *im Dienst* dieses gemeinsamen Priestertums. Es bezieht sich auf die *Entfaltung* der Taufgnade aller Christen. Es ist eines der *Mittel*, durch die Christus seine Kirche unablässig aufbaut und leitet. Deshalb wird es durch ein eigenes Sakrament übertragen, durch das Sakrament der Weihe“ (KKK 1547).

In diesem Text wird deutlich, worin der Unterschied zwischen dem Amtspriestertum des geweihten Priesters und dem allgemeinen Priestertum aller Getauften besteht: Das Amtspriestertum ist ein *Mittel* zum Zweck, während das allgemeine Priestertum aller Getauften auf den Zweck selbst hingeeordnet ist. Die Mittel *sind* nicht der Zweck, sie *dienen* dem Zweck. Der Zweck der Werke Gottes ist unser Weg zum Himmel; zu unserer Glückseligkeit, unserem ewigen Glück. Die Aufgabe des geweihten Priesters, der diesem Zweck dienen soll, ist also genau das, was der Pfarrer von Ars mit den Worten beschrieben hat: „Ich will dir den Weg zum Himmel weisen“. Der Pfarrer von Ars wusste in seinem Herzen, dass diese Wegweisung zum Himmel ein sehr demütiger *Dienst* sein würde, nämlich das Volk Gottes „zu bilden und zu leiten“. Und der Pfarrer von Ars wusste auch, dass im Zentrum dieses Dienstes als seine ständige Kraftquelle aus der Taufe das eucharistische Opfer stehen würde, das er als geweihter Priester „*in persona Christi*“, in der Person Christi, darzubringen hätte.

Die intensive Diskussion nach dem Konzil, ob sich nun das Amtspriestertum der geweihten Priester und das allgemeine Priestertum aller Getauften „*wesentlich*“ oder „*nur dem Grade nach*“ von einander unterscheidet, ist heute zum Glück weitgehend vergessen. Nicht vergessen ist aber, was sich davon direkt oder indirekt ableitet, nämlich eine neue Art unbewussten Klerikalismus. Denn das Überlegenheitsgefühl vieler Priester leitet sich gerade nicht von dem wesensmäßigen Unterschied des geweihten Priesters ab, sondern von dem gradmäßigen. Der geweihte Priester meint kraft seiner Weihe „etwas Besseres“ zu sein, weil er einen höheren Grad erreicht hat, ob nun an Wissen oder an Tugend, sei hier offen gelassen....

Versuchen wir in drei Schritten klarzustellen (die ich sinngemäß den Priester-Exerzitien in Ars von Kardinal Schönborn übernehme), worum es in den so aktuellen und nach wie vor zukunftsweisenden Konzilstexten geht – und inwiefern der heilige Pfarrer von Ars durch sein ganzes Leben diese so wichtige Lehre der Kirche prophetisch vorausgenommen hat.

Erster Schritt: Was heißt in dem Konzilstext *Lumen Gentium* 10 „wesensmäßig und nicht nur dem Grade nach“? Bestände der Unterschied zwischen dem Amtspriestertum und dem allgemeinen Priestertum aller Getauften tatsächlich in einem gewissen Grad, dann wäre das Amtspriestertum der geweihten Priester nichts anderes als eine größere moralische Vollkommenheit oder ein höherer Tugendgrad. Priester werden hieße dann, ein besserer Christ zu werden, eine Art Elite-Gläubiger gegenüber dem Volk, also den „Laien“. Das ist aber nicht so! Tugendgrade der Vollkommenheit gibt es ausschließlich in der Heiligkeit. Der Heiligkeit sind keine Grenzen gesetzt, sie kann einsame Höhen erreichen. Wer Priester oder Bischof oder Papst wird, wird dadurch nicht automatisch heiliger. Wenn zum Beispiel Johannes Paul II. relativ schnell selig gesprochen werden wird, dann nicht deswegen, weil er Papst geworden ist, sondern wegen jener Heiligkeit, die er sich durch die Art der Ausübung seines Dienstes als Priester, Bischof, Papst erworben hat.

Zweiter Schritt: Inwiefern ist nach dem Konzilstext *Lumen Gentium* 10 die Weihe der Priester keine Diskriminierung der nur Getauften? Wäre das Amtspriestertum, das durch das Weihesakrament verliehen und empfangen wird, tatsächlich ein Unterschied „dem Grade nach“, so wären die Vorwürfe der Diskriminierung, das heißt des Ausschlusses aller Frauen und aller verheirateten Männer vom Weihesakrament, berechtigt, denn

den Frauen wäre allein durch ihr Frausein oder den Männern allein durch ihr Verheiratetsein der Zugang zu einem höheren Grad des Christseins verwehrt. Niemand, keiner Frau und keinem verheirateten Mann, ist es aber verwehrt, heiliger zu werden als alle anderen. Aber eben: die großen Heiligen wie der Pfarrer von Ars hielten sich immer für die größten Sünder.

Dritter Schritt: Was heißt nach dem Konzilstext *Lumen Gentium* 10 „Christus ähnlich werden“? Allen Christen gemeinsam ist der Ruf zur Heiligkeit, weil Christus als der eine Hohepriester der eine Heilige ist. Amtspriester als Werkzeuge Christi zu sein und „*in persona Christi*“ am Altar zu stehen, bedeutet darum aber noch nicht, in *allen* Lebensbereichen, in Gedanken, Worten und Werken fehlerfrei und sündenfrei zu sein. Als Werkzeuge Christi tragen wir den Schatz der Priesterweihe in „irdenen Gefäßen“, wie der Apostel Paulus sagt. Und Paulus weiß auch, warum das so ist: „Wir haben aber diesen Schatz in irdenen Gefäßen, damit der Überschwang an Kraft *Gott* zugemessen und nicht von uns hergeleitet werde“ (2 Kor 4,7).

Dem Apostel folgend ist der *Katechismus der Katholischen Kirche* eindeutig: „Die Gegenwart Christi im Amtsträger ist nicht so zu verstehen, dass dieser gegen alle menschlichen Schwächen gefeit wäre: gegen Herrschsucht, Irrtümer, ja gegen Sünde. Die Kraft des Heiligen Geistes bürgt nicht für alle Taten der Amtsträger in gleichem Maße. Während bei den Sakramenten die Gewähr gegeben ist, dass selbst die Sündhaftigkeit des Spenders die Frucht der Gnade nicht verhindern kann, gibt es viele andere Handlungen, bei denen das menschliche Gepräge des Amtsträgers Spuren hinterlässt, die nicht immer Zeichen der Treue zum Evangelium sind und infolgedessen der apostolischen Fruchtbarkeit der Kirche schaden können. ... Das Priestertum ist ein *Dienst*“ (KKK 1550).

Zusammenfassend hören wir noch einmal den Konzilstext über die Taufe als Priestertum aller Gläubigen, nämlich wie die Taufe alle zu „Mitbürgern der Heiligen und Hausgenossen Gottes“ werden lässt. Der Text zeigt uns, was der heilige Pfarrer von Ars durch den Dienst in seiner Gemeinde vorausgenommen hat und dadurch die Gläubigen zu einer „königlichen Priesterschaft“ (1Petr 2,9) werden ließ: „Durch die Taufe der Kirche eingegliedert, werden die Gläubigen durch dieses Prägnal zur christlichen Gottesverehrung bestellt und ‚wiedergeboren zu Kindern Gottes‘ sind sie gehalten, den von Gott durch die Kirche empfangenen Glauben zu bekennen“ (LG 11).

## Seminar: „Mit Gott ist in der Seele allezeit Frühling“

### Heilung durch den heiligen Pfarrer von Ars

#### Teil I: Taufe

#### 3.Vortrag: „Aufgebaut auf der Grundmauer der Apostel und Propheten“

Im vorigen Vortrag hatten wir das Amtspriestertum des geweihten Priesters als einen *Dienst* am allgemeinen Priestertum aller Getauften kennen gelernt. Das Sakrament der Taufe hat aus dem Nicht-Volk ein Gottesvolk gemacht, „ein auserwähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft, ein heiliger Stamm, ein zu eigen erwähltes Volk“ (1 Petr 2,9). Freilich soll die Berufung zum allgemeinen Priestertum durch das Sakrament der Taufe nicht der Selbstdarstellung dienen, sondern dazu, „dass ihr die Großtaten dessen verkündet, der euch aus der Finsternis berufen hat in sein wunderbares Licht“ (1Petr 2,9).

Das allgemeine Priestertum aller Getauften, der „Laien“, hat also seine eigene Verantwortung. Durch die Taufe auf den Namen Christi, des Heiligen, ist dieses Volk schon anfänglich geheiligt. Das Ziel seiner Berufung ist jedoch die vollkommene Heiligkeit. Das Gottesvolk zu dieser Heiligkeit hinzuführen, ist der *Dienst* der geweihten Priester. Durch die vollkommene Hingabe an diesen Dienst hat der Pfarrer von Ars die Gemeinde seines winzigen Dorfes zu einem geistlichen Zentrum Europas gemacht, eines von Revolutionen und Rationalismen gerüttelten und geschüttelten Europas.

Bevor wir fragen, worin die „Grundmauer der Apostel und Propheten“ bestand, auf welche die Gemeinde als „Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes“ aufgebaut werden konnte, betrachten wir zunächst die verschiedenen Etappen der 41 Jahre des Dienstes an dieser Gemeinde, die „Monsieur Vianney“ als Pfarrer in Ars zugebracht hat.

1818 als Pfarr-Administrator nach Ars berufen, wird er 1821 zum Pfarrer ernannt. Von Anfang seines Dienstes bis zu seinem Lebensende 1859 geht er daran, die durch die Revolution weitgehend verwüstete Kirche zu restaurieren, zu vergrößern und zu verschönern. Im ersten Jahr bringt er Altar und Tabernakel in eine würdige Form, im zweiten Jahr baut er den Glockenturm neu, um dort zunächst eine und 1820 eine zweite neue Glocke aufhängen zu können. 1821 erneuert und erweitert er die Kapelle der Heiligen Jungfrau. 1822 wird die Kirche mit einer neuen Decke versehen. 1823 baut der Pfarrer die Kapelle des Heiligen Johannes des Täuflers. Außerdem erneuerte und verschönerte er Jahr für Jahr den äußerst ärmlichen Bestand an geistlichen Gewändern und Ornamenten, zum Beispiel drei Banner und einen neuen Baldachin für die Fronleichnamsprozession, zumeist bezahlt vom Grafen des Garets.

1824 kauft der Pfarrer ein Haus für *La Providence* („die Vorsehung“), eine kostenfreie Schule, zunächst für die Mädchen von Ars, dann für streunende Mädchen, die bettelten oder sich prostituierten oder beides. Mehrmals erweitert er *La Providence* als Baumeister und Maurer und hilft bei der Räumung der Latrinen..

1833 baut er die Ecce Homo Kapelle und läßt in der Marienkapelle eine vergrößerte Marienstatue mit einem vergoldeten Herzen aufstellen, in das er die Namen aller Pfarrei-Angehörigen einträgt.

1837 baut er die Kapelle der „heiligen“ Philomena mit einer großen Statue dieser Jungfrau und Märtyrerin, die es vermutlich nie gegeben hat, und macht sie für alle Wunder in Ars verantwortlich.

1840 baut er die Kapelle der heiligen Engel, 1844/45 erweitert er den Chor der kleinen Kirche.

1847 weiht er die von ihm gebaute Kapelle der *Providence* und überlässt die *Providence* schweren Herzens den Schwestern des heiligen Joseph, die für qualifizierte Lehrkräfte und geregelte Finanzen sorgen.

Im gleichen Jahr beginnt er mit dem Bau einer Knabenschule und holt als Lehrer 1849 die Schulbrüder von der Kongregation der Heiligen Familie und baut ihnen eine eigene Kapelle.

1855 baut er eine neue Sakristei. Noch in seinem Todesjahr 1859 schafft er einen Marmor-Altar und einen vergoldeten Tabernakel an und sammelt für eine größere Kirche. Soweit einige Daten seiner Bautätigkeit.

Neben dem Bau der sechs Kapellen gründet er im Lauf der Jahre sechs Bruderschaften und indirekt drei Ordensgemeinschaften. In den umliegenden Dörfern finanziert er 97 „Missionen“. Nach einer seiner schwersten inneren Krisen, die ihn bis an den Rand der Verzweiflung und „den Abgrund der Hölle“ treiben, beginnt 1823 das Wort vom „heiligen Pfarrer von Ars“ die Runde zu machen. Schlaf- und Nahrungs-Entzug waren nicht unbemerkt geblieben, die lärmenden nächtlichen Auseinandersetzungen mit dem Bösen noch weniger. Der Zustrom der Pilger und Beichtenden ließ dem Pfarrer kaum noch Zeit für andere Aufgaben wie Missionen in den Nachbargemeinden, denen er seinen Ruf als Beichtvater verdankt. In Trevoux trug die andrängende Menge den Beichtstuhl samt Pfarrer weg. Um 1829 datiert man die „wunderbare Kornvermehrung“ in der *Providence*, eine rational nicht zu erklärende Vermehrung des (fast) ausgegangenen Getreides zur Ernährung der Schülerinnen.

Die politische Revolution von 1830 nutzen einige wenige „Pfarrkinder“, dem Pfarrer nach den wüstesten Beschimpfungen ein Kind anzudichten, dessen allein erziehende Mutter von zweifelhaftem Ruf sich ertränkt hat, und das er deswegen in die *Providence* zur Erziehung gegeben hat. Dort erkrankt die „Direktorin“ Catherine Lassagne lebensgefährlich und sieht sich nur durch ein Wunder gerettet.

Als der Graf des Garets sich 1834 in Ars niederlässt, will er von 30.000 Pilgern pro Jahr gehört haben. Diese Zahl sollte sich in den kommenden 25 Jahren um ein Vielfaches vermehren. Die übermäßige Beanspruchung durch den ständigen Pilgerstrom brachte dem Pfarrer 1843 eine lebensbedrohliche Lungenentzündung. „Ich kämpfe gegen vier Ärzte – wenn der fünfte kommt, bin ich tot.“ Nach einem ersten nächtlichen Fluchtversuch 1840, bei dem ihn ein Wegekreuz zur Umkehr nach Ars bewegt hatte, ist die Folge der schweren Krankheit ein zweiter Fluchtversuch in sein Heimatdorf Dardilly und in das Kloster Notre-Dame de Beaumont - und schließlich – auf ein Wort des Herrn hin - die Rückkehr nach Ars. Von Ars hatte man bereits eine regelmäßige Bahn-Verbindung nach Lyon geschaffen. Dort hatte man 1845 einen Extraschalter für Rückfahrkarten nach Ars mit 7 Tagen Gültigkeit eingerichtet. So lange musste man in Ars auf eine Beichte warten.

Um in der Pfarrei für Ordnung zu sorgen, schickt der Bischof 1845 Monsieur Raymond als Vikar nach Ars. Antoine Raymond, dem der Pfarrer von Ars seine Ausbildung als Priester finanziert hatte, war nicht viel am Pfarrer von Ars gelegen, umso mehr aber an Ars: Er wollte der Pfarrer von Ars sein – und er zeichnete in den Kirchenbüchern auch mit „Curé d’Ars“. Er hielt den Pfarrer für geistig nicht auf der Höhe der Zeit und sagte das auch in der Predigt. Nach der Zusammenarbeit mit seinem Vikar befragt, antwortete der Pfarrer dem Bischof: „Er hat mir immer die Wahrheit gesagt. Und er hat mich nie geschlagen.“ Catherine Lassagne ist fassungslos, dass der Pfarrer seinen Vikar wirklich liebt und dass er von dessen „modernen“ Predigten begeistert ist.

1853 wird Monsieur Raymond gegen den Kaplan Toccanier ausgetauscht, der die Pfarrei ganz in die Hand nehmen soll. Das führt zum dritten Fluchtversuch des Pfarrers. Ziel ist ein neues Anbetungszentrum, das er für eine Vorstufe zum Trappistenkloster hält. Als Mönch „sein armes Leben in der Einsamkeit zu beweinen“, war das Wunschziel seines Erdenlebens. Aber dieser letzte Fluchtversuch endet relativ schnell: Im Dorf wird Feueralarm gegeben, der Pfarrer wird von der Gemeinde eingefangen – und dorthin getragen, wo man meint,

dass er hingehört: in den Beichtstuhl von Ars. Der Kommentar des 67jährigen Pfarrers: „Ich habe mich aufgeführt wie ein Kind“.

In der Zeit des schlimmsten Pilgerandrangs fährt um Mitternacht eine Kutsche beim Pfarrhaus vor, zwei Herren steigen aus und sagen, es wäre alles bereit für die vom Pfarrer so ersehnte Flucht. Kamen die Herren aus Dardilly, um den Pfarrer in sein Heimatdorf zu locken? Der Pfarrer sagt höflich, er hätte leider keine Erlaubnis vom Bischof, Ars zu verlassen – und flüchtet sich zum Allerheiligsten. Er erkennt seine Fluchtversuche als Versuchungen. Der Biograf George William Rutler schreibt: „Die meisten Menschen packt der Teufel bei ihrem Hochmut, den Pfarrer von Ars suchte er bei seiner Demut zu erwischen.“

1852 wird er zum Ehrendomherr ernannt. Die rote Mozetta mit dem Hermelinkragen, die ihm der Bischof umgehängt hat, macht er am gleichen Tag zu 50 Franken für eine Mission. 1855 geht durch die Presse, Kaiser Napoleon III. hätte den Pfarrer von Ars mit dem Kreuz eines Ritters der Ehrenlegion (einer Art Bundesverdienstkreuz) ausgezeichnet. Nachdem er in Erfahrung gebracht hat, dass mit dieser Auszeichnung keine Rente verbunden ist, lässt der Pfarrer dem Kaiser sagen: „Den Armen hilft der Orden leider gar nichts. Deswegen verzichte ich darauf.“ Er ist nicht bereit, für die Zustellung der staatlichen Ehrung 12 Franken zu bezahlen. Schließlich übernahm Vikar Toccanier die Gebühr. Als der Pfarrer das Siegel des Kaisers an der Verpackung aufbrach, fiel sein Blick auf das Kreuz der Ehrenlegion. Seine Enttäuschung war groß. „Keine Reliquien, nur das! Wenn ich damit vor Gott erscheine, sagt er mir: Geh! Du hast deinen Lohn schon erhalten.“

1858 steigt die Zahl der Pilger in Ars auf 100.000. Der Pfarrer hört 17 Stunden Beichte pro Tag, aber man muss trotzdem sieben Tage warten, um für wenige Minuten mit ihm allein zu sein. Man reißt sich Fetzen von seiner Soutane, schneidet sich, wenn er unterwegs ist, einige Haare ab, und verehrt sie als Reliquien.

1859 stirbt der Pfarrer an Erschöpfung. Zwanzig Priester in feierlicher Prozession bringen die letzte Kommunion an sein Totenbett. Er bezahlt seinen Arzt und sagt ihm, er brauche nun nicht mehr zu kommen. „Damit es nicht noch teurer wird. Ich habe nur noch 36 Franken“. Dann wendet er sich an die Priester, seine Brüder: „Wie gut der liebe Gott ist. Wenn wir nicht zu ihm kommen, kommt er zu uns.“

Aber kommen wir zurück zu unserer Eingangsfrage: Wer sind jene „Apostel und Propheten“ auf deren Grundmauer das neue Gottesvolk, nämlich die Kirche und zunächst die Gemeinde, aufgebaut ist? Die biblischen Kommentare stimmen darin überein, es handle sich hier nicht so sehr um die Propheten des Alten Testaments als vielmehr um die des Neuen, die zusammen mit den Aposteln die göttliche Offenbarung des Evangeliums verkündet haben. Damit wurden sie gleichsam zur Grundmauer, auf welche die Kirche aufgebaut ist. Wo aber finden wir diese Gestalten? Nach der Himmelfahrt Jesu heißt es: „Da kehrten die Apostel nach Jerusalem zurück ... und stiegen in das Obergemach hinauf, wo sie sich ständig aufhielten.“ Nach der Aufzählung der Apostel heißt es weiter: „Diese alle verharrten einmütig im Gebet mit den Frauen und Maria, der Mutter Jesu“ (Apg 1,12ff). Maria, die Mutter Jesu, ist es also, die die Apostel und die Propheten im Obergemach zusammenhält in der Erwartung des Heiligen Geistes, durch dessen Ausgießung am Pfingsttag die Kirche gegründet wird. Wir können also sagen, durch ihren Glauben und ihre Heiligkeit wird Maria hier zum Vorbild jener Apostel und Propheten, die die Grundmauer der Kirche bilden. Und Maria ist auch jene, zu der der heilige Pfarrer von Ars ein blindes Vertrauen hatte. Wir hatten es schon gehört. Sie war seine erste Liebe, seine „Prophetin“ von Kindheit an. Darum wollen wir in diesem Referat über die Apostel und Propheten als Grundmauer der Kirche die Beziehung des Pfarrers von Ars zu Maria genauer betrachten. Was können wir von ihrem Leben lernen über die Bedeutung der Taufe als innere Nähe zu Jesus? Über jene Nähe zu Jesus, in die der Pfarrer von Ars die Getauften führen wollte, um ihnen den Weg zur Herrlichkeit des Himmels zu zeigen.

Was wissen wir überhaupt von Maria, der Maria des Evangeliums? Die Maria des Evangeliums ist die Maria der Apostel und Propheten, und damit auch die Maria der Armen und Kleinen - die „Geliebte“ des Pfarrers von Ars. Maria ist jene, die von ihrer Cousine Elisabeth mit den Worten begrüßt wird: „Glücklich, die *geglaubt* hat, was der Herr dir verheißen hat!“ (Luk 1,43). Der *Glaube* Marias führt sie zu jener Offenheit für die Botschaft des Engels, mit der Maria *Gott* das Leben als Mensch ermöglicht. Eine Botschaft von buchstäblich unerhörter Größe und Weite: „Fürchte dich nicht Maria, denn du hast Gnade gefunden bei Gott. Siehe, du wirst empfangen und einen Sohn gebären, und du sollst ihm den Namen Jesus geben. Dieser wird groß sein und Sohn des Höchsten genannt werden. Gott, der Herr, wird ihm den Thron seines Vaters David geben. Herrschen wird er über das Haus Jakob in Ewigkeit. Und seiner Herrschaft wird kein Ende sein“ (Luk 1,30).

Lukas ist der einzige der vier Evangelisten, der über die Umstände der Geburt Jesu überhaupt etwas berichtet. Aber ist jene Weihnachtsgeschichte, die wir alle so gut zu kennen meinen, bei aller Fülle der Information tatsächlich etwas anderes als eine diskrete Umschreibung, dass selbst Lukas nicht weiß oder nicht wissen will, wo *genau* diese Geburt vonstatten ging? Der Satz: „Und sie (Maria) gebar ihren Sohn (Jesus), den Erstgeborenen, wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, weil für sie in der Herberge kein Platz war“ enthält keinerlei Angabe über den Ort der Geburt Jesu in Betlehem. Weiß Lukas das nicht oder will er das nicht wissen, weil es ihm nicht interessant erscheint? Von einem „Stall“ ist bei Lukas jedenfalls nicht die Rede, von „Ochs und Esel“ schon gar nicht. Das alles sind spätere Ausschmückungen. Man weiß zwar, dass die Bauern, die arm waren, Felsgrotten in der Umgebung für ihre Tiere nutzten, aber von einer „Grotte“ als Geburtsort Jesu ist zum ersten Mal bei Justinus dem Märtyrer, also im 2. Jahrhundert, die Rede. Und „Ochs und Esel“ dürften ein Import aus dem Buch des Propheten Jesaja sein. Ein theologischer Import von zwei Tieren, kein atmosphärischer, um dem Jesuskind Gesellschaft zu leisten und durch ihre Körperwärme für eine angenehme Klimatisierung zu sorgen, wie uns spätere Darstellungen der Geburt Jesu suggerieren möchten. Bei Jesaja 1,3 lesen wir: „Der Ochs kennt seinen Besitzer und der Esel die Krippe seines Herrn. Israel aber erkennt mich nicht, mein Volk hat keine Einsicht.“ Gleichgültigkeit also und Verblendung. Von der Freude über die Geburt des Messias oder gar des Sohnes Gottes, der gekommen ist, Israel zu erlösen, keine Spur.

Der Engel gibt den Hirten als einziges Zeichen für den neugeborenen Heiland: „Ihr werdet ein Kind finden, in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend“ (Luk 2,12). Das war schon außergewöhnlich genug, denn so hatte man sich den Messias nun wirklich nicht vorgestellt. Aber *wo* dieses Kind in der Krippe liegt, verrät der Engel nicht. Oder wissen es die Engel nicht, weil Lukas es nicht weiß? Beides ist gleich unwahrscheinlich. Wahrscheinlicher ist, die Engel wussten es so gut wie Lukas, es interessierte nur niemanden, und also wird es nicht erwähnt. Allein entscheidend und darum laut zu verkünden ist, *dass* Gott als Mensch geboren ist. Die Details des *Wo und Wie* dieser Geburt hätten für das Fernsehen interessant sein können - für den Engel und den Evangelisten waren sie es nicht. Der Engel muss den Hirten einen außerordentlichen Spürsinn für das Kind zugemutet haben: Weil die Hirten das Kind finden *wollten*, haben sie es auch gefunden, um es sogleich anzubeten, wo es war und wie es war – und den erstaunten Eltern zu berichten, was der Engel über dieses Kind zu sagen hatte. Maria würde „alle diese Worte in ihrem Herzen bewegen“ - dreißig Jahre lang!

Wenn Lukas dem erwachsenen Jesus später die Worte in den Mund legt: „Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel haben ihre Nester, nur der Menschensohn hat keinen Ort, wo er sein Haupt niederlegen kann“ (Luk 9,58), dann weiß er, wovon er spricht: Das hat schon mit der Geburt Jesu angefangen, dass er auf Erden „keinen Ort“ hatte, dass sein ganzes Erdenleben ein einziges *Pessach* war, ein Vorübergehen, weil seine Heimat im Himmel ist. Und darum ist auch „unsere Heimat im Himmel“ (Phil 3,20; Hebr 11,16). Das wusste Maria von Anfang an. Und das wusste auch der Pfarrer von Ars. Darum waren die beiden so innige Weggefährten: In allen Gefahren waren sie gemeinsam auf dem Weg zum Himmel.



Ob nun diese „Krippe“, die Maria mit dem Instinkt der Mutter gerade noch irgendwo entdeckt hat, damit das Kind darin liegen kann, weil „in der Herberge kein Platz für sie“ war, ein Futtertrog für die Nahrung der Tiere oder ein Backtrog für die Zubereitung des Brotteigs für die Menschen war, auch das lässt Lukas offen. Die Kirchenväter haben daraus gelesen, der Mensch gewordene Gott hätte sich schon früh den Menschen zur Nahrung dargebracht. Die heilige Kommunion an seinem Leib hätte nicht erst mit seinem Tod begonnen, sondern schon mit seiner Geburt. Diese Gedanken sind von außerordentlicher Aktualität, denn wie damals die Gnosis, so meint heute die Esoterik, ein Gott könne nicht Mensch werden und schon gar nicht sich den Menschen als Nahrung hingeben in seinem Leib. Darum betonen die Kirchenväter, die Jungfrau Maria hätte Jesus als Sohn des lebendigen Gottes in Bet-lehem geboren, das heißt übersetzt, im Haus des Brotes oder besser noch *als* Haus des Brotes. Das ist keine Ausschmückung wie „die Grotte“ oder „der Stall“, sondern eine *Auslegung* zur Verdeutlichung des Sinns der Menschwerdung Gottes: Das Wort ist Fleisch geworden, um den Menschen als Nahrung zu dienen im geistlichen *und* im körperlichen Sinn. Das ist der „Ort“, um den es Lukas ging. Und um diesen „Ort“ ging es der ganzen frühen Kirche. Die Übernahme von Ochs und Esel aus dem Buch Jesaja in die Geburtszene Jesu diente darum auch zuerst der *Auslegung* und nicht der Ausschmückung, nämlich um den Menschen klarzumachen, dass sie in Jesus nicht den Mensch gewordenen Gott erkannt haben. Erst später wurden Ochs und Esel von der Auslegung zur Ausschmückung, sie dienten nun dazu, Maria und Josef mit dem Jesuskind Gesellschaft zu leisten, und als interessierte Vertreter der alten Schöpfung in die Krippe zu schauen, was es dort Neues gibt.

Aber kommen wir zurück auf die Gerüchte um diese merkwürdige Empfängnis und Geburt, die so gar nicht in das „Wissen“ der Menschen passen wollten, und mit denen Maria ein Leben lang konfrontiert blieb. Gerüchte gab es gerade genug. Sogar eine Legende gab es, dieser Jesus wäre der Sohn eines römischen Soldaten, mit dem Maria sich eingelassen hätte. Die Bemerkung einiger Juden in Johannes 8,41 mag eine Anspielung darauf sein: „Wir sind schließlich nicht aus der Hurerei geboren, wir haben nur *einen* Vater, nämlich Gott.“

Kein Wunder also, dass alle frühen Glaubensbekenntnisse gemeinsam mit dem „geboren von der Jungfrau Maria“ das „empfangen vom Heiligen Geist“ betonen. Damit soll nicht nur den Christen der Inhalt ihres Glaubens immer neu in Erinnerung gerufen werden gegen alle Gerüchte, es soll auch deutlich werden, dass Jesus als Sohn Gottes nicht irgendein Mensch ist, mit dem man irgendeinen Weg unter vielen anderen gehen kann, sondern dass er als Verkörperung der *neuen* Schöpfung wirklich der *neue Weg* ist, wie sich die ersten Christen nannten oder wie Jesus von sich selbst sagte: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Keiner kommt zum Vater außer durch mich“(Joh 14,6).

Ob Maria wirklich ihren *ganzen* Weg vorausgeahnt hat, die *ganze* Wahrheit und das *ganze* Leben, das durch die Botschaft des Engels auf sie zukam, ist schwer zu ermessen. Sicher ist, bei allem inneren Wissen über das Kommende war es ihr *Glaube*, der sie antworten ließ: „Ich bin die Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Wort“ (Luk 1,38). Schon deswegen, weil durch Marias Glaube und Vertrauen zu der unerhörten Botschaft des Engels eine *neue* Schöpfung beginnt, gehört sie zur „Grundmauer“, zum Fundament der Apostel und Propheten, über das sich die Kirche erheben wird.

Auf das „Ja“ Marias zur Botschaft des Engels folgt bei Lukas der Satz: „Und darauf verließ sie der Engel“. Das ist nicht nur der Abschluss der Geschichte, Maria war jetzt tatsächlich allein – und das für den Weg der nächsten dreißig Jahre! Dreißig Jahre hatte sich Marias Glaube an die Botschaft des Engels zu bewähren, ohne dass es irgendwelche äußeren Zeichen gab, die diesen Glauben bestätigt hätten, sieht man von den merkwürdigen Worten des zwölfjährigen Jesus im Tempel zu seinen Eltern ab: „Wisst ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meines Vaters ist?“ Der Text sagt ausdrücklich, die von der Suche nach dem verschollenen Jesus verängstigten Eltern „verstanden seine Worte nicht“ (Luk 2,50).

Auch danach ließ sich Jesus auf keinerlei Erklärung ein. Was sich dann während des öffentlichen Wirkens zwischen Jesus, dem Sohn, und seiner Mutter Maria abspielt, ist auch nicht gerade von jener Sanftheit, die wir von Jesus erwarten. Das „erste Zeichen“ Jesu, nämlich die Verwandlung von Wasser in Wein bei der Hochzeit von Kana (Joh 2,1-11), geht nach dem Text auf eine Initiative Marias zurück: Sie bemerkt, dass den Hochzeitsgästen der Wein ausgeht, und sie gibt Jesus ein diskretes Zeichen in der Erwartung, er könne etwas ändern an dieser heiklen Situation. Sie scheint also ihrem Sohn Kräfte und Möglichkeiten zuzutrauen, die andere Menschen nicht haben. Aber was sie darauf von ihrem Sohn zu hören bekommt, klingt nicht gerade nach dem Verständnis des Sohnes für das Anliegen seiner Mutter: „Was willst du von mir, Frau? Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Andere Übersetzungen sind wörtlicher: „Was gibt es zwischen dir und mir?“ Diese Formulierung geht auf eine hebräische Redewendung zurück, die besagt: „Was ist dein Anteil an dieser Sache und was ist meiner?“ oder kürzer: „Was geht das dich an?“ Aber das ist keine „Abfuhr“ von Jesus. Mit dem Nachsatz: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen“ macht er deutlich, dass er von nun an nicht mehr auf das Wort seiner irdischen Mutter hören kann, sondern nur noch seinem Vater im Himmel gehorsam sein. Dazu aber bedarf es „der Stunde“, nämlich der Stunde seiner Verherrlichung am Kreuz. Und das versteht Maria sofort. Ohne Widerspruch und ohne Nachfrage erklärt sie den erstaunten Dienern, die auf das Wort Jesu zu dieser Hochzeit 600 Liter Wasser herbeischaffen sollen: „Was Er euch sagt, das tut!“ Damit ist Maria von der Mutter, die das Sagen hat, zur Hörenden geworden. Mit den anderen Gläubigen ist sie jetzt die Kirche. Sie ist wirklich das Fundament.

Bei den weiteren Begegnungen mit ihrem Sohn geht es Maria nicht anders, nicht besser. Als man Jesus bei einer Predigt in einem Haus sagt: „Deine Mutter und deine Brüder und Schwestern sind draußen und suchen dich“, gibt er die Antwort: „Wer ist meine Mutter und meine Brüder? ... Wer den Willen Gottes tut, der ist mir Bruder und Schwester und Mutter“ (Markus 3,31-35).

Mit der einzigartigen Stellung Marias als der Mutter Jesu ist es also gründlich zu Ende. Es bleibt ihr Glaube, der Glaube der einen unter den vielen. Dieser Glaube aber trägt sie bis unter das Kreuz ihres Sohnes. Der heilige Irenäus von Lyon (2. Jahrhundert) sagt: „In Betlehem hat Maria den Leib ihres Sohnes Jesus physisch geboren, durch die Wehen des Mitleidens unter dem Kreuz auf Golgatha aber hat sie den Leib Christi mystisch geboren: die Kirche.“ Vom Kreuz herab gibt Jesus als letzte Geste seine Mutter in das Haus des Johannes. Durch dieses Vermächtnis entsteht die Gemeinschaft der Kirche. Zum Fundament der Kirche aus Aposteln und Propheten gehört von nun an Maria.

Kein Wunder also, dass der Pfarrer von Ars aus der Erfahrung seines kindlichen Glaubens ein solches Vertrauen zu Maria als Fundament und Mutter der Kirche hat. Er vertraut besonders auf die Reinheit Marias. Ihre Reinheit wird ihm zum Vorbild für sein Leben und für die Bekehrung seines Dorfes. Als er mit seiner Gemeinde zum Marienheiligtum in Lyon-Fourvieres pilgert, sagt er nur: „Sie ist es, die uns bekehren wird!“ Am 1. Mai 1836 weiht er seine Pfarrei der Unbefleckten Empfängnis. Die Verkündigung dieses Dogmas am 8. Dezember 1854 bezeichnet er als einen der Höhepunkte seines geistlichen Lebens.

Maria ist für den Pfarrer von Ars die Vollendung von Gottes Schöpfung: „Der liebe Gott hätte eine schönere Welt schaffen können als die bestehende, aber er hätte das Leben keinem vollkommeneren Geschöpf schenken können als der Jungfrau Maria.“ Wie schon erwähnt, bezeichnet er sie als seine erste Liebe: „Ich habe sie geliebt, noch bevor ich sie kannte.“ - „Aus der Quelle des Herzens Maria habe ich so oft geschöpft, dass sie schon lange ausgetrocknet sein müsste, wenn sie nicht unerschöpflich wäre.“ - „Das Herz dieser Mutter (Maria) ist nur Liebe und Barmherzigkeit. Sie möchte uns nur glücklich sehen. Es genügt, sich ihr zuzuwenden, um erhört zu werden.“

**Seminar: „Mit Gott ist in der Seele allezeit Frühling“  
Heilung durch den heiligen Pfarrer von Ars**

**Teil II: Eucharistie**

**1. Vortrag: Die Liturgie**

„Seht ihr einen Kirchturm, dann könnt ihr fragen: Was gibt es denn da? Da gibt es den Leib unseres Herrn! Und warum gibt es den? Weil ein Priester da war – und er hat die heilige Messe gefeiert!“ Dieses Frage-und-Antwort-Spiel des heiligen Pfarrers von Ars mag uns heute kindlich erscheinen. Aber es ist durchaus nicht kindlich, wenn man es auf dem Hintergrund der Französischen Revolution sieht. Deren Auswirkungen bekam der Pfarrer in jeder Phase seiner 41 Jahre in Ars zu spüren. Diese einem Erdbeben gleiche Erschütterung nicht nur der französischen Wirtschaft und Politik, sondern auch der Kultur und der Kirche wirbelte die von der Tradition fest gefügten Strukturen durcheinander wie Kartenhäuser. Sie ließen einen intakten Kirchturm erscheinen wie einen Leuchtturm. Die eucharistische Gegenwart des Herrn strahlte wie ein Orientierung spendendes Leuchtfeuer in dem Chaos geistlicher Verwirrung, in das Frankreich durch die Revolution getaucht war.

Die Angst um das Heil der Seelen, eine der lebenslangen Motivationen der außergewöhnlichen Arbeitskraft des Pfarrers von Ars, wird erst auf dem Hintergrund der aus den Fugen geratenen Zeit verständlich. Man darf diese Angst nicht mit einer psychischen Krankheit verwechseln. Sie stand seiner sprichwörtlichen Lebensfreude – und seinem Humor! – nicht im Wege. Es war eine metaphysische Angst, Ausdruck der Verantwortung des Pfarrers für seine Gemeinde. „Ich bin gern Priester“, sagte er, „aber ich möchte nicht als Pfarrer vor dem Gericht Gottes erscheinen müssen.“

Als Pfarrer sagte er, er wolle gern um Mitternacht aufstehen, wenn es dem Seelenheil seiner Gemeinde diene. Um eine einzige Seele zu retten, wäre er bereit gewesen, hundert Jahre länger auf dieser Erde zu leben. Die sicherste Art, die Seelen vor dem Bösen zu bewahren, sah der Pfarrer in der Feier der heiligen Eucharistie. In der Liturgie wurde Gott gegenwärtig. Durch die Hingabe des Sohnes Gottes wurde die Sünde überwunden. Der Mensch war erlöst. Seine Seele war befreit. Der Weg zum Himmel stand ihm offen. Er sagte: „Gäbe es etwas Größeres als die Eucharistie, Gott hätte es uns gegeben.“

Solche Äußerungen scheinen uns heute schwer nachvollziehbar. Wie kam er dazu? Im ersten Teil unserer Seminarreihe hatten wir gehört, wie Jean Marie Vianney mit 29 Jahren zum Priester geweiht wurde. Die Eucharistie war für ihn „Quelle und Höhepunkt“ des Lebens – und das nicht erst als Priester. Mit den Kindern seines Dorfes spielte er kaum etwas anderes als heilige Messe. Immer war er bei diesen Spielen der „Pfarrer“. Der ständige Rhythmus der Guillotine begleitete diese Spiele. Die Kinder wussten genau: Den lieben Gott lieb zu haben konnte das Leben kosten.

Die Guillotine war das erste Instrument, mit dem man den Tod sauber und seriell herbeiführen konnte. Allein in Paris erfasste „der eiserne Windhauch“ achttausend Geistliche. Von dem französischen Arzt Guillotin erdacht, wurde die Guillotine 1792 von dem deutschen Klavierbauer Tobias Schmidt ausgeführt. Sie wirkte schnell, schmerzlos und zielgenau. Ein Korb unter dem Fallbeil nahm die vom Körper getrennten Köpfe zu je zehn auf, wie die Revolution es befahl.

(Die uns vertraute Maß-Einteilung nach dem Dezimalsystem in Meter und Zentimeter usw. ist ein Erbe der Französischen Revolution. Gottes Schöpfung und ihre Maße wurden abgelöst durch die allein maßgebende

menschliche Vernunft. Beim „Fest der Vernunft“ am 10. November 1793 entzündete man am Altar der Kathedrale Notre Dame in Paris, umgewidmet zum Tempel der Vernunft, eine Flamme der Vernunft und huldigte einer Schauspielerin als Verkörperung der Freiheit mit der roten Mütze der Revolution. Zum Glück blieb nicht jeder Wildwuchs dieser Form von Vernunft erhalten. Der gregorianische Kalender mit dem Jahr von zwölf Monaten à vier Wochen und dem christlichen Sonntag wurde abgelöst durch den republikanischen Kalender mit dem Jahr von zwölf Monaten à drei Dekaden à zehn Tagen à zehn Stunden à hundert Minuten à hundert Sekunden, allerdings 1805 von Napoleon wieder abgeschafft. Napoleon hatte sich 1804 in der Kathedrale Notre-Dame in Paris in Gegenwart des von ihm gefangen gehaltenen Papstes Pius VII. selbst zum Kaiser gekrönt und die Revolution für beendet erklärt. Aber sein militärischer Imperialismus unterschied sich nur äußerlich vom Rationalismus der Revolution. Er trug die Früchte des Todes über ganz Europa. Soweit sie nicht vorher ins Ausland geflohen waren – man spricht von 30.000 - oder die „Zivilkonstitutionen für den Klerus“ unterzeichnet hatten, die aus der Kirche ein gefügiges Organ des Staates machten, waren die französischen Priester entweder vor Ort von ihren Gemeinden ermordet oder zur „trockenen Guillotine“ nach Guayana deportiert worden, etwa 4.000. 1809 von Papst Pius VII. exkommuniziert, ließ Kaiser Napoleon die Kirche in Frankreich gewähren, weil er sie brauchte, um Ruhe und Ordnung im Land wiederherzustellen. Ihre Finanzierung überließ er ihr selbst.)

Im Unterschied zu dem Arzt Guillotin wählte Jean-Marie Vianney, seit 1818 Pfarrer von Ars, eine weniger revolutionäre Methode, seiner Gemeinde zum Jenseits zu verhelfen: Er zelebrierte die Eucharistie als „Vorfeier des himmlischen Gastmahls“ (GS 38). Und er predigte vom Himmel. Das war neu für die Christen von Ars. Den Weg zum Himmel hatte ihnen noch niemand gezeigt. Ein Bauer sagte aus, der Pfarrer sprach so vertraut vom Himmel, als hätte er da schon gewohnt.

(Wenn hier und im Folgenden von „Aussagen“ die Rede ist, dann sind fast immer die Aussagen der Bewohner und Besucher von Ars beim Diözesanprozess zur Seligsprechung gemeint, welcher dem römischen Prozess zur Heiligsprechung vorausgeht. Der Pfarrer von Ars lebte von 1786 – 1859, der Diözesanprozess begann bereits 1862. Vianney wurde 1905 selig und 1925 heilig gesprochen. 1929 wurde er zum Patron aller Pfarrer ernannt.)

Wir hatten im ersten Seminarteil schon gesehen: Vianneys Weg zum Priestertum war nicht nur voller Gefahren, er war auch lang und steinig. Zu Zeiten schien ihm die Priesterweihe wegen seiner begrenzten Aufnahmefähigkeit unerreichbar. Deswegen konnte er ausrufen: „Was ist der Priester etwas Großes. Richtig werden wir den Priester erst im Himmel verstehen. Würden wir ihn hier schon erfassen, wir würden sterben, nicht vor Entsetzen, sondern vor Liebe.“

Wir hatten auch gehört, entgegen den bis heute kursierenden Gerüchten war der Pfarrer von Ars weder ungebildet noch dumm. Aus der Pädagogik wissen wir, wer erst mit 20 Jahren lesen und schreiben lernt, wird zeitlebens Schwierigkeiten mit dem Lernen haben. Der Pfarrer von Ars aber hatte sich durch ständige Lektüre eine solide Kenntnis der Kirchenväter und der Heiligen erworben. „Er ist vielleicht nicht besonders informiert“, sagte der Bischof auf die Klagen der Mitbrüder über Vianneys mangelnde Kompetenz als Seelsorger, „aber er ist erleuchtet.“

In diesem zweiten Teil unserer Seminarreihe wollen wir eine Annäherung an das Geheimnis der Eucharistie versuchen. Um es gleich zu sagen: Man erwarte dazu keinen dogmatischen Abriss des Sakraments. Das ist nicht unser Thema. Wir wollen vielmehr zu verstehen suchen, warum das Geheimnis der Liturgie und des Priesters, der sie vollziehen darf, für den Pfarrer von Ars unerreichbar erschien, zumindest mit seinen menschlichen Mitteln.

Der Liturgie und ihrem Zelebranten sollen der erste und der zweite Vortrag gewidmet sein. Dabei wird unvermeidlich schon im ersten Vortrag vom Zelebranten und im zweiten vom Sakrament die Rede sein. Aber wir beginnen mit der Liturgie, um deutlich werden zu lassen, nicht der Pfarrer von Ars hat die Messe gestaltet, sondern der Priester hat sich vom Sakrament prägen lassen.

Der dritte Vortrag soll der Predigt gelten. Wir wollen in das ständige Liebeswerben des Pfarrers für die Eucharistie und den Priester als Mittler der Liebe Gottes hineinhören. Wir wollen zu verstehen suchen, warum die Predigt als das Wort für den Pfarrer gleichbedeutend mit dem Sakrament war. Es ging ihm um das Wort, das Fleisch geworden ist. Die Liturgie, der Zelebrant und das Wort bildeten also eine Einheit, wo immer Eucharistie gefeiert wurde. Wir wollen zu verstehen suchen, worin diese Einheit bestand, und wie der Pfarrer seinen Pfarrkindern diese Einheit vermittelte als Grundlage und Maßstab ihres christlichen Lebens.

Hier sei angemerkt, dass - wie wir im ersten Seminarteil schon gezeigt hatten - der Pfarrer von Ars nicht nur in seiner Einstellung zum Priestertum die Lehre des Zweiten Vatikanischen Konzils vorausnahm. Er verstand sich als Amtspriester durch die Priesterweihe nicht nur dem Grade nach, sondern dem Wesen nach vom allgemeinen Priestertum aller Gläubigen unterschieden. Dieser Wesensunterschied des Amtspriesters prägte sein Leben. Aber er nahm zusätzlich auch die Lehre des Zweiten Vatikanums von der Gleichbedeutung der zwei Tische, dem Tisch des Wortes und dem Tisch des Sakraments, voraus. Durch die für einen katholischen Priester des 19. Jahrhunderts ungewöhnliche gleichbedeutende Wertschätzung des Wortes und des Sakramentes brachte er die Liebe Gottes seiner Gemeinde sozusagen auf doppelt intensive Weise nahe. Wie stellte sich das dar?

Eines hatten die Bauern von Ars sehr bald bemerkt: „Dieser Priester ist nicht wie die anderen“. Wenn sie morgens um zwei aus dem Wirtshaus kamen, bemerkten sie kein Licht im Pfarrhaus, aber sehr wohl eines in der Kirche. „Wenn man den Pfarrer sucht“, sagten sie zu einander, „dann findet man ihn kaum im Pfarrhaus, sondern Tag und Nacht in der Kirche. Man hat den Eindruck, sein Zuhause ist die Kirche.“

Eines hatte auch der Pfarrer sehr bald bemerkt: Die vielen Stunden, die er vor Beginn der heiligen Messe in der eucharistischen Anbetung auf den Knien verbrachte, halfen mehr Leuten zum Weg in die Kirche als alle langen Predigten. Die Leute wollten einfach wissen, was der Pfarrer da macht. Und sie mussten feststellen, er macht gar nichts.

Nach den Worten des Pfarrers sah er einen Bauern stundenlang vor dem Tabernakel sitzen. Auf die Frage des Pfarrers, was er da macht, soll der Bauer geantwortet haben: „Ich sehe Ihn an, und Er sieht mich an“. Diese Worte drücken den innersten Beweggrund dessen aus, was sich im Laufe der Jahre in Ars verändert hat. Legt man statt des Verbs „aviser, sich ansehen“ den in Ars gebräuchlichen Dialekt „aveuser, sich annehmen“ zugrunde, das heißt, statt: „Moi je L'avise et Il m'avise“ eher „Moi je L'aveuse et Il m'aveuse“, dann geht es nicht nur um sich ansehen, sondern um *sich gegenseitig annehmen*. Diese intimste Begegnung ohne Worte war es, welche die Gemeindeglieder langsam, aber sicher zu dem für das Dorf völlig ungewohnten regelmäßigen Gottesdienstbesuch bewegte. Aus dieser Vertrautheit mit der Liebe Gottes in der Feier der Liturgie ergab sich, dass der Pfarrer nach zehn Jahren in Ars sagen konnte: „Ars ist nicht mehr Ars.“

Was war man denn gewohnt? Was hatte die Vorgänger des heiligen Pfarrers zum Schluss gebracht, die Menschen in Ars glichen ihren Tieren? Und warum war Ars als Ort der Strafversetzung für die Priester bekannt geworden? Man ging am Sonntag zur Messe, falls man Zeit dafür hatte. Das hieß konkret, in den Erntemonaten ging man ganz bestimmt nicht zur Kirche. Und man beichtete und kommunizierte bestenfalls einmal im Jahr in der Karwoche. Dann hatte man seine Osterpflicht erfüllt, jedenfalls die Frauen – das reichte dann für den Rest des Jahres. Die Männer fanden, das wäre nicht jedes Jahr notwendig. Sie hatten Männlicheres zu tun. Ihr

Versammlungsort war das Wirtshaus mit den Frauen und dem Tanz und dessen Folgen, nicht die Kirche - und erst recht nicht die Kommunion.

Für den Pfarrer von Ars aber war es die regelmäßige Teilnahme an der Feier der Eucharistie und der Empfang der heiligen Kommunion, die allein die Bekehrung der einzelnen und der Gemeinde bewirkten: Gott durch seine Eucharistie würde die Menschen zur Umkehr bewegen, nicht der Pfarrer durch seine Worte. Diese Bekehrung würde sich freilich nur in der Gemeinde entwickeln, solange sie beim Pfarrer begann. Ohne die Bekehrung des Pfarrers würde sich nichts bewegen.

Das wusste Vianney von Kindheit an. Der Pfarrer stand am Altar *in persona Christi*. Und durch den Pfarrer am Altar würde die Person Christi wirken. Nicht er, der Pfarrer, musste für die Gemeinde wichtig werden, sondern Jesus in der Eucharistie musste für die Menschen zum Bedürfnis werden. Erst als die Gemeinde sah, dass der Pfarrer aus der Eucharistie lebte, wurde die Eucharistie und die Kommunion zum Bedürfnis für die Gemeinde, zunächst für die Frauen, später für die Männer. Langsam, aber sicher erwachte in den Gläubigen die Sehnsucht nach der Liebe Gottes, die mächtiger war als jede eingefleischte Sucht, an die sich die Menschen gewöhnt hatten und der sie verfallen waren.

Aus dieser erlebten Erfahrung lässt sich die uns heute etwas fromm erscheinende Überzeugung des Pfarrers verstehen: „Die heilige Kommunion und das heilige Messopfer sind die wirksamsten Mittel zur Wandlung der Herzen.“ Von daher versteht sich auch die für uns schwer nachvollziehbare Überzeugung: „Alle guten Werke zusammen haben nicht den Wert eines einzigen Messopfers. Denn es sind Menschenwerke, und die heilige Messe ist Gottes Werk. Das Martyrium ist nichts im Vergleich dazu, denn es ist das Opfer des Menschlebens an Gott, während die Messe das Opfer Gottes, seines Leibes und Blutes, für die Menschen ist.“

Der Weg von der Bekehrung zur Kommunion wird durch die Konsequenz des Pfarrers für das Dorf ein beständiger Weg ohne mögliches Zurück: „Nichts kann uns scheiden von der Liebe Christi“, wie der Apostel Paulus sagt. Das heißt für Ars und seinen Pfarrer: Die Schwäche des Pfarrers soll den Gläubigen nicht vorenthalten bleiben. Im Gegenteil: Erst aus dieser Schwäche des Menschen wird die göttliche Kraft sichtbar und spürbar: Nicht der Pfarrer als Mensch gibt der Gemeinde die Orientierung, sondern gerade durch die Schwäche des Menschen wird die göttliche Kraft als das Heil sichtbar: Durch die Feier der Liturgie erweist sich das Heil stärker als alle eingefleischten Gewohnheiten, als alle hartnäckigen Widerstände gegen die Bekehrung. Allein Gott in der Liturgie kann die Sehnsucht der Menschen nach Gott stillen.

Ist aber der Priester in der Hingabe seines Lebens zur Einheit mit Christus geworden, so zeigt sich Jesus von einer schwer verständlichen Demut. In der Vollmacht, die er dem Priester verleiht, das göttliche Werk der Erlösung auf dem Altar zu vollziehen, macht sich Jesus zum Geringsten: „Seht doch, welche Kraft dem Priester verliehen ist: Das Wort des Priesters lässt aus einem Stück Brot Gott werden! Das ist doch mehr als die Erschaffung der Welt!“ Durch das Wort des Priesters geschieht tatsächlich mehr als die Erschaffung der Welt, nämlich ihre Erlösung. Wenn der Priester sich selbst ganz und gar loslässt und sich hingibt an das göttliche Geschehen, dann feiert er nicht nur am Altar, dann handelt er auch *in persona Christi*.

In dieser Hingabe gleichzeitig an das göttliche Geschehen auf dem Altar und an seine Gemeinde, die mehr und mehr zum Leib Christi wird, ist vermutlich das Geheimnis der Ausgewogenheit im Leben des Pfarrers von Ars begründet. Seine Demut war kein Minderwertigkeitskomplex. Die wenigen erhaltenen Eigentexte und die vielen Zeugenaussagen zeigen das sehr deutlich. Die intensive Auseinandersetzung mit den Kirchenvätern und den Heiligen sind ein „sprechender“ Beleg für seine Sehnsucht nach dem Licht Christi. Die Ausgewogenheit seiner Lebensweise ist also vor allem in seiner Christus-Prägung begründet: Die langen Stunden der eucharistischen Anbetung und die Feier der heiligen Messe empfand er keineswegs als eine zusätzliche Last, sondern als eine

ausgesprochene Freude: „Priester sein ist eine so schwere Last, dass der Priester ohne den Trost und die Freude, die heilige Messe zu feiern, diese Last nicht ertragen könnte.“

Der Pfarrer von Ars hat offenbar die ihm anvertraute Pfarrei vor allem als den Leib Christi erlebt, die Last, an der die meisten Glieder und durch sie er selbst litten, war eine falsche Orientierung. Bekehrung bedeutete für ihn, diese leidenden Glieder zu heilen durch Jesus als Haupt des Leibes. „Was tut denn der Herr im Sakrament seiner Liebe? Aus der Güte seines Herzens liebt er uns. Aus dieser Güte seines Herzens strömen Sanftmut und Erbarmen, die Sünden dieser Welt zu ertränken.“ Die Verantwortung des Pfarrers führte ihn also von der Liebe Jesu zu seinem Leib und dessen Gliedern. Deswegen sah er in den Menschen von Ars, so verroht sie auf den ersten Blick erscheinen mochten, keine Tiere. In jedem seiner Pfarrkinder sah der Pfarrer „ein Körnchen von einem Heiligen“, „ein Samenkorn des Ewigen Wortes Gottes“.

Diese Saat hatte er als Pfarrer vor dem Bösen zu bewahren. Nein, eben nicht er als der Pfarrer: „Der Heilige Geist ist ein guter Gärtner“, sagte er. Seine Sorge, den Samen der Heiligkeit in seinen Pfarrkindern vor der Zerstörung durch das Böse zu schützen, überließ er dem Heiligen Geist in der Eucharistie.

Wie konnte er als der Pfarrer und damit als der für das Seelenheil Verantwortliche die Sicherheit gewinnen, dass Jesus für alle gestorben ist, für jeden einzelnen und für die ganze Gemeinde? „Für dich habe ich diesen Blutstropfen vergossen“, hörte er Jesus sagen. Die Eucharistie ist für den Pfarrer die Garantie, dass das Böse endgültig überwunden ist durch die Hingabe des Lebens Jesu an uns.

Der Pfarrer von Ars hat also gar nicht erst versucht, seine Verantwortung der Bewahrung vor dem Bösen mit eigenen Mitteln wahrzunehmen. Er hat das Jesus überlassen in der eucharistischen Anbetung, sowohl die Bewahrung der Gemeinde vor den durchaus üblichen Gewohnheiten des Bösen als auch ihre Abkehr davon und die Hinwendung zum Guten, zu Jesus im Gebet.

Es war offensichtlich für den Pfarrer in seiner Verantwortung für das Seelenheil seiner Gemeinde, dass die Abkehr von dem Bösen, vom übermäßigen Alkoholgenuss, dem Tanz und seinen Folgen, der Sonntagsarbeit und dem Fluchen, für die Menschen von Ars nur durch die Erfahrung zu erreichen ist, dass sich das Gute lohnt.

Alle Veränderungen des Lebens in Ars folgten aus dieser anfänglichen Erfahrung des Guten, das heißt der spürbaren Liebe Jesu in der Eucharistie, die der Pfarrer durch die Art, wie er die Eucharistie feierte, seiner Gemeinde weitergab. Auf die Dauer konnte der Gemeinde nicht verborgen bleiben, dass dieses Leben des Pfarrers in der ständigen Zwiesprache mit Gott keine Routine war, sondern dass der Pfarrer aus dieser Zwiesprache lebte und seine Kraft bezog, vor allem aber seine Freude. Sein Vikar Toccanier sagte: „Er war ständig mit Gott vereint und sah Gott in all seinen Geschöpfen,“ Sein Sakristan Bruder Jérôme sagte: „Um sich von seiner Ehrfurcht vor unserem Herrn zu überzeugen, brauchte man nur zu sehen, wie er die Kniebeuge vor dem Allerheiligsten machte.“ Ein Bauer von Ars sagte: „Es war schon eindrucksvoll, ihn das Kreuzzeichen machen zu sehen.“ Der Lehrer sagte: „Er predigte besonders gern von der Eucharistie. Davon sprach er in fast jeder Unterweisung: ‚Er ist da‘, sagte er dann, ‚er hört uns.‘ – Wenn er sich dem Tabernakel zuwandte, versagte ihm die Sprache. Dann war sein Gesichtsausdruck beredter als seine Worte. Sein Gesicht zu sehen genügte, um zu verstehen, was er sagen wollte.“ Seine Mitarbeiterin Catherine Lassagne zitiert seine Worte bei der Feier der heiligen Messe: „O Jesus, dich zu kennen heißt, dich zu lieben. Wenn wir wüssten, wie sehr Jesus uns liebt, wir würden sterben vor Freude.“

Zusammenfassend kann man mit den eigenen Worten des Pfarrers sagen, warum für ihn die Liturgie das Einswerden mit Gott bedeutete – und so für ihn zum Himmel auf Erden wurde: „Ich sagte dem lieben Gott: ‚Wenn ich wüsste, dass ich dich im Himmel niemals sehen dürfte, dann würde ich dich jetzt nicht mehr loslassen, jetzt, da ich das Glück habe, dich (hier auf Erden) in Händen zu halten.‘“ Für den Pfarrer von Ars war

die Feier der Liturgie nicht nur ein "Heilmittel zur Unsterblichkeit", wie der Märtyrerbischof Ignatius von Antiochien im ersten christlichen Jahrhundert sagte, sondern auch eine „Vorfeier des himmlischen Gastmahls“, wie das Zweite Vatikanische Konzil im 20. Jahrhundert sagte (GS 38).



**Seminar: „Mit Gott ist in der Seele allezeit Frühling“  
Heilung durch den heiligen Pfarrer von Ars**

**Teil II: Eucharistie**

**2. Vortrag: Der Zelebrant**

Im ersten Vortrag haben wir von der Eucharistie gesprochen. Die Größe und die Dimensionen dieses Sakramentes beginnen freilich erst aufzuleuchten, wenn der Priester bewusst *in persona Christi* am Altar steht. Wir hatten daher betont, dass die Eucharistie den Priester prägt und nicht der Priester die Eucharistie. Nach den Worten des heiligen Pfarrers von Ars ist Gott zwar dem Priester gehorsam: Auf die Worte des Priester lässt Gott aus einem Stück Brot den Leib Christi werden. Aber dies würde nicht geschehen können, hätte Gott nicht den Priester zur Feier der Eucharistie berufen und dazu geweiht. Das heißt, hätte Gott nicht durch das Sakrament der Weihe den Priester zu dem gemacht, was er ist.

In diesem zweiten Vortrag wollen wir ausführlicher von der Person des Zelebranten der Eucharistie als Diener und Mittler Gottes sprechen. Was der Pfarrer seinen Gläubigen davon vermittelte, war einfach: „Tod und Auferstehung nutzen nichts ohne den Priester.“ – „Der Priester ist die Verlängerung der Erlösung.“ Diese Aktualisierung der Erlösung aber kann der Priester nur bewirken, wenn er selbst sich als erster am Morgen erlösen lässt durch die Hingabe seines Lebens: „Oh, wie gut tut der Priester daran, sich jeden Morgen Gott als Opfer hinzugeben.“ Durch diese Hingabe an Gott durch die Feier der Eucharistie nach den Stunden der Anbetung wird der Priester „ein anderer“: Nicht nur seine Wesensverschiedenheit vom allgemeinen Priestertum wird deutlich, sondern er wird durch seine Hingabe selbst zum eucharistischen Opfer – und dadurch für die Gemeinde unersetzlich: „Ohne das Weihesakrament wäre unser Herr nicht unter uns. Wer hat ihn denn in den Tabernakel gestellt? Der Priester! Wer hat denn unsere Seele am Anfang des Lebens empfangen? Der Priester! Wer hat denn diese Seele ernährt, dass sie die Pilgerfahrt dieses Lebens durchsteht? Der Priester! Der Priester, immer der Priester...“

Solche Worte aus dem Munde des Pfarrers von Ars dürfen wir nicht mit einer grandiosen Selbstdarstellung verwechseln. Sie sind das ganze Gegenteil davon. Sie wollen die Wesensverschiedenheit und die Hingabe des Priesters an die ständige Gegenwart Christi vermitteln.

Aufgrund dieses Bewusstseins von der Wesensverschiedenheit des Priesters hatte Jean-Marie Vianney eine so hohe Vorstellung vom Priester, dass sie uns heute befremdlich erscheinen muss. Es ist aber nicht überflüssig, eine solche Hochschätzung des Priestertums zumindest zu kennen. Der erste Biograf des Pfarrers von Ars, der Missionar Alfred Monnin, zitiert den Pfarrer: „Das Priestertum ist die Liebe des Herzens Jesu. - Nach Gott ist der Priester alles. - Der Priester ist ein Mensch, der (am Altar) den Platz Gottes einnimmt, ein Mensch, der mit allen Vollmachten Gottes ausgestattet ist. - Hätte man Glauben, so sähe man Gott verborgen im Priester wie ein Licht hinter Glas, wie Wein, der sich mit Wasser vermischt hat. - Den Priester am Altar und auf der Kanzel muss man betrachten, als wäre es Gott selbst. - Es ist das Sakrament (der Eucharistie), das den Menschen bis zu Gott erhebt.“ Bei aller Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Pfarrers macht Monnin sich schließlich über seine offenbar unbegrenzten Vollmachten lustig: „Man sagt, die heilige Philomena wäre dem Pfarrer gehorsam (weil sie alle Wunder statt seiner tut)? Warum auch nicht, wenn selbst Gott dem Pfarrer gehorsam ist?“ Dazu ist anzumerken, der Pfarrer von Ars hatte gesagt, Gott wäre dem Priester gehorsam, weil auf sein Wort ein Stück Brot zum Leib Christi würde.

Aber Monnin zitiert auch den Pfarrer von Ars, was aus der Kirche und der Gemeinde wird, wenn der Priester fehlt: „Wo es keinen Priester mehr gibt, da gibt es kein Opfer mehr, und dort gibt es keine Religion mehr.“ - „Lassen Sie eine Pfarrei 20 Jahre ohne Priester: Die Tiere wird man dort anbeten.“ - „Will man die Religion zunichte machen, wird man zuerst den Priester angreifen.“

Aus diesen Worten ergibt sich freilich ein sehr anderes Selbstverständnis des Priesters, als wir es heute gewohnt sind. Aber hinter diesen Aussagen, die leicht in den Verdacht des Triumphalismus geraten können, steht eine tiefe Beziehung zum Leiden und zum Kreuz Christi. Es geht dem Pfarrer von Ars um die metaphysische Wirklichkeit des Priestertums. Zum hundertsten Todestag des Pfarrers von Ars schrieb der Ortsbischof: „Die Verantwortung für die Pfarrei, die Werke und die Bewegungen werden heute manchmal auf zu menschliche Weise wahrgenommen. Man denkt nicht daran, dass wir für jede Person, die uns von der Kirche anvertraut ist, vor Gott verantwortlich sind. Voller Energie und Großzügigkeit geben wir uns vielerlei Aktivitäten hin, aber sorgen wir uns auch genug darum, *die Menschen zu retten*? Welchen Platz räumen wir dem Leiden und dem Kreuz in unserem Leben ein? Nicht die Aktion dient unserer Rettung, sondern die Passion.“

Aus dem gleichen Anlass hob der Ortspfarrer hervor: „Im Bewusstsein seiner Armut schaute der Abbé Vianney als Kraftquelle einzig auf das Kreuz. Wenn Jesus die Welt durch sein Kreuz gerettet hat, dann muss der Pfarrer mit Jesus auf das Kreuz steigen, um die Pfarrei zu retten. Wie sonst bekehrt man denn eine Pfarrei? Wie stellt ihr der Pfarrer vor, dass Jesus für sie gestorben ist, zu ihrem Heil? Der Priester muss für sie zum leidenden Christus werden, der sein Leben für sie hingibt. Das einzige praktische Mittel dazu: Der Priester muss *heute* zu Christus werden, der sein Leben gibt für sein Volk... All die Formen der Askese, die der Pfarrer von Ars auf sich genommen hat, kann man anders kaum erklären: Einswerden mit Christus am Kreuz, um sein Volk zu erlösen.“

Mit anderen Worten: Beim Pfarrer von Ars wird durch die Feier der Eucharistie das Opfer Christi gegenwärtig für die vielen. Christus erlöst die Menschen durch das Sakrament. Durch die Opferbereitschaft des Pfarrers wird er gegenwärtig in jeder einzelnen Phase des menschlichen Lebens seiner Gläubigen. Darum nennt das Zweite Vatikanische Konzil die Eucharistie „Quelle und Höhepunkt der Evangelisierung“. Auch diese Konzilslehre hat der Pfarrer von Ars vorausgenommen.

Evangelisierung bedeutete für den Pfarrer von Ars zu allererst den regelmäßigen Kirchenbesuch und die häufige heilige Kommunion seiner Pfarrkinder. Indem er sich selbst durch die Eucharistie ständig wandeln und bekehren ließ, wandelte und bekehrte sich langsam, aber sicher die Gemeinde: Die Vollmacht, mit der er die heilige Messe feierte und über die Evangelisierung durch die Eucharistie predigte, war nichts anderes als die Frucht der eucharistischen Anbetung, die für ihn jeder Messe vorausging. Nicht er lebte, sondern Christus lebte in ihm, wie der Apostel Paulus sagt. Über die Wirkung der Eucharistie konnte der Pfarrer nicht lange und nicht oft genug predigen: „Unser Herr ist im Himmel. Aber gleichzeitig ist er auch im Tabernakel. Welch ein Glück!“ – „Er ist gegenwärtig im Sakrament seiner Liebe, ohne Unterlass tritt er beim Vater für uns Sünder ein. Er ist da, der uns so sehr liebt. Warum sollten wir ihn nicht genauso lieben?“ - „Die Menschen schmieden die finstersten Ränke gegen ihn, während er ihnen immer nur das Kostbarste gibt, das er hat, nämlich sich selbst.“ – „Oh mein Gott, mein Gott, wie sehr hast du uns geliebt!!! Der liebe Gott hat uns geschaffen, weil er uns liebt, er will uns retten, weil er uns liebt... Um gerettet zu werden, braucht man Gott nur zu kennen, ihn zu lieben, ihm dienen. Oh welch ein schönes Leben!... Wie schön, wie großartig ist das, Gott zu kennen, Gott zu lieben, Gott zu dienen! Nichts anderes als das haben wir auf dieser Welt zu tun!“ – „Ach, würden wir doch nur glauben, wären wir doch nur erfüllt von der Gegenwart unseres Herrn auf dem Altar, die Hände voller Gnaden, die er uns schenken möchte – welche Achtung hätten wir vor seiner Gegenwart!“ – „Niemals hätten wir das gewagt: Gott um seinen Sohn zu bitten. Aber was der Mensch nicht zu bitten oder zu sagen wagt, weil er es sich nicht

vorstellen kann, das hat Gott in seiner Liebe nicht nur geplant und gesagt, sondern er hat es getan...“ – „Die heilige Kommunion ist nichts anderes als ein Bad der Liebe.“

Was uns heute als einseitige und übertriebene Frömmigkeit erscheint, erweist sich bei näherem Hinschauen auf die Person des Pfarrers als ausgewogene Beziehung zur Realität. Der Pfarrer von Ars als Zelebrant der Eucharistie hatte zunächst die moralische Strenge und Disziplin des ehemaligen Pariser Augustiner-Chorherren und Novizenmeisters Charles Balley angenommen, der nach der Revolution Pfarrer von Ecully geworden war. Aus der Entwicklung seiner Predigten ist jedoch abzulesen, dass der Pfarrer keineswegs bei dem rigiden Jansenismus und damit bei den übertriebenen moralischen Forderungen stehen geblieben war. Das gilt nicht nur für seine Predigten der ersten Jahre, die - wie im ersten Seminarteil schon erwähnt - aus Vorlagen anderer Prediger übernommen waren, sondern auch für seine rigide Lebensweise, die er später als „jugendliche Torheit“ bezeichnete.

Sowohl die Predigten als auch die Lebensweise entwickelten sich von der Starrheit übertriebener moralischer Forderungen zu einer immer unfassenderen Barmherzigkeit. Damit verbunden war die sprichwörtliche Gelassenheit und Fröhlichkeit, aus der sich seine verblüffende, aber niemals böartige Schlagfertigkeit entwickelte. Darauf angesprochen, dass er der einzige Ehrenchorherr in der Diözese sei, erwiderte er nur: „Einen solchen Fehler wollte der Bischof kein zweites Mal machen.“

Dass der Pfarrer von Ars weder weltfremd noch abgehoben war, kann man am deutlichsten aus seiner ständigen Bautätigkeit ersehen. Man fragt sich, wo er die Zeit, die Energie und das Geld hergenommen hat, wenn man sieht, was er in 41 Jahren in der von der Revolution gründlich verwüsteten winzigen Kirche verändert, vergrößert und nach dem Geschmack der Zeit verschönert hat. Und gebaut hat er nicht nur in der Kirche, sondern ebenso in Ars.

Kritiker haben ihm schon zu Lebzeiten den Vorwurf gemacht, er hätte das viele Geld, das er in die Bauten und deren aufwändige Ausstattung investiert hat, lieber den Armen geben sollen. Aber diese Kritik beruht auf einem grundlegenden Missverständnis seiner Person und ihrer innersten Motivation. Der Pfarrer von Ars ist niemals ein zu einem „Baulöwen“ geworden. Die Liebe Gottes hat für ihn niemals den Steinen gegolten. Bei all seinen Investitionen an Zeit, Geld und Energie ging es ihm ausschließlich um die Ehre Gottes und das Heil der Seelen. Dafür war ihm nichts gut und teuer genug.

Zu diesem Heil der Seelen und zur Ehre Gottes gehörte die leibliche Sorge für die Armen wie selbstverständlich dazu. Er sagte, ein Pfarrer solle goldene Messgewänder und eine schäbige Soutane tragen. Die als Gewand des Ehrenchorherren vom Bischof verliehene Mozetta verkaufte er am gleichen Tag um 50 Franken für die Armen. Dem Bischof schrieb er, es hätten ihm gerade noch 50 Franken für die Gründung einer Armen-Mission gefehlt, und der Bischof würde gewiss nicht böse sein, dazu beigetragen zu haben. Seine ausgefallenen Zähne verkaufte der Pfarrer von Ars um 5 Franken das Stück für die Armen. Dieses Opfer gehörte für ihn genau so zur Verehrung Gottes wie die Vergoldung des Tabernakels. Man geht also fehl, materielle Armut und Verschwendung in diesem Leben gegen einander ausspielen zu wollen. Es gab für den Pfarrer nur eines: die Liebe Gottes, verwirklicht in der Liebe zum Nächsten.

An der Großzügigkeit Gottes, Werke zu Seiner Ehre Seiner Größe entsprechend zu fördern, hatte der Pfarrer keinerlei Zweifel: „Wenn ich bei der Messe den Herrn in Händen halte, was kann er mir dann eigentlich verweigern?“ Diese Hingabe, nicht nur des Priesters an Gott, sondern Gottes an den Priester, überwand für den Pfarrer von Ars offenbar alle Grenzen. Nicht nur die Grenzen von Himmel und Erde, sondern auch die Grenzen von Leben und Tod werden für ihn relativ durch diese Liebe: „Würde man uns sagen, zu der und der Stunde

wird man einen Toten auferstehen lassen, wir würden sofort dorthin eilen, um das zu sehen. Aber ist die Wandlung (bei der heiligen Messe) nicht das viel größere Wunder als einen Toten auferstehen zu lassen?“

Freilich geschehen all diese Wunder bei der heiligen Messe durch die Gegenwart Gottes nicht automatisch. Der Pfarrer von Ars lässt sich zwar immer neu überwältigen von der Größe der Liebe Gottes, die sich so klein macht, dass sie in eine Hostie passt, aber der Pfarrer weiß auch aus Erfahrung, dass Gottes Gegenwart und das Geschehen seiner Wunder abhängig ist von der Haltung des Priesters am Altar: Ohne die Hingabe des Priesters ist selbst die Hingabe Gottes verlorene Liebesmüh. Der Pfarrer von Ars weiß: „Manche haben so gut angefangen, einige Monate lang die Messe so schön gefeiert – und dann?“ Er weiß auch, woher die Erschöpfung so vieler Priester kommt: „Dass der Priester nachlässt, kommt nur daher, dass er die Messe nicht mehr achtet. Lieber Gott, wie bemitleidenswert ist ein Priester, der die Messe für etwas Gewöhnliches hält.“

Der Priester, der die Messe als lästige und mühsame Routine betrachtet, hat nicht verstanden, dass Gott selbst sich in der Eucharistie für uns hingibt, um uns durch die Erlösung von den Sünden seine Kraft zu vermitteln. „Gott ist gegenwärtig als Opfer“, betont der Pfarrer, „Den Verdiensten der Hingabe dieses Opfers (Jesu) kann Gott absolut nichts verweigern.“

Aus diesem liebenden Bewusstsein der Hingabe Gottes im heiligen Opfer fängt der Pfarrer von Ars sogar an, auf seine Weise mit Gott zu „handeln“, denn Gott „handelt“ schließlich auch mit dem sündigen Menschen, um den Menschen von der Sünde zu erlösen durch sein Erbarmen: „Feiert man die Messe für die armen Sünder, dann ist unser Herr auf dem Altar besonders gegenwärtig: Er wirft einen Lichtstrahl ins Herz des armen Sünders, der den Zustand seines Elends preisgibt. Der Mensch kann nicht länger widerstehen und kehrt zu Gott, seinem guten Vater, zurück.“ Aus dieser Erfahrung geht der Pfarrer von Ars in seinem Eifer für das Heil der Seelen noch einen Schritt weiter: „Heiliger, ewiger Vater, machen wir einen Tausch: Du nimmst die Seele meines Freundes im Fegefeuer und ich halte den Leib deines Sohnes in meinen Händen. Gib du meinen Freund frei und ich opfere dir deinen Sohn auf mit allen Verdiensten seines Leidens und Sterbens.“

Nicht vergessen sei dabei freilich, dass die heilige Messe mit dieser Hingabe der ganzen Person des Priesters nur gefeiert werden kann, wenn es im Bewusstsein des Priesters nichts Größeres gibt als diese Messe – und das heißt, wenn es absolut nichts gibt, was er ihr vorzieht: „Was so weh tut, weil es so viel Unheil anrichtet, das sind all die Neuigkeiten dieser Welt, das Geschwätz, die Politik, die Zeitungen.... Davon stopft man sich den Kopf voll – und dann will man die heilige Messe feiern...“

Diese Gleichgültigkeit des Priesters der heiligen Messe als dem Herz seiner Berufung gegenüber ist für den Pfarrer von Ars das Schlimmste, was der Priester Gott und der Kirche antun kann: „Ein Priester, dem das Unglück widerfährt, die heilige Messe nicht im Zustand der Gnade zu feiern - welch ein Monster. Soviel Bosheit ist unfassbar!“

Die *ganze* Wahrheit und Wohltat der heiligen Liturgie offenbaren sich allerdings erst dann, wenn der Priester es aufgibt, dieses Geheimnis verstehen, gestalten und beherrschen zu wollen. Davor hat Gott schon sehr früh gewarnt. Schon im Buch Exodus findet sich ein drastisches Beispiel dafür: Rund um das goldene Kalb am Berg Sinai hat der Priester Aaron mit dem Volk zwar eine vollkommen exakte Liturgie gefeiert, aber er hat dabei übersehen, dass er Gott zu sich heruntergeholt hat – anstatt das Volk zu Gott hinaufzuführen. Es ist der Missbrauch der Liturgie durch den Zelebranten, der Mose so zornig macht, dass er die von Gott gerade erst empfangenen Tafeln des Gesetzes zertrümmert.

Überlässt sich der Priester mit der nötigen Freude und Ehrfurcht dem Werk Gottes, dann gibt es für ihn nichts Entspannenderes und Wohltuenderes als die heilige Liturgie. Von seinem Zwanzigstundentag sagt der Pfarrer

von Ars: „Zweimal am Tag ruhe ich mich wirklich aus. Am Altar und auf der Kanzel.“ – „Unser Glück ist einfach zu groß, nein, nein, wir werden es niemals verstehen können.“

Wenn das Glück der Gegenwart Gottes auf dem Altar durch die Wandlung für den heiligen Pfarrer schon so groß war, dann wurde dieses Glück erst recht überwältigend im Augenblick der heiligen Kommunion: „Die Kommunion! Welche Ehre erweist Gott seinem Geschöpf.“ - „Unser Glück ist zu groß für uns. Erst im Himmel werden wir es verstehen! Wie schade ist das!“ – „Ohne die göttliche Eucharistie wäre das Leben auf dieser Erde unerträglich. Erst mit der heiligen Kommunion empfangen wir unsere Freude, unser ganzes Glück!“ - „Die drei göttlichen Personen wohnen dann in der Seele! Ein kleiner Himmel ist das!“ - „Eine einzige Kommunion reicht völlig, dem Menschen den Geschmack an dieser Erde vergehen zu lassen und ihm einen Vorgeschmack auf die Köstlichkeiten des Himmels zu geben.“ - „Jesus kommt nicht nur, um uns zu trösten, sondern um sich uns hinzugeben, sich mit uns zu vereinen.“

Für den Pfarrer von Ars ist die Kommunion am Leib Christi die einzig mögliche Art der Nahrung für das Seelenheil des Menschen. Es ist jene Nahrung, aus der der Pfarrer selbst lebt und seine Kraft bezieht. Und von daher auch die Nahrung, die er allen seinen Gläubigen wünscht, um sie auf den richtigen Weg zu bringen und diesen Weg auch durchzuhalten: „Würden wir unseren Körper ohne Nahrung lassen, wir hätten keine Kraft mehr! Lassen wir die Seele ohne Nahrung, dann wird sie süchtig und schwach.“ – „Denn die Seele kann sich nur von Gott nähren. Gott allein kann ihr genügen. Nur Gott kann sie erfüllen. Nur Gott kann ihren Hunger stillen. Die Seele braucht ganz einfach Gott.“

Mit allen Mitteln, selbst denen einer gut verständlichen, der Bibel abgelauchten Erzählung, versucht der Pfarrer von Ars, seine Gläubigen davon zu überzeugen, der Hunger der Seele nach dem Heil göttlicher Nahrung ist das Geheimnis der Schöpfung und Erlösung. Gott wollte und musste sich diesem Geheimnis fügen, um es mit den Menschen zu teilen. „Alle Wesen der Schöpfung brauchen Nahrung zum Leben. Darum hat der liebe Gott Bäume und Pflanzen geschaffen. Das ist ein wohlgedeckter Tisch, an dem alle Tiere ihre Nahrung finden. Aber auch die Seele des Menschen braucht ihre Nahrung. Als Gott unserer Seele Nahrung geben wollte, um sie für die Pilgerfahrt dieses Lebens zu erhalten, fand er in der ganzen Schöpfung nichts ihrer Würde Entsprechendes. Also ging er in sich – *und er gab sich selbst hin...*“

Um es zusammenfassend noch einmal zu sagen: Ebenso wenig wie wir die Liturgie der heiligen Eucharistie von dem Menschen trennen können, der dazu berufen ist, sie *in persona Christi* zu feiern, können wir den Zelebranten dieser Liturgie trennen von dem, was durch ihn geschieht und was ihm über dieses Geschehen an Worten gegeben wird. Entscheidend ist, dass es *durch ihn hindurch* geschieht, deutlicher gesagt, dass es mit ihm geschieht und er es mit sich geschehen lässt. Wie Gott seinen Sohn Jesus Christus in jeder Eucharistie für uns hingibt, so sollte der Priester als Zelebrant *in persona Christi* sich hingeben dürfen. Gerade darin sah der Pfarrer von Ars nicht eine zusätzliche Last, sondern seine ganze Erfüllung. „Unser Glück (die Eucharistie feiern zu dürfen) ist einfach zu groß – nein, nein, wir werden das niemals verstehen können.“

## Seminar: „Mit Gott ist in der Seele allezeit Frühling“

### Heilung durch den heiligen Pfarrer von Ars

#### Teil II: Eucharistie

#### 3. Vortrag: Die Predigt

„Wehe dem Priester, der schweigt, wenn Gott beleidigt wird und die Seelen sich verirren.“ Mit diesem einen Satz hat der Pfarrer von Ars die innerste Motivation seiner gesamten Predigtstätigkeit ausgedrückt: Es geht ihm um nichts anderes als um die Ehre Gottes und das Heil der Seelen. Dazu aber braucht es neben dem Sakrament die Lehre, in der sich Gottes Liebe offenbart. Darum konnte der Pfarrer sagen: „Zu den ersten Worten unseres auferstandenen Herrn an seine Jünger gehört: ‚Geht hinaus in die ganze Welt und verkündet das Evangelium...‘.“

Der Pfarrer von Ars ging nicht in die ganze Welt hinaus, um das Evangelium zu verkünden, denn die ganze Welt kam nach Ars, um das Evangelium zu hören. Außerdem hatte der Bischof ihm verboten, Ars zu verlassen. Die Welt sollte hören, *wie* man das Evangelium verkündet.

Einer der berühmtesten Prediger des 19. Jahrhunderts, Pater Lacordaire O. P., sagte nach einer Predigt des Pfarrers von Ars, der zu dieser Zeit schon ebenso berühmt war wie Pater Lacordaire: „Wenn ich predige, klettern die Leute *auf* den Beichtstuhl, um mich zu sehen, wenn Sie predigen, dann gehen die Leute *in* den Beichtstuhl, um Sie zu hören.“ Damit war alles über die Autorität des Pfarrers von Ars gesagt: Ob bei der Beichte oder der Eucharistie, die sakramentale Kraft des Wortes diente der Bekehrung zum Heil der Seelen. Die sicherste Bewahrung vor dem Bösen war für den Pfarrer die Umkehr zum Guten. Die Kraft des Wortes diente dabei nichts anderem als der Ehre Gottes und dem Heil der Seelen. In der Vermittlung dieser Kraft sah der Pfarrer seine Verantwortung für die Gemeinde.

Im ersten Vortrag über die heilige Liturgie hatten wir gesehen, dass nicht der Pfarrer die Messe gestaltet, sondern dass der Priester Vianney, der *in persona Christi* am Altar steht, sich vom Sakrament der Eucharistie prägen lässt. Die vielen Stunden der eucharistischen Anbetung vor Beginn der Feier der heiligen Messe gaben der Eucharistie ihre Gestalt. Das galt entsprechend vom Wort des Pfarrers.

Ähnliches haben wir im zweiten Vortrag über den Pfarrer von Ars als Zelebranten gehört: Nicht der Zelebrant gestaltete den Gottesdienst, sondern der Priester ließ sich von der Liebe Gottes prägen.

Entsprechendes wird sich uns in diesem dritten Vortrag über das Wort Gottes und die Predigt des Pfarrers von Ars zeigen: Nicht der Pfarrer legte in seinen Predigten und Katechesen das Wort Gottes aus, sondern Gott und sein Wort gaben dem Pfarrer und seinen Worten die sakramentale Substanz. Pater Lacordaire O. P. sagte nach seinem dritten Besuch in Ars, erst durch die Predigt des Pfarrers von Ars habe er den Heiligen Geist kennen gelernt. Mit anderen Worten: Nicht der Pfarrer führte die Seelen zum Heil durch sein Wort, sondern er überließ das Heil der Seelen dem Wirken des Heiligen Geistes.

Aber fangen wir am Anfang an: Das beständige Werben des Pfarrers für die Liebe Gottes zu den Menschen beruhte unter anderem auf der ernüchternden Erfahrung seiner ersten Jahren in Ars. Auf die Frage, warum er so leise bete und so laut predige, antwortete er: „Gott hört immer, die Menschen sind meist taub, wenn sie nicht schlafen.“

Die vielen Zeugenaussagen über die Predigt bestätigen es: In jeder Phase seiner 41 Jahre in Ars war jede Predigt des Pfarrers ein eigenes Drama. Und er predigte am Sonntag bis zu dreimal: Morgens bei der Messe, mittags in der Katechese und abends bei der Vesper.

In den frühen Jahren war Vianney so überzeugt von seiner Unfähigkeit, dass er, wie schon erwähnt, die Predigtvorlagen anderer Pfarrer abschrieb und dann auswendig lernte. Mehr als einmal musste er dabei mitten in der Predigt von der Kanzel herabsteigen, weil ihn sein Gedächtnis verließ. Die Länge dieser auswendig gelernten Predigten war nicht nur für ihn eine Zumutung. Mehrere der Bauern sagten aus, zu Anfang seiner Zeit in Ars predigte er „vor allem recht lange“. Passagen, die moralische Forderungen enthielten, die ihm für seine Gläubigen wichtig schienen, sprach er mit seiner von Natur aus hohen Stimme so laut, dass dem Fräulein von Ars die Ohren weh taten – aber sie wollte trotzdem keines seiner Worte versäumen.

Vieles änderte sich mit dem Anwachsen des Pilgerstroms. Der Pfarrer hatte nun nicht mehr von Montag bis Samstag Zeit, die abgeschriebene Predigt auswendig zu lernen oder selbst eine Predigt zu entwerfen und dann zu korrigieren. Es musste genügen, dass er nicht mehr eine ganze Novene zum Heiligen Geist um *eine* gute Predigt betete, sondern dass er am Fuß der Kanzel ein Stoßgebet um das Wort Gottes ausstieß - und sich dann dem Geist Gottes und seinem Wort überließ. Oft war er so ergriffen von diesem Wort Gottes, dass er die einzelnen Szenen des Evangeliums eher spielte als sie vorzulesen. Die Zuhörer oder besser Zuschauer meinten, dabei zu sein, wenn Jesus zum Volk oder zu seinen Jüngern sprach.

Ständig wiederkehrende Themen der Predigten des Pfarrers waren die Liebe Gottes und das Heil der Seelen. Aber sogar sein Vikar Raymond, dem es an Selbstbewusstsein nicht gerade fehlte, musste schließlich in seinen Aussagen zugeben: „Er sagte ziemlich oft dasselbe. Aber es wurde einem nie langweilig dabei.“

Die Faszination, die von der Predigt des Pfarrers ausging, steigerte sich noch in seinen letzten Jahren. Durch die zunehmende Zahnlosigkeit waren seine Worte kaum mehr zu verstehen. Aber die Gläubigen in der ständig überfüllten Kirche lauschten atemlos. Einzelne Worte erahnte man eher, als dass man sie verstand. „Liebe“, „Gott“, „Barmherzigkeit“, „Vergebung“. Man verfolgte gespannt sein ständig wechselndes Minenspiel und seine blitzschnellen Bewegungen der Arme und der Hände, die manche für einen Tick hielten. Immer wies er auf den Tabernakel: „Il est là. Il est là. Il est là. Er ist da. Er ist da. Er ist da.“ Zeugen sagten, das konnte eine Viertelstunde so gehen. Dann herrschte eine absolute Stille unter den dicht gedrängten Pilgern.

Die Heiligkeit des Pfarrers von Ars hatte sich längst in Frankreich herzumgesprochen. Nicht nur die Dorfbewohner waren stolz auf ihren Heiligen. Ein ganzes Land, ja ein Kontinent strömte nach Ars. Aber man pilgerte nicht nur nach Ars, um einen echten Heiligen zu sehen und zu hören – und sich nach Möglichkeit Reliquien von seinen Rockärmeln und seinen langen Haaren abzuschneiden, um sie mit nach Hause zunehmen - nein, man wollte Jesus erleben! Und wenn man Jesus schon nicht hörte und sah, dann konnte man zumindest Zeuge werden, wie ein Mensch mit Gott so innig lebte, dass er ihm zu gleichen begann. Wie hatte ein Dämon ihn angefaucht? „Drei von euch auf der ganzen Welt – und unser Reich wäre endgültig verloren!“

Leider sind uns von den vielen Tausend Predigten des Pfarrers von Ars nur 85 erhalten geblieben. Und von denen, die fast alle aus den frühen Jahren stammen, wissen wir nicht, wie weit sie wirklich von ihm selbst sind. Durch die Aufräumarbeiten von Monsieur Raymond sind gerade die Predigten über die Eucharistie kartonweise ins Feuer gewandert, andere Kartons sind bei einem Antiquar gelandet – und nie wieder aufgetaucht. Vermutlich hat man sie als wertlos entsorgt.

Um einen Eindruck vom Inhalt der Predigten zu bekommen, müssen wir uns also im Wesentlichen auf die Zeugenaussagen verlassen. Dabei überwiegt in diesen Aussagen verständlicherweise der subjektive Eindruck.

Hören wir aber zunächst den Pfarrer selbst in den Aussagen seiner Zuhörer, denn man zitiert gern den Pfarrer selbst und seine Überzeugung von der Bedeutung des Wortes Gottes als dem alleinigen Maßstab christlichen Lebens. „Seht doch, welche Wertschätzung unser Herr für das Wort Gottes hat: Der Frau, die da ruft: ‚Glückselig die Brüste, die dich genährt haben, und der Leib, der dich getragen hat!‘, antwortet Er: ‚Wie viel glückseliger sind, die das Wort Gottes hören und es auch tun!‘“

Hinter der Betonung der Wertschätzung des Wortes Gottes durch den Sohn Gottes steht für den Pfarrer freilich immer auch die berechtigte Befürchtung, dass sich seine Gläubigen durch ihre ständigen Zerstreuungen selbst um den Wert dieses Wortes für ihr tägliches Leben betrügen: „Unser Herr, der die Wahrheit selbst ist, nimmt das Wort nicht weniger ernst als seinen Leib. Ich weiß nicht, ob man schlechter daran tut, während der Messe ständig zerstreut zu sein oder während den Unterweisungen. Ich sehe da keinen Unterschied. Zerstreut während der Messe betrügt man sich um die Verdienste des Leidens und Sterbens unseres Herrn, zerstreut während der Unterweisungen betrügt man sich um Sein Wort, das Er selber ist.“ – „Das göttliche Wort ist eine der größten Gaben, die der liebe Gott uns schenken kann.“

Die ernüchternde Erfahrung der Gleichgültigkeit seiner Pfarrkinder, konkret gesagt ihr ständiges Geschwätz während der Predigt oder ihr hörbarer Tiefschlaf während der Feier der Eucharistie bekräftigten den Pfarrer nur in der Verkündigung des Wortes, das Fleisch geworden ist, als Mittel der Erlösung: „Es ist absolut unmöglich, Gott zu gefallen und ihn zu lieben, ohne durch das Wort Gottes genährt zu sein.“ – „Ich glaube, dass ein Mensch, der das Wort Gottes nicht andächtig hört, nichts für seine Erlösung tut.“ Oder noch deutlicher: „Wir haben wohl nie bedacht, dass wir eine Art Sakrileg begehen, wenn wir aus dem heiligen Wort keinen Nutzen ziehen wollen.“ Der Pfarrer scheut sich auch nicht, denen, die das Wort Gottes nicht beachten, mit der Hölle zu drohen: „Ich bin sicher, dass diese Unglücklichen in der Hölle sagen werden: ‚Verfluchter Priester, hätte ich dich (und deine Predigt) nicht gekannt, dann wäre ich jetzt nicht derart mit Schuld beladen‘.“

Bei der Predigt geht es dem Pfarrer allein um die Achtung vor der Wahrheit, denn die Wahrheit ist nichts anderes als die Liebe Gottes: „Die Wahrheit! Sie ist unerschöpflich! Sie versiegt nie. Sie fließt über von Leben! Sie ist strahlender als das schönste Feuer!“

Wenn die Wahrheit die Liebe Gottes ist, dann stellt sie aber auch die Lieblosigkeit als Lüge und als Irrtum bloß: „Der Irrtum muss bekämpft werden, auch bei den Christen, denn sie haben weniger das Recht, sich zu irren als die anderen.“ - „Es gibt so viele Lügen und soviel Schreckliches, das einfach weg gehört, ohne auf die zu achten, die das verteidigen möchten.“

Der Pfarrer wusste freilich, wie man seine Deutlichkeit einschätzte: „Man hört sich einen Pfarrer an, der genehm ist, ist er nicht genehm, macht man ihn lächerlich.“ Über die Wirkung seiner Predigten gab er sich keinen Illusionen hin: „Ich weiß gut, dass ihr nichts oder fast nichts von dem tut, was ich euch gelehrt habe...“ – „Ich glaube, ich würde genauso viel erreichen, wenn ich still wäre, als wenn ich euch predigte.“ – „Ich habe bemerkt, dass es keinen Augenblick gibt, wo man so gerne schläft wie bei den Unterweisungen.“ – „Wenn der Pfarrer predigt, wie viele setzen sich dann gemütlich hin, schlafen, lachen, schwatzen oder machen sich lustig.“

Aber all diese Ernüchterungen, aus denen er, wie man aus seinen Worten hört, keinerlei Hehl machte, dienten ihm nur als Bekräftigung dessen, was man mit einer pastoralen Strategie verwechseln könnte, was aber, wie schon erwähnt, eher ein Liebeswerben für das Wort Gottes zum Heil der Seelen war. Nichts konnte nach seiner Erfahrung die Gläubigen so wirksam vor dem Bösen bewahren und zur Liebe Gottes hinführen, wie des Wort, das Fleisch geworden ist, das heißt die Verbindung von Wort und Sakrament in der Feier der heiligen Messe. Er wollte die Gläubigen überzeugen, dass der Himmel schon hier auf Erden sein kann, wenn man nur regelmäßig zum Gottesdienst kommt, denn dort kommt Gott zu uns, um uns zu dienen. Dass uns die Feier der heiligen



Messe jetzt und hier in den Himmel versetzen kann, war für ihn selbstverständlich. Dieser Himmel auf Erden durch die Gegenwart der Liebe Gottes in seinem Wort und seinem Leib: das war das Herzstück seiner Predigt

In einer der wenigen uns erhaltenen Predigten über die Eucharistie sagte er: „Was für eine Freude für den gläubigen Christen: Wenn er sich von dem heiligen Tisch erhebt, hat er den ganzen Himmel in seinem Herzen. Glückselig das Haus, in dem solche Christen wohnen. Was für eine Ehrfurcht muss man vor ihnen haben, wenn man ihnen begegnet! In seinem Haus einen zweiten Tabernakel zu haben in dem Gott wirklich Wohnung genommen hat mit Leib und Seele... Mein Gott, wie ist es möglich, dass Christen drei, vier, fünf und sechs Monate warten, ohne ihrer armen Seele diese himmlische Nahrung zu geben? Sie lassen sie vor Hunger sterben. Wo wir so viele Mittel haben, die Seele zu heilen und eine Speise, sie gesund zu bewahren!“

Ein Bauer sagt aus, der Pfarrer sprach vom Himmel „wie von einem Haus, das er bewohnte“. Tatsächlich finden wir beim Pfarrer von Ars eine unendliche Sehnsucht nach dem Heilmittel des Himmels und gleichzeitig ein klares Bewusstsein, durch die Gnade des Sakraments der Priesterweihe und die damit verbundene Vollmacht der Verkündigung schon einen anfänglichen Anteil an diesem Himmel empfangen zu haben. In all seiner Bescheidenheit konnte er sagen: „Durch die ihm gegebenen Vollmachten ist der Priester mehr als ein Engel.“ Diese Worte scheinen in krassem Gegensatz zu der sprichwörtlichen Demut des Pfarrers von Ars zu stehen. Aber täuschen wir uns nicht: „Hätte Gott einen Schlechteren gefunden (als mich), er hätte womöglich diesen Schlechteren (zum Priester) geweiht.“ Der Pfarrer von Ars wusste sehr wohl zu unterscheiden zwischen seiner Person und dem Sakrament des Priestertums.

Ein bekannter französischer Dominikaner unserer Zeit hat das auf sehr einfache Weise ausgedrückt: Er war mit allen weltlichen Ehren ausgezeichnet: Mitglied der Academie francaise, Seelsorger bedeutender Künstler, häufig oben auf den Bestsellerlisten vertreten und ebenso häufig im staatlichen Fernsehen eingeladen. Auf all diesen Ruhm seiner Person angesprochen, sagte er nur: „C'est un autre. – Das ist ein anderer.“ Dieser andere war eben der Priester, dem all diese Ehren galten, nicht der Person.

Die Demut des Pfarrers von Ars wurde von den Tausenden Pilgern, die aus ganz Europa in das winzige Ars geströmt kamen, eher noch verstärkt. Unter diesen Pilgern befanden sich nicht nur die „kleinen Leute“, sondern bedeutende Würdenträger aus Kirche, Politik und Kultur. Er konnte es nicht verleugnen, dass dieser durch Neugier, Sensationslust und echter Frömmigkeit motivierte Andrang seiner Person galt. Ging er – nicht allzu oft – zum Friseur, so mussten seine Haare in seinem Beisein verbrannt werden, damit sie nicht in den Reliquien-Handel gerieten. Eine 1837 von Daguerre erfundene fotografische Ablichtung von ihm herstellen zu lassen, verbat er sich zu seinen Lebzeiten. Zu dem einzig existierenden Foto von ihm wurde er nach seinem Tod am 4. August 1859 im Pfarrgarten aufgebahrt. Man erkennt die Soutane, die er in den 41 Jahren in Ars kaum gewechselt haben soll, ein eher vom Gebrauch gezeichnetes Chorhemd mit Stola und ohne die verkaufte Mozetta, sowie das kleine Kreuz eines Ritters der Ehrenlegion, für dessen Lieferung mit der Post sein Vikar die Zustellgebühr übernommen hatte.

Bei allem, was sich an kleineren und größeren Dramen um seine Person abspielte, hatte der Pfarrer keinerlei Bewusstsein von seinem persönlichen Ruhm. Eines war klar für ihn: Alle ihm zugeschriebenen Wunder und Gnaden geschahen durch die Fürbitte der heiligen Philomena. Durch sie geschah mehr, als er vom Himmel zu erbitten wagte. Man zählte allein an die fünfzig medizinisch nicht erklärbare Heilungen wie Lähmungen, Verkrüppelungen, Blindheit und Taubheit - Gaben, die ihm peinlich waren, weil sie ihm zu spektakulär erschienen. Die unsichtbaren Heilungen der Seele waren ihm wesentlicher, aber es waren immer zu wenig. „Meine Versuchung ist nicht der Stolz, eher die Verzweiflung“, pflegte er zu sagen. Das Bewusstsein seiner Unfähigkeit blieb unverändert. Aber das war wie gesagt kein Minderwertigkeitskomplex. Es war das Bewusstsein

der Verantwortung für seine Gemeinde. Die Zahl der Einwohner von Ars hatte sich während seiner Amtszeit verdoppelt. In seinem Todesjahr war ihm inmitten aller Pilgerströme nicht entgangen, dass von den 500 Seelen seiner Gemeinde in der Karwoche 5 nicht zur Beichte und zur heiligen Kommunion erschienen waren. Er war sicher, für ihr Seelenheil würde er vor Gott Rechenschaft abzulegen haben.

Der Pilgeransturm während seiner letzten Jahre in Ars beflügelte das Werben des Pfarrers für die Liebe Gottes noch. Er sagte offen, dass er gern vor vielen Leuten predigte. Es freute ihn, wenn viele Menschen hörten, wie lieb sie der liebe Gott hat. Er rief ihnen zu: „Der Heilige Geist ist ganz und gar zu unseren Diensten. Er möchte uns erfüllen mit all seinen Gaben!“

Seine Predigten über die Liebe Gottes kreisten, wie schon mehrfach erwähnt, um zwei Zentren, die letztlich zu einer Einheit wurden: den Heiligen Geist und das Heil der Seelen. Alfred Monnin, der eingangs erwähnte erste Biograf des Pfarrers, der als Volksmissionar häufig in Ars zu Gast war, hat Teile der Predigten des Pfarrers als Zeugenaussagen wiedergegeben. Sie sind ein beredtes Zeugnis für die Gedankenwelt, in welcher der Pfarrer von Ars lebte. Darum wollen wir unsere Betrachtungen über die Einheit von Liturgie, Zelebrant und Predigt mit einigen der Aussagen von Abbé Monnin über die Predigten des heiligen Pfarrers beschließen:

„Gott zu lieben“, sagte der heilige Pfarrer von Ars, „wie schön ist das! Den Himmel brauchen wir, um die Liebe zu verstehen. Das Gebet hilft uns ein wenig dabei, denn das Gebet ist die Erhebung der Seele zum Himmel. Die Erkenntnis Gottes lässt die Seele zu einer Liebe erglühen, dass sie nur noch Gott lieben, nur noch nach Gott verlangen kann. Das einzige Glück auf Erden ist, Gott zu lieben - und zu wissen, dass wir von Gott geliebt sind.“

Und weiter sagt er: „Wie tröstlich und wie sanftmütig ist der Gedanke an Gottes Gegenwart! Ist man bei Gott, so werden die Stunden zu Minuten. Das Gebet ist wirklich ein Vorgeschmack des Himmels.“ – „Ohne einen Tag der Anbetung wäre der Himmel kein Himmel mehr. Wir haben ein kleines Herz, aber das Gebet macht es weit und ermöglicht ihm, Gott zu lieben.“

„Der Mensch ist nichts aus sich selbst, aber er ist viel durch den Heiligen Geist. Nur der Heilige Geist kann die Seele des Menschen erheben, ihn nach oben tragen. Warum lebten die Heiligen so losgelöst von der Erde? Weil sie sich vom Heiligen Geist leiten ließen! Wer sich vom Heiligen Geist leiten lässt, hat die rechten Ideen. Wie ein Vergrößerungsglas zeigt uns der Heilige Geist das Böse und das Gute ganz groß. Mit dem heiligen Geist sieht man alles vergrößert. Man sieht die Größe des Geringsten, was man für Gott tut, aber auch die Größe der kleinsten Fehler. Ein Christ, der sich vom Heiligen Geist leiten lässt, hat keine Mühe, die Güter dieser Welt zu lassen und nach den Gütern des Himmels zu streben. Er weiß zu unterscheiden. Man muss wissen, wer uns leitet, wenn uns der heilige Geist *nicht* leitet. Wir können machen, was wir wollen, es hat weder Substanz noch Geschmack. Ist es aber der Heilige Geist (der uns leitet), dann hat alles seine Sanftmut... Eine Seele, die den Heiligen Geist hat, wird sich in der Gegenwart Gottes niemals langweilen. Sie wird überfließen von Gottes Liebe.“

Gegen Ende seines Lebens fasste der Pfarrer selbst Quelle und Höhepunkt seiner Evangelisierung in *einem* Satz zusammen: „Solange es um den lieben Gott geht, habe ich noch immer genug Kraft zu predigen.“

## **Seminar: „Mit Gott ist in der Seele allezeit Frühling“**

### **Heilung durch den heiligen Pfarrer von Ars**

#### **Teil III: Beichte**

##### **1.Vortrag: „Wie viel wiegen Ihre Sünden gegen meine?“**

„Ach, könnte ich doch für sie alle beichten!“ Das Geheimnis des Pfarrers von Ars als Beichtvater von Europa scheint in diesem einen Satz verborgen. Der Pfarrer weiß, den Flächenbrand der Sünde wird er nicht ungeschehen machen, „Wäre ich nicht Priester geworden, ich hätte nie gewusst, was Sünde ist“, bekennt er. Aber er weiß auch, durch das Sakrament der Beichte gibt es Erlösung von der Sünde. „Wenn wir beichten gehen, dann nehmen wir Christus vom Kreuz.“

Aus Liebe zu Christus möchte der Pfarrer die Sünde des ganzen Leibes Christi auf sich nehmen. Sein sehnlichster Wunsch ist, die Verwundung des ganzen Leibes Christi, die durch jede einzelne Sünde geschieht, durch seine eigene Beichte heilen zu lassen.

Die Zahl der vom Pfarrer von Ars gehörten Beichten schätzt man auf eine Million. Entscheidender als diese Zahl ist für ihn, jede einzelne von ihm gehörte Beichte zu seiner eigenen werden zu lassen. Jede Anklage, die man ihm anvertraut, wird zum eigenen Bekenntnis. „Schade! Schade! Schade“, hört man ihn immer wieder aus dem Beichtstuhl rufen. Und dazu ein lautes Schluchzen, als ginge es um seine eigenen Sünden. Entscheidend ist nicht, wer gesündigt hat, sondern dass gesündigt wurde. Der Leib Christi ist verwundet. Und dieser ganze Leib bedarf der Heilung. Aber das Heil für alle bedarf des Opfers des Einen. Und dieses Opfer möchte der Pfarrer auf sich nehmen. Das wird der Inhalt des dritten Teils unserer Seminarreihe über „Heilung durch den heiligen Pfarrer von Ars“ sein. Unser Thema ist Segen und Heil der Beichte. Das Vertrauen des Pfarrers in die Wirkung dieses Sakraments ist unbegrenzt.

Im zweiten Seminarteil hatten wir versucht, uns dem Geheimnis des Messopfers im Leben des heiligen Pfarrers anzunähern. Wir hatten ihn als Prediger und als Zelebranten der Eucharistie zu verstehen versucht. Wegen des Bewusstseins seiner Unfähigkeit waren seine ersten Predigten abgeschrieben und auswendig gelernt – und so lang und so laut, dass die Gläubigen entweder hinausgingen oder einschliefen, falls der Pfarrer nicht von der Kanzel herabsteigen musste, weil er den Faden verloren hatte. Von den Predigten seiner letzten Jahre hatten wir gehört, dass sie wegen seiner Zahnlosigkeit kaum noch zu verstehen waren. Dennoch war die Dorfkirche von Ars ständig überfüllt. Die Leute lauschten atemlos den Worten, die sie kaum verstanden. Ein in Frankreich so berühmter Prediger wie der Dominikanerpater Lacordaire begab sich dreimal in das winzige Dorf, um dem Pfarrer zu hören. Nach der ersten Predigt des Pfarrers sagte er: „So predigen möchte ich auch.“ Nach einer Predigt des Pfarrers über den Heiligen Geist sagte P. Lacordaire, erst in Ars habe er den Heiligen Geist kennen gelernt.

Worin bestand das Geheimnis der Eucharistiefeier und der Predigt des Pfarrers von Ars? Der Pfarrer war so durchdrungen vom Mysterium des heiligen Messopfers und von der Offenbarung der Liebe Gottes in Seinem Wort, dass er kein sehnlicheres Verlangen hatte, als dieses Geheimnis mit seinen Gläubigen zu teilen. Sie sollten es spüren, zum Leib Christ dazuzugehören - wie der Pfarrer selbst die lebendige Gegenwart Christi immer mehr spürte. Die Ehrfurcht des Pfarrers vor der Eucharistie war grenzenlos. „Hätte es bei Gott etwas Größeres gegeben als die Eucharistie, er hätte es uns zuteil werden lassen“.

In diesem dritten Teil unserer Seminarreihe über das Geheimnis der Beichte im Leben des Pfarrers von Ars werden wir einem ähnlichen Phänomen begegnen wie im zweiten Seminarteil über die Eucharistie. Schon seine

erste Beichte mit elf Jahren bei dem „heimlichen“ Priester Abbé Groboz „unter der großen Uhr“ im Hause seiner Eltern muss für den jungen Vianney ein überwältigendes Erlebnis gewesen sein. Der junge Jean-Marie muss gespürt haben, dass er in dem ihm fremden Geistlichen Gott selbst seine Verfehlungen anvertrauen durfte. Von Gott selbst erfuhr er das Erbarmen der Befreiung von den Sünden. Von dieser ersten Beichte sagte er später nur: „Auf die Frage des Priesters, wann ich zum letzten Mal gebeichtet habe, antwortete ich: ‚Noch nie‘. In diesem „Noch nie“ scheint sich die kaum fassbare Einmaligkeit dieses so segensreichen Erlebens auszudrücken: zugleich die Erleichterung durch die Befreiung von der Sünde und die unvorstellbare Wohltat des Erbarmens Gottes. Nicht nur zeitlich hängt mit dem Erlebnis dieser ersten Beichte wohl auch der erstmals deutlich geäußerte Wunsch zusammen, Priester werden zu dürfen, „um Seelen für den lieben Gott zu gewinnen.“

Dazu kommt, Jean-Marie muss ein außergewöhnlich empfindsames Kind gewesen sein. Unter der Beleidigung Gottes muss er schlimmer gelitten haben als unter allem, was er den Eltern oder Geschwistern an Lieblosigkeiten oder Ungezogenheiten antun konnte. Diese ganz lebendige und absolut selbstverständliche Ehrfurcht vor Gott, vor seiner Güte wie vor seinem Erbarmen, sollte sich für Jean-Marie Vianney ein Leben lang nicht ändern. Es ist bekannt, dass die größten Heiligen sich für die größten Sünder hielten. Außer auf die Gnade Gottes dürfte sich dieses Bewußtsein bei Vianney zu einem Gutteil auf die Erziehung durch die Mutter zurückführen lassen. Wie sag der heilige Thomas von Aquin? „Demut ist Realismus: Gott ist alles – und ich bin nichts.“

Die außergewöhnliche Empfindsamkeit Vianneys in der Beziehung zu Gott, aber auch seine Offenheit für die Menschen durch seine Liebe und Barmherzigkeit, bedeutet freilich nicht, dass er seelisch krank gewesen wäre, wie viele sagen, um sich seinem Realitätssinn zu entziehen. Man würde sich den Zugang zum Geheimnis seiner Bekanntheit als Beichtvater zu einfach machen, wollte man ihm das Klischee eines Kranken, etwa eines Angstbesessenen oder Übernervösen, aufdrängen.

Dass er als Pfarrer regelmäßig zu weinen begann, wenn er von der Sünde und vom Bösen predigte, und dass er laut im Beichtstuhl aufschluchzte, wenn die Beichtenden ihm ihre Sünden anvertrauten, ist auch nicht auf die moralische Rigidität des Jansenismus zurückzuführen, zu dem er durch seinen väterlichen Förderer, den früheren Augustiner-Chorherren Charles Balley, erzogen wurde, der in seiner Gemeinschaft offenbar noch viel aus Bischof Jansens gründlich missverstandenen dreibändigen Werk über den heiligen Augustinus übernommen hatte, auch wenn das Kloster Port-Royal bereits 1709 aufgehoben und der Jansenismus 1713 durch die Bulle „Unigenitus“ verurteilt worden war. Aber Vianneys neuer Bischof Devie hatte schon bald nach seinem Amtsantritt 1823 einen Katechismus herausgegeben, der von den Werken des heiligen Alfons von Liguori inspiriert war, und der gehorsame Vianney hatte sich sehr bald die Lehre des heiligen Alfons von der Barmherzigkeit Gottes und seiner Liebe zu den Armen und den Sündern zu eigen gemacht.

Unter dem Einfluss des vom heiligen Alfons inspirierten Katechismus, aber auch durch seinen nicht unbemerkt gebliebenen Schlaf- und Nahrungs-Entzug kam Vianney schon 1823 in den Ruf der Heiligkeit und des außergewöhnlichen Beichtvaters. Das geschah zunächst nicht als Pfarrer von Ars, sondern durch seine „Missionen“ in den Dörfern der Umgebung von Ars, zum Beispiel in Trevoux, wo der Andrang so groß wurde, dass man den Pfarrer samt Beichtstuhl einfach davontrug.

Um 1830 aber begann dann auch in Ars der Ansturm der Pilger. Als sich der Graf des Garets 1834 in Ars niederließ, will er von 30.000 Pilgern pro Jahr gehört haben. Schon vorher hatte der Pfarrer – als einer der ersten seiner vielen Umbauten der kleinen Dorfkirche – gleich vier Beichtstühle eingerichtet: einen für die

Frauen und einen für die Männer in den beiden von ihm neu angebauten Kapellen, einen für die „schweren Fälle“ in der Sakristei und einen für die Priester hinter dem Altar in unmittelbarer Nähe des Allerheiligsten.

Gibt es eine Annäherung an das Geheimnis der Bekanntheit des Pfarrers von Ars, dieses winzigen Dorfes, das mit den Verkehrsmitteln der Zeit nur mühsam zu erreichen war? Wenn der Pfarrer sich nicht nur als den größten Sünder betrachtete, sondern wenn er am liebsten die Sünden seiner Beichtenden auf sich nahm, dann geschah das alles nur, weil der Pfarrer jede noch so individuelle Sünde als Wunde am ganzen Leib Christi verstand. Diese Überzeugung konnte freilich Konsequenzen haben: Einer Dame, die extra nach Ars gekommen war, um ihr ausschweifendes Leben in Paris zu beichten, verweigerte er so lange die Lossprechung, bis sie einwilligte, nicht nur ihr Leben, sondern auch ihren Wohnsitz in dieser Stadt aufzugeben, um ein neues Leben in ihrem Haus im Süden zu beginnen. Zu vermeintlichen Härten dieser Art war der Pfarrer fähig, nicht nur um dieser Dame zu einer neuen Freiheit, der echten Freiheit von der Sünde, zu verhelfen, sondern um den Leib Christi von den absehbaren weiteren Verletzungen zu verschonen. Es ging dem Pfarrer nicht um das „Ansehen der Person“, es ging ihm um die Ehre Gottes und um das Heil der Seelen. Bei aller außergewöhnlichen Herzlichkeit, besonders mit den schwersten Sündern, ging es ihm um die Heilung und die Heiligkeit des Leibes Christi, der Kirche. Durchdrungen von dieser Liebe Christi konnte er seinen bunt gemischten Hörern zurufen: „Wir fliehen den Geliebten (Jesus), und wir werfen uns dem Henker in die Arme (dem Bösen)!“ Sünde ist für den Pfarrer Mord, Mord am Leib Christi. Schlimmer noch: Es ist Selbstmord, Selbstmord an den Gliedern des Leibes.

Woher kam diese Überzeugung, die uns heute unverständlich hart, sogar unmenschlich erscheint? Aus den Kirchenvätern hatte der Pfarrer erkannt: Der Sündenfall war von Gott vorausgesehen. Gott hatte den Menschen aus Liebe geschaffen. Gott hatte dem Menschen aber auch die Freiheit gegeben, auf Gottes Liebe zu antworten. Ohne diese Freiheit hätte es keine Liebe gegeben. Denn Liebe ohne Freiheit ist keine Liebe mehr. Zusammen mit der Liebe ist darum die Freiheit die größte Gabe, die Gott den Menschen gegeben hat.

Wie aber wurde der Mensch dann fähig, den Sündenfall zu begehen? Was ist überhaupt dieser Sündenfall? Papst Johannes Paul II. nennt den Sündenfall „die Infragestellung der Gabe“. Der Mensch in seiner Freiheit lebte wie selbstverständlich von den Gaben Gottes: der Gabe des Lebens, der Gabe der Liebe, der Gabe der Freiheit, der Gabe des anderen Menschen. All diese Gaben wurden durch die Schlange in Frage gestellt: Die Schlange fragt die Menschen: „Hat Gott das *wirklich* gesagt?“ (dass ihr von der Frucht des Baumes in der Mitte des Gartens nicht essen sollt). Durch das Hören der Menschen auf die Frage der Schlange wurden die Gaben der Liebe und der Freiheit und des anderen Menschen in Frage gestellt. Dadurch wurden Liebe und Freiheit zu Rivalität und Konsumzwang. Der Mensch wollte alles für sich allein haben. Und er wollte alles für sich allein verdienen. Wo aber Gottes Gabe nicht länger der Maßstab ist, da entsteht Chaos.

Gott musste Mensch werden, er *wollte* Mensch werden, um mitleiden mit den Menschen. Dieses Mitleiden mit den Menschen führte zur innersten Erschütterung Gottes. Das biblische Wort für Mitleiden ist *rechem*, Plural *rachamim*. Im biblischen Hebräisch bedeutet dieses Wort „Mutterschoss“. Es ist Gottes mütterliche Liebe, sein innerstes Sorgen und Mitleiden, mit dem er den durch den Sündenfall tödlich verwundeten Menschen zu neuem Leben verhelfen will.

Aus diesem innersten Mitleiden ist Gott Mensch geworden. Durch die Hingabe seines Menschenlebens am Kreuz schenkt Gott dem Menschen neues Leben. Aber dieses neue Leben ist keine Wiederherstellung des vergangenen. Durch Gottes Tod am Kreuz beginnt für den Mensch eine neue Schöpfung.

Schon im Alten Testament finden wir mehr als einmal *rachamim*, Gottes Mitleiden als identisch mit dem Namen Gottes, biblisch heißt das identisch mit seinem Wesen. Um nur zwei Beispiele von vielen zu nennen: Um Israel

aus der Knechtschaft Ägyptens zu befreien, antwortet Gott auf die Frage des Mose, was er dem Volk sagen soll, wie der heißt, der Israel aus der Knechtschaft Ägyptens führt: „Du sollst Israel sagen: Der ‚Ich bin‘ hat mich zu euch gesandt“ (Ex 3,14). In diesem „Ich bin“ bekennt Gott sein Wesen, das heißt konkret sein Mitleiden mit seinem Volk.

Nach dem Tanz um das Goldene Kalb, durch den das Volk Israel den gerade erst mit Gott geschlossenen Bund bricht, wird Gott im Bekenntnis seines Mitleidens noch deutlicher. Gott sagt von sich selbst: „Ein gnädiger und barmherziger Gott, langmütig an Gnade und Treue“ (Ex 34,6). Durch den erneuerten Bundesschluss erbarmt sich Gott nicht nur der Bedrohung Israels von außen durch die Ägypter, sondern er erbarmt sich der viel schlimmeren Bedrohung von innen durch die Sünde. Gott erbarmt sich noch einmal, um sein Volk vor der Bedrohung von außen *und* von innen zu schützen.

Dieses innerste Erbarmen Gottes mit den Sünden seines Volkes finden wir später als Leitmotiv der Propheten und der Psalmen. Als Beter der Psalmen aber bezeichnen der heilige Augustinus und der heilige Thomas von Aquin Gottes Barmherzigkeit als die seinem Wesen am meisten entsprechende Eigenschaft. Diese Erkenntnis dürfte sich auch der heilige Pfarrer von Ars durch das Gebet der Psalmen und die Väter-Lesungen des Stundengebets zu eigen gemacht haben.

Nach dieser Einleitung wollen wir im ersten Vortrag zunächst zu verstehen suchen, was Beichte allgemein bedeutet, und dann, wie der Pfarrer von Ars durch die Beichte zu sich selbst fand.

Im zweiten Vortrag wollen wir eine Annäherung an das Geheimnis der Sünde versuchen, wie dieses Geheimnis nicht nur *ein* Menschenleben, sondern eine ganze Menschheit versklavt, wie sich aber die Barmherzigkeit Gottes dennoch als stärker erweist.

Im dritten Vortrag wollen wir nach dem Geheimnis des Bösen und nach Wegen der Befreiung durch Christus fragen. Wir wollen zu erkennen versuchen, wie es dem Pfarrer von Ars dabei nicht nur um die Gemeinschaft mit Jesus ging, sondern auch um die Gemeinschaft der Sünder und der Heiligen.

Beginnen wir mit der Bedeutung des Sakraments der Beichte im allgemeinen. Im Rahmen dieses Vortrags können wir keine Zusammenfassung der langen und komplizierten Geschichte des Sakraments der Beichte bieten. Erwähnt sei jedoch, dass bis heute das lateinische Wort *confessio* und davon abgeleitet das französische *confession* nicht zuerst das Bekenntnis der eigenen Sünden bedeutet, sondern zunächst das Zeugnis für die Größe Gottes, das heißt für seine Barmherzigkeit. Deshalb erscheint es heute sinnvoller, vom „Sakrament der Versöhnung“ zu sprechen, weil hier *Gottes* Wesen, also seine Barmherzigkeit, im Vordergrund steht.

Im *Katechismus der Katholischen Kirche* heißt es dazu: „Man nennt es Sakrament der Versöhnung, denn es schenkt dem Sünder die versöhnende Liebe Gottes. ‚Lasst euch mit Gott versöhnen!‘ (2 Kor 5,20). Wer aus der barmherzigen Liebe Gottes lebt, ist bereit, dem Ruf Gottes zu entsprechen: ‚Geh und versöhne dich zuerst mit deinem Bruder!‘“ (Mt 5,24) (KKK1424).

Diese Definition des Katechismus beruht auf der ersten Handlung des von den Toten auferstandenen Jesus. Zu seinen Lebzeiten hatte Jesus die Sünder an seinen Tisch geladen, Jesus hatte sich sogar an den Tisch der Sünder gesetzt, zum Beispiel im Haus des Zachäus (Luk 19,9), um sie von neuem in die Gemeinschaft der Kirche aufzunehmen. Nach seiner Auferstehung überträgt Jesus als erste Gabe des Heiligen Geistes die Vollmacht der Sündenvergebung an die Jünger: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch...“ ,und er hauchte sie an und sagte zu ihnen: „Empfangt den Heiligen Geist, wem ihr die Sünden nachlasst, dem sind sie nachgelassen, wem ihr die Sünden behaltet, dem sind sie behalten““ (Joh 20,21).

Mit dieser Geste und diesen Worten hat Jesus das Sakrament der Versöhnung eingesetzt. Es ist aber nicht nur die Versöhnung mit Gott durch den Heiligen Geist, sondern gleichzeitig die Versöhnung mit der Gemeinschaft der Menschen, nämlich der Kirche. Der *Katechismus der Katholischen Kirche* sagt dazu; „Die Worte ‚binden‘ und ‚lösen‘ (oder ‚nachlassen‘ und ‚behalten‘) besagen: Wen ihr aus eurer Gemeinschaft ausschließen werdet, wird Gott auch aus der Gemeinschaft mit sich ausschließen; wen ihr von neuem in eure Gemeinschaft aufnehmen werdet, wird auch Gott wieder in die Gemeinschaft mit sich aufnehmen. *Die Versöhnung mit der Kirche lässt sich von der Versöhnung mit Gott nicht trennen*“ (KKK 1445).

Diesen letzten Satz hat der *Katechismus der Katholischen Kirche* kursiv gedruckt, um seine Wichtigkeit hervorzuheben. Dieser Satz war auch für den Pfarrer von Ars entscheidend. Hier sind wir mitten in seinem Verständnis der Beichte: Gott und die Gemeinschaft der Kirche sind eins. Die Kirche ist der Leib Christi. Der menschgewordene Gott ist das Haupt dieses Leibes. Wir alle sind seine Glieder. „Wo ein Glied leidet, leiden alle Glieder“ (1 Kor 12,26). Um es noch einmal zu sagen: Ohne das biblische und urkirchliche Bewusstsein dieser heilenden Einheit lässt sich der Zugang des Pfarrers von Ars zum Sakrament der Versöhnung nicht verstehen. Nebenbei sei bemerkt: Aus diesem Grund des Einswerdens des Leibes Christi zählt der *Katechismus der Katholischen Kirche* das Sakrament der Versöhnung zu den Sakramenten der Heilung.

Aus demselben Grund der Einheit des Leibes Christi spricht die Kirche auch von der Beichte als „zweite Taufe“. Es geht bei der Beichte wie bei der Taufe um die vollkommene Reinigung von den Sünden. Durch die Taufe werden wir den Mächten der Finsternis entrissen und aufgenommen in das Reich Gottes. Durch die sakramentale Lossprechung der Beichte werden wir befreit von jeder Sünde. Soweit die teilweise Übereinstimmung der beiden Sakramente.

Es wäre freilich zu einfach, darum die Beichte für die Wiederholung der Taufe zu halten. Die Taufe im Namen der heiligen Dreieinigkeit verleiht uns die Gabe nicht nur der Heilung, sondern auch der Heiligung. Sie lässt uns teilhaben an der Gabe des ewigen Lebens. Aber was machen wir mit diesen Gaben? Allein die Reue kann uns an die Gabe der Taufe erinnern – und wie wir die durch die Taufe empfangenen Gnaden durch unsere Leichtfertigkeit und Gleichgültigkeit außer Acht gelassen haben. Reue aber bedeutet die Einsicht in die Wahrheit unseres Lebens: in der Erkenntnis unserer Sünden dürfen wir die Heiligkeit des Vaters und seines Erbarmens wahrnehmen. Genau darum hat der Pfarrer von Ars seine Gläubigen immer wieder beschworen, sich für die Reue mehr Zeit zu nehmen als für das Bekenntnis ihrer Sünden: Allein die echte Reue vor dem Bekenntnis der Sünden ermöglicht den Zugang zur Größe Gottes, zu seiner Heiligkeit und Barmherzigkeit. Um zusammenzufassen: Wir haben in diesem ersten Vortrag gesehen, wir brauchen keine Angst vor der Beichte zu haben. Denn die Beichte ist etwas anderes als ein moralisch gefärbtes Rechenexempel: soviel Ave Maria und soviel Pater Noster für soviel Gramm Leberwurst am Freitag. Das habe ich als frisch geweihter Priester nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil noch so lernen müssen! Ich kann nur hoffen, es ist Ihnen im Beichtstuhl nicht allzu oft begegnet und wird Sie auch nicht mehr von der Beichte abschrecken. Ein schwacher Trost mag sein: Als der Pfarrer 1812 nach Ars kam, dürfte die von den Christen gemachte Erfahrung kaum anders gewesen sein. Daher die sehr weitgehende Gleichgültigkeit der „Gläubigen“ diesem Sakrament gegenüber. Die Männer hatten anderes zu tun, die Frauen gingen einmal pro Jahr in der Karwoche zur Beichte, um Zugang zur Kommunion zu haben – und damit hatten sie ihre Osterpflicht erfüllt.

Um so schwerer ist es zu verstehen, dass man im Laufe der Jahre nicht nur regelmäßig zur Eucharistiefeier kam, sondern sogar regelmäßig zur Beichte. Wie hat der Pfarrer von Ars das erreicht? Zur Beichte bewegt hat er die Gläubigen ähnlich wie zur Eucharistie: Er selbst hat gar nichts getan, er hat es geschehen lassen. Die vielen Stunden der Anbetung dienten nicht nur dem Einswerden mit der Eucharistie, sie waren auch ein

ständiges Gebet der Reue, das heißt des Einswerdens mit der Heiligkeit des Vaters, vor allem aber mit seiner Barmherzigkeit.

Die langen Stunden der Anbetung waren freilich keine vergeudete Zeit. Durch die unermüdliche Energie, die von seiner zarten Gestalt ausging, lebte der Pfarrer seiner Gemeinde vor, dass die Sakramente der Eucharistie und der Beichte nicht nur die Seele heilen, sondern auch den Leib. Körperliche Heilungen durch die Beichte hat der Pfarrer als selbstverständlich hingenommen, auch wenn ihm diese sichtbaren Heilungen zweitrangig erschienen. Die seelischen Heilungen schätzte er mehr, weil sie ihm für die Heilung des ganzen Menschen wesentlicher erschienen, auch wenn man sie nicht sah. Entscheidend war für ihn, dass durch die Beichte nicht nur der ganze Mensch, sondern der ganze Leib Christi geheilt wurde. Deswegen konnte er von der Beichte ausrufen: „Wie schön ist es, ein Sakrament zu kennen, das zu heilen vermag!“



## **Seminar: „Mit Gott ist in der Seele allezeit Frühling“**

### **Heilung durch den heiligen Pfarrer von Ars**

#### **Teil III: Beichte**

#### **2. Vortrag: „Weil Sie nicht weinen, weine ich“**

Im ersten Vortrag hatten wir vom Liebeswerben des Pfarrers von Ars gehört, nicht nur von seinem Werben um die Liebe und die Barmherzigkeit Gottes, sondern mehr noch um die Offenheit seiner Gemeinde, die Barmherzigkeit Gottes anzunehmen. Als den direktesten Weg zu Gottes Barmherzigkeit hatte der Pfarrer die Reue bezeichnet. Für die Reue sollte man sich mehr Zeit nehmen als für das Bekenntnis der Sünden, hatte der Pfarrer geworben, denn allein die Reue bringt uns der Wahrheit unseres Lebens näher. Und mehr noch als unsere Sündhaftigkeit ist diese Wahrheit unseres Lebens die Barmherzigkeit Gottes.

„Für alle“ hatte der Pfarrer von Ars beichten wollen. Wie Jesus hatte er die Sünden aller auf sich nehmen wollen. Er hatte sein Leben hingegeben für seine Freunde. „Nach Ars muss man kommen, um zu erkennen, was durch den Sündenfall geschehen ist“, hatte ein Pfarrer im Angesicht der Pilgerströme gesagt. Die Sehnsucht nach Erlösung war ihm noch nie so deutlich geworden wie im Angesicht der Menschenschlangen vor den Beichtstühlen in Ars.

Der Pfarrer von Ars hatte gesagt: „Von der Erschaffung der Welt bis zur Ankunft des Messias ist alles Gottes Barmherzigkeit“. Das lebte er - und das wollten die Leute bei ihm erleben. Dazu war ihnen keine Reise zu beschwerlich und keine Wartezeit zu lang. Die französische Eisenbahn hatte in Lyon einen Extraschalter für Rückfahrkarten nach Ars mit 7 Tagen Gültigkeit eröffnet. So lange musste man in Ars warten, um zwei bis drei Minuten beim Pfarrer zu beichten.

Dabei wussten die Menschen, was sie vom Pfarrer von Ars zu hören bekamen, hätten sie auch zuhause hören können. Aber sie wollten es aus dem Mund des Pfarrers von Ars hören. Sie wollten es an seinem Leben ablesen können: „Nicht der Sünder kehrt zu Gott zurück, um ihn um Vergebung zu bitten, sondern Gott selbst läuft dem Sünder hinterher, um ihn zur Umkehr zu bringen.“ – „Der liebe Gott ist immer bereit, uns zu empfangen.“ - „Sein größtes Vergnügen ist es, uns zu vergeben.“ – „Darum ist ihm jedes Mittel recht, unter ihnen (den Sündern) gegenwärtig zu sein, um sie zu Seinem Vater zu bringen.“ – „Im Bußsakrament scheint Gott seine Gerechtigkeit zu vergessen, um uns nur noch sein Erbarmen zu offenbaren.“ – „Er zeigt sie uns nicht nur, sondern er teilt seine Barmherzigkeit mit uns bis ins Unendliche.“ – „Machen wir also dem guten Vater diese Freude: Kommen wir zu ihm zurück – und wir werden voller Freude sein.“ – „Man kann ihm nicht genug dafür danken, das er ein so großes Herz für die Sünder hat.“ – „Unsere Fehler sind wie Sandkörner gegenüber dem Gebirge seines Erbarmens.“

Aus all diesen Worten könnte man den Schluss ziehen, nicht Gott, sondern der Pfarrer hätte die Menschen zur Beichte gedrängt. Man könnte meinen, wenn es schon nicht aus der Vollmacht heraus geschah, die er als Pfarrer über seine Gemeinde ausübte, um für Ruhe und Ordnung in Sachen Moral zu sorgen, dann geschah es, weil er sich persönlich von Gott bedroht fühlte und dieses ständige Gedrängtwerden von Gott an die Gemeinde weitergeben wollte. Aber diese Versuche einer psychologischen Einschätzung seiner Motivation gehen am Geheimnis des Pfarrers vorbei. Was ihn durchdrungen, bewegt und gedrängt hat – wie oft muss es noch gesagt werden? – ist nichts anderes als das Geheimnis der Liebe Gottes, die Mensch geworden ist, um mit den Menschen zu leiden und sich ihrer zu erbarmen.

„Wenn der Priester die Lossprechung gibt, dann braucht man nur an das eine zu denken: Das Blut des lieben Gottes ergießt sich über unsere Seele, um sie zu reinigen und so schön werden zu lassen wie bei unserer

Taufe.“ In diesen Worten zeigt sich der Zusammenhang zwischen Taufe und Beichte durch die Reinigung der Seele von den Sünden, zeigt sich unsere Erlösung durch das Opfer Jesu am Kreuz. Dieses Geschehen kann zwar eine psychische Wirkung der Entspannung und Befreiung mit sich bringen, aber diese Wirkung wird es nur dann haben, wenn es zunächst und zuerst eine metaphysische Wirklichkeit ist und als solche dankbar angenommen wird. Eine metaphysische Wirklichkeit aber kann nur durch Gott entstehen und als Gnade geschenkt werden durch das gemeinsame Gebet von Beichtvater und Beichtendem, durch die Öffnung beider für die Wahrheit unseres Lebens, das heißt die Barmherzigkeit Gottes. Der Beichtende darf wissen, dass Gott seine Sünden schon vorher weiß. Der Beichtende betrügt sich also selbst, wenn er versucht, seine Sünden schönfärben oder verschweigen zu wollen. Er betrügt sich um die Wahrheit seines Lebens, das heißt um Gottes Barmherzigkeit, wenn er meint, Gott – oder dem Priester an der Stelle Gottes – etwas vormachen zu können. „Die Sünden, die wir verbergen, kommen wieder zum Vorschein. Um seine Sünden gut zu verbergen, muss man sie laut bekennen.“ Mit anderen Worten: Man muss die Sünden loswerden *wollen*, um keinen Ärger und keine unnötige Belastung mehr damit zu haben. Und deswegen sollte man sie am besten laut aussprechen, denn nur dann wird man sie wirklich los.

Seinen Leuten deutlich machen wollte der Pfarrer vor allem: Die vor Gott in der Beichte laut bekannte Sünde wird durch die sakramentale Lossprechung immer zum Sieg über das Böse: Sie existiert nicht mehr, sie ist versunken im Meer der Barmherzigkeit Gottes. Deswegen kann sie den Sünder nicht mehr lähmen oder ihm keinen Schaden mehr zufügen. „Im Augenblick der Lossprechung wirft der liebe Gott unsere Sünden hinter seinen Rücken: Er vergisst sie und vernichtet sie, sie können nicht mehr wiederkommen.“ Der Pfarrer ist unerbittlich: Wenn man die Sünden wirklich loswerden will bei Gott, dann muss man sie aussprechen. Denn Gott kennt unsere Sünden längst, aber die Frage ist, ob wir sie erkennen, – und ob wir bereit sind, sie ganz bewusst zu bekennen: „Die Wahrheit offen zu legen, kann uns einen Moment der Demut abfordern. Wir wollen nicht sehen, welches Erbarmen Gott mit uns hat.“ – „Aber ist es wirklich so demütigend, seine Sünden zu bekennen? Weiß der Priester nicht ziemlich gut, was wir getan haben“.

Bei einer solchen Aussage kam dem Pfarrer zweifellos die übernatürliche Gabe der „Herzensschau“ zu Hilfe. Seinen engsten Mitarbeitern gegenüber war der Pfarrer in Bezug auf diese übernatürlichen Gaben und auch auf seine übernatürlichen Erscheinungen zurückhaltend. Er hielt sich für so unwürdig, dass er sich von Gott mit keinerlei Vorrechten ausgezeichnet wissen wollte. Nur selten entglitten ihm ungewollte Äußerungen wie etwa: „Diese Woche haben sich Jesus und Maria gar nicht sehen lassen.“ Fromme Pilger konnten dafür um so ausführlicher von Marien-Erscheinungen im Pfarrhaus im Beisein des Pfarrers berichten. Dem Pfarrer selbst war das offensichtlich peinlich, dass er solcher Vorzüge gewürdigt wurde und man dann auch noch laut darüber sprach. Aber wenn der Pfarrer jemanden, der ihm im Beichtstuhl sagte: „Ich habe seit 25 Jahren nicht mehr gebeichtet“, korrigieren konnte: „Sie meinen seit 27 Jahren“, und das von dem Beichtenden als richtig bestätigt wurde, dann zeigt das, dass er nicht nur die natürliche Begabung eines besonders feinen Gespürs hatte, sondern zusätzlich ein exaktes Wissen übernatürlicher Herkunft.

Wir sehen hier, was die Beichte beim Pfarrer von Ars gleichzeitig so attraktiv und so schwer machte. Er wusste oft besser als der Beichtende selbst, welche Sünden diesen armen Sünder unfrei machen. Aber der Pfarrer wusste auch, wie echt oder unecht die Reue des Beichtenden war und aus welchem Grund er seine Sünden loswerden wollte. Das konnte sehr wohl darüber entscheiden, ob die Beichte eine wirkliche Erlösung brachte oder nicht. Es konnte sogar darüber entscheiden, ob man vom Pfarrer die Lossprechung bekam oder nicht: „Man sagt, viele beichten, aber nur wenige bekehren sich. Das glaube ich schon. Denn nur wenige beichten und bereuen wirklich.“

Die Erfahrung hatte den Pfarrer gelehrt: Die Wahrheit zu erkennen und zu bekennen ist deshalb so schwer, weil die Sünde ein Geheimnis ist. Ebenfalls aus Erfahrung wusste der Pfarrer, welche Illusionen sich der

Beichtende über seine Sünden machen kann. Er sagte es offen: „Nur Gott weiß, was Sünde ist.“ – „Warum?“ – „Nur die Heiligen verstehen die Größe der Beleidigung, welche die Sünde für Gott bedeutet!“ – „Aber warum bedeutet die Sünde eine derartige Beleidigung für Gott?“ Erstens ist die Sünde die Absonderung des Menschen von Gott – von dem Gott, der den Menschen aus Liebe geschaffen hat, und von dem Gott, der dem Menschen Seine Heiligkeit verliehen hat. Der Mensch ist nicht nur der Mitschöpfer Gottes, er ist der Mitheilige Gottes, denn Gott hat dem Menschen mit seinem Atem sein Innerstes, das heißt seine Heiligkeit eingehaucht. „Durch den Menschen kam die Heiligkeit in die Welt“, sagte Johannes Paul II.

Der Pfarrer von Ars hatte eine ungewöhnliche Ehrfurcht vor dem Menschen als Geschöpf Gottes. Gerade diese Ehrfurcht aber vor dem Menschen als Geschöpf Gottes konnte ihn voller Traurigkeit sagen lassen: „Ein Christ, geschaffen im Ebenbild Gottes, ein Christ, das Wohlgefallen der drei göttlichen Personen, ein Christ, dessen Leib Tempel des Heiligen Geistes ist - das alles wird durch die Sünde entehrt!“ Mit anderen Worten, der Mensch hat keine Ahnung von seiner Würde und seiner Ehre. Durch die Absonderung von Gott als der Quelle des Lebens begeht der Mensch nicht nur Mord, sondern Selbstmord. „Wie undankbar sind wir doch!“ – „Einen Gott zu beleidigen, der uns geschaffen hat und der uns nur Gutes getan hat, das ist wirklich der Gipfel der Undankbarkeit.“ – „Übers Meer möchte man fliehen, um nicht die Undankbarkeit des Menschen gegenüber seinem Gott sehen zu müssen. Erschreckend ist das! Wenn Gott nur nicht so gut wäre! Aber Gott *ist* eben so gut!“

Es ist also die Güte und die Barmherzigkeit Gottes, die der Mensch nicht zu sehen vermag, wenn er meint, er brauche die Beichte und die Reue nicht. „Die Sünde vernebelt den Geist, sie verschließt die Augen der Seele“. Diese Blindheit des Menschen hat den Pfarrer zu Tränen gerührt, denn dadurch vermag der Mensch auch seine eigene Würde nicht zu sehen. Sünde ist also nicht nur Selbstmord. Schlimmer noch, Sünde ist die grausamste Art der Selbstverachtung und der Selbstverstümmelung. Der Mensch betrügt sich und beraubt sich des Kostbarsten, was er ist: „Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes“, wie der Apostel Paulus sagt. Der Pfarrer von Ars geht noch weiter: „Unsere Seele ist wie ein Spiegel. Gott sieht sich darin mit Wohlgefallen, solange sie rein ist. Nimmt die Sünde ihr aber ihren Glanz, dann ist sie ein Horror für Gott.“ – „Die Sünde ist der Henkersknecht des lieben Gottes und der Mörder der Seele... Der liebe Gott möchte uns glücklich sehen, und wir wollen das nicht. Ginge es um unser Geld, was würden wir nicht alles tun! Aber weil es nur um unsere Seele geht, tun wir gar nichts.“

Sünde ist also nicht nur die Absonderung von der Schöpferliebe Gottes, sondern dadurch auch von den Geboten seiner Schöpfungsordnung, die nichts anderes sind als die Gebote seiner Liebe und Barmherzigkeit. Dadurch entstehen nicht nur die Brutalität und das Chaos, in dem die Menschen leben, sondern schlimmer noch: ihr Unglück und ihre Einsamkeit. Aber deren Wurzeln sind sie sich nicht bewusst. Nicht Gott ist verantwortlich für Unglück und Einsamkeit des Menschen. Auch nicht der Nächste, den man gern dafür verantwortlich macht. Die eigene Verlorenheit ist es, die uns blind macht für das Glück und die Geborgenheit, das Gott uns schenken möchte durch seine Gegenwart. Die Blindheit und Undankbarkeit des Sünders brachten den Pfarrer zum Weinen, wenn der Beichtende nicht darüber weinen konnte.

Wie hatte Papst Johannes Paul II. gesagt? „Der Sündenfall ist die Infragestellung der Gabe.“ Auch als Christen sind wir einsame Konsumenten geworden, weil wir dem Glanz von Gottes Gaben nicht mehr trauen. Wir sind scheinbar hoffnungslos traurig und allein, weil die Gründe dafür uns verborgen bleiben. „Wie traurig ist eine Seele im Zustand der Sünde“, konnte der Pfarrer von Ars ausrufen.

Es wird viel von der ständig guten Laune des Pfarrers und von seinem Humor berichtet. Aber diese Heiterkeit schließt seine Traurigkeit über die Sünde nicht aus. Man kann sogar feststellen, die Traurigkeit über die Sünde ist der Urgrund seiner Heiterkeit, denn Heiterkeit ist der Ausdruck der Dankbarkeit für Gottes Erbarmen. Hier nähern wir uns dem Geheimnis, warum ein so heiterer Mensch so heftig weinen konnte und ausrufen: „Weil Sie

nicht weinen, weine ich.“ Der Sünder hat keinerlei Verständnis für die Schönheit der Schöpfung, für die Würde des Geschaffenseins im Ebenbild Gottes. Der Sünder ist ständig voller Kritik an Gott und den Menschen - ohne zu wissen, dass all diese Unzufriedenheit im Grund ein Sich-selbst-nicht-Genügen ist. „Wir führen Krieg gegen Gott mit den Mitteln, die er uns gegeben hat, um ihm zu dienen!“ Dieser ständige Kriegszustand versetzt den Menschen nicht nur in eine ständige Unzufriedenheit und Ermüdung, sondern in eine Traurigkeit und Einsamkeit, deren letzter Grund ihm nicht bewusst ist. „Durch die Sünde verachten wir den lieben Gott, wir kreuzigen ihn noch einmal.“ Was aber bleibt, ist nicht die gerechte Strafe für den Sünder – denn durch seinen Zustand bestraft er sich vor allem selbst - sondern Gottes Erbarmen und sein Mitleiden am Leid der Menschen. Nur durch dieses Mitleiden Gottes ist dem Sünder offenbar bewusst zu machen, wie arm er tatsächlich ist: „Eine Person im Zustand der Sünde ist immer traurig. Sie kann machen, was sie will, sie wird immer angeekelt sein, von allem gestört und gelangweilt.“ Nach den Worten der Pfarrers aber bleibt dieser Zustand nicht auf diese Welt beschränkt: „Diese armen Sünder. Sie werden immer unglücklich sein, sowohl in dieser Welt als auch in der kommenden.“ - „Das Glück des Himmels ist für den Sünder ein leeres Wort.“

Der Grund für den Mangel an Glück und an Heiterkeit, sowohl in diesem Leben als auch im kommenden, ist also nichts anderes als der Zustand der Sünde, der uns oft gar nicht bewusst ist. „Ohne die Sünde wären wir alle glücklich, auch wenn wir unser Kreuz zu tragen haben.“ – „Unglückliche Christen gibt es nur dort, wo sie das Gebet aufgegeben und die Sakramente vernachlässigt haben, um sich hinter der Sünde zu verbergen.“ Der Weg der Heiterkeit ist also ein Weg der Offenheit und des Vertrauens, vor allem aber der Dankbarkeit für Gottes Erbarmen. Die Sünden zu erkennen, sie zu bereuen und zu beweinen, ist ein Weg zu dieser Offenheit. Er führt uns näher heran an die Geborgenheit in Gottes Erbarmen. Diese Offenheit für den Geist Gottes und seine Gnaden kann aber auch bewirken, dass wir unsere Sünden noch deutlicher sehen, dass wir Verfehlungen als solche erkennen, an die wir vorher nie gedacht haben. Aber auch das kann ein Weg zur Gnade sein. Denn wir werden durch diese Einsicht von einer Düsternis – eben von jener Traurigkeit und Einsamkeit – befreit, die uns Gottes Barmherzigkeit noch deutlicher werden lässt.

Die ständige Heiterkeit des Pfarrers und seine Klarsicht, sich zu den größten Sündern zu zählen, dürften letztlich auf der Erfahrung der Traurigkeit über die eigene Absonderung von Gott beruhen. Je weiter er kam im geistlichen Leben, je mehr er sich der Barmherzigkeit Gottes annäherte, desto intensiver wurde sein Bewusstsein der Unwürdigkeit. Gleichzeitig mit dem Bewusstsein seiner Unwürdigkeit aber gibt es bei ihm die Zuversicht über die unbesiegbare Güte Gottes und Gottes Geduld mit den Sündern: „Gewisse Sünder wollen ihn (Gott) einfach nicht bei sich haben; sie würden am liebsten ihr Gewehr nehmen und ihn erschießen, um nichts mehr von ihm zu hören. Aber das macht gar nichts. Er wird immer vor der Türe auf sie warten.“ Der Pfarrer wirbt also unermüdlich für die Liebe Gottes und Gottes Geduld. Er möchte gerade den schwersten Sündern Gottes Barmherzigkeit und seine Sanftmut glaubhaft machen, um ihnen die Vergeblichkeit ihrer Sünden deutlich werden zu lassen: „Oh, diese armen Sünder, wie unglücklich sind sie doch, den lieben Gott nicht zu lieben. Wie undankbar sind sie, einen Gott zu beleidigen, der so gut ist – einen so sanftmütigen Vater.“ Man könnte diese Aussprüche des heiligen Pfarrers von Ars über die Sünde der Menschen und Gottes Erbarmen beliebig fortsetzen. Aber es genügt, wenn durch diese wenigen Zitate verständlich geworden ist, warum der Pfarrer bitterlich zu weinen begann, wenn er bei der Predigt auf die Sünde zu sprechen kam. Um es noch einmal zu sagen: Es war keine psychische Krankheit und keine abgrundtiefe Angst vor einem unbarmherzigen Gott, sicher auch keine Romantik, die ihn zu einer anscheinend so übertriebenen Äußerung seiner Gefühle bewegte – es war einfach die ihm völlig unverständliche Undankbarkeit der Menschen für die Größe und Schönheit der Schöpfung Gottes. Undankbarkeit ist vor allem die Gleichgültigkeit der Menschen der dem Pfarrer selbstverständlichen Tatsache gegenüber, dass alles, was geschaffen ist und zum Leben der Menschen beiträgt, allein von Gott geschaffen ist und nur ihm zu verdanken.

Schlimmer aber noch als diese Gleichgültigkeit der Menschen ist deren Konsequenz, nämlich die Absonderung von Gott, so als gäbe es ihn gar nicht, als wäre der Mensch in all seinem Denken und Tun sich selbst und seinen Instinkten überlassen, und das heißt seiner ständigen Gereiztheit, seiner Einsamkeit, seiner Übermüdung, seiner Unzufriedenheit mit allem und jedem. Daraus folgt die völlige Desorientierung des Menschen. Statt seiner vermeintlichen Unabhängigkeit und Freiheit wird er abhängig von jedweder modischen Strömung. In der Folge der Revolution gab es dieser Strömungen in Europa gerade genug, nicht nur in der Wirtschaft, der Kultur und der Politik, sondern auch in der Philosophie und der Theologie.

Man würde dem Pfarrer Unrecht tun, wollte man ihm unterstellen, er wäre nicht in der Lage gewesen, all die verführerischen Thesen und Trends der Philosophie und Theologie zu durchschauen. Näher kommt man seiner Person und ihrer Wirkung eher, wenn man aus seinem Tageslauf schließt, er hatte weder die Zeit noch das Interesse, sich mit all dem abzugeben, was es an „epochalen Neuerungen“ und „letzten Neuigkeiten“ gab. Direkt oder indirekt, bewusst oder unbewusst wurde das alles durch den ständigen Pilgerstrom der Beichtenden an ihn herangetragen. Er brauchte gar keine Zeitschriften oder Bücher zu lesen, um sich ein Bild von der totalen Verwirrung zu machen, in der seine Zeitgenossen lebten. Präziser als durch alle Medien – an denen es schon zu seiner Zeit nicht fehlte – bekam er dieses zerstörerische Chaos durch die ständigen Beichtgespräche mitgeteilt, durch das Hören auf das, was ihm die Menschen sagten oder nicht sagten, und was er dazu ergänzen und präzisieren musste. All das hat er geduldig auf sich genommen und dann Jesus übergeben, um die Beichtenden von ihrer Verwirrung zu befreien.

Die Frage, wo denn der Pfarrer selbst die Orientierung hernahm in der fast übermächtigen Flut der ständigen Desorientierung, ist leicht zu beantworten: von Jesus Christus in der eucharistischen Anbetung und in der Feier der Eucharistie: „Il est là! Il est là!“ - "Er ist da ! Er ist da!" Das war die alles unterscheidende und lebenspendende „Rettungsplanke“ in der Sturmflut der Schiffbrüchigen, die es nach Ars getrieben hatte – auch wenn viele sicher nicht wussten, warum sie sich auf diesen Weg gemacht hatten und wie ihnen bei dieser Pilgerreise geschah.

Was der Pfarrer sonst noch zu verkünden hatte während der Predigt bei der heiligen Messe oder in seinen Katechesen in der *Providence*, drehte sich mehr und mehr um das einzige, was ihm allein entscheidend erschien: die Barmherzigkeit Gottes und ihre Gegenwart in den Sakramenten. Mit der Akribie eines Anatoms zeigte der Pfarrer, wie und wo die Barmherzigkeit Gottes verletzt wurde, wie sich die Menschen damit letztlich selbst und einander weh taten, wenn sie willkürlich Gott beleidigten.

Um es abschließend noch einmal zu sagen: Der heilige Pfarrer von Ars war keineswegs so wenig gebildet und so schwach begabt, wie man ihm gern nachsagt, um sich seiner prophetischen Klarheit zu entziehen. Ein so vielseitig gebildeter Theologe wie Papst Benedikt XVI. nennt ihn ein „Vorbild priesterlichen Dienens in unserer Welt“. Zum Abschluss des Priesterjahres am Herz-Jesu-Fest 2010 sagte der Papst vor 17.000 Priestern: „Vom Pfarrer von Ars haben wir uns führen lassen, um Größe und Schönheit des priesterlichen Dienstes neu zu verstehen... Der Priester tut etwas, das kein Mensch aus sich heraus tun kann: Er spricht im Namen Christi das Wort der Vergebung für unsere Sünden, und er ändert so von Gott her den Zustand unseres Lebens.“

## Seminar: „Mit Gott ist in der Seele allezeit Frühling“

### Heilung durch den heiligen Pfarrer von Ars

#### Teil III: Beichte

#### 3. Vortrag: „Sie nehmen den kleineren Teil der Buße, den größeren nehme ich.“

„Der *grappin* ist eigentlich dumm. Er verrät sich immer selbst. Je dramatischer er es macht, desto sicherer kann ich sein: Morgen geht ein dicker Fisch ins Netz.“ Diese Aussage zeigt, wie viel der Pfarrer von Ars vom Teufel hielt, nämlich gar nichts. Mit einem dicken Fisch, der ins Netz geht, meinte er einen schweren Sünder, der den Weg zum Beichtstuhl findet.

Das Wort *grappin* bedeutet ursprünglich einen kleinen Anker oder großen Angelhaken, heute auch einen mechanischen Greifarm. Es ist verwandt mit dem deutschen *grabschen* oder *grappen* im Sinn von greifen, raffen. In Ars bezeichnete man damit eine Mehrzinkengabel zur Kartoffelernte. Der Pfarrer von Ars nannte den Teufel *grappin*, um sich über seine Albernheit und Raffgier lustig zu machen. „Der Dämon ist zwar wirklich bössartig, er will alles für sich, aber er ist auch wirklich dumm. Durch ihn habe ich erfahren, wie viel sich in Ars an Gutem tut“, sagte der Pfarrer am Ende seines Lebens. Am Anfang seiner Zeit in Ars, so gesteht er seinem Bischof, hatte er Angst. Denn er wusste nicht, wo die ungewöhnlichen Geräusche im Pfarrhaus herkamen. Durch die Angst aber hatte er gemerkt, es ist der Teufel: „Denn der liebe Gott macht keine Angst.“ - „Der Teufel aber kann nichts machen ohne die Erlaubnis Gottes.“ Damit hatte der Pfarrer Macht und Ohnmacht des Bösen benannt.

Nicht gebührend wichtig genommen oder gar verachtet zu werden, aber mag der Teufel gar nicht. Denn seine liebste Eigenschaft ist der Stolz. „Ihr werdet sein wie Götter“, hatte die Schlange zu Adam und Eva gesagt. Damit hatte sie die beiden ersten Menschen verführt mit dem falschen Versprechen, dass sie Gut und Böse erkennen würden. Aber Adam und Eva erkannten nur, dass sie nackt waren – und das erfüllte sie mit Angst und Scham vor Gott und vor einander. In diese erste Lüge aber hatte die Schlange noch eine zweite, womöglich noch infamere Lüge einfließen lassen, und zwar so raffiniert, dass Adam und Eva sie zunächst gar nicht bemerkten (und die meisten Exegeten bis heute nicht). Um gleichzeitig Zweifel und Zwietracht zu säen, hatte sich die Schlange zunächst nicht an Adam und Eva *als Paar* gewandt, sondern an Eva allein. Im Text steht: „Sie (die Schlange) sagte *zu der Frau*: Hat Gott das *wirklich* gesagt?“ (Gen 3,1). Danach aber fuhr die Schlange im Plural fort, als wäre das schon immer so gewesen, als hätte sie von Anfang an zu Adam *und* Eva gesprochen: „*Ihr* werdet sein wie Götter“. Durch diesen Trick der Schlange wurde die von Gott geschaffene Harmonie des Paares zu Zweifel und Zwietracht - und zu dem „zum verzweifelnden“ Alleinsein des Menschen. Die Infragestellung der Gabe Gottes war perfekt. Die Menschen wurden zu einsamen Konsumenten voller Angst und Scham, weil sie nicht merkten, wie ihnen durch die Absonderung von Gott geschah. „Vater der Lüge“, nennt der Evangelist Johannes den Teufel (Joh 8,44).

Im ersten Vortrag dieses Seminarteils über die Beichte hatten wir gesehen, dass der Pfarrer von Ars am liebsten für alle gebeichtet hätte. In der Nachfolge Jesu hätte er alle Sünden auf sich nehmen wollen. Durch die Nähe zu Jesus wurden Beichtender und Beichthörender zu einer Einheit im Bekenntnis der Größe Gottes.

Im zweiten Vortrag hatten wir noch ausführlicher vom Mitleiden des Pfarrers und vom Erbarmen Gottes gesprochen: „Weil Sie nicht weinen, weine ich“, hatte er seinen erstaunten Beichtkindern zugerufen. Die schlimmste Beleidigung Gottes war für den Pfarrer die Undankbarkeit für die Wohltaten der Schöpfung. Unerbittlich kämpfte er gegen die Gleichgültigkeit, durch die Übertretung der Schöpfungsordnung der Sünde zu

verfallen. Allein durch die Menschwerdung Gottes, sein Liebesopfer am Kreuz und seine Auferstehung, hatte Gott die Menschen aus dieser Gleichgültigkeit erlöst.

Es mag merkwürdig erscheinen, dass erst in diesem dritten Vortrag die Rede vom Teufel und dem Geheimnis des Bösen ist. Schließlich ist der heilige Pfarrer von Ars auch bekannt geworden durch seine intensiven Auseinandersetzungen mit dem *grappin*. Aber er sah keinerlei Grund, diese Störungsversuche zu überschätzen: Verängstigte Besucher wusste er zu beruhigen: „Ich weiß, das ist nur der *grappin*. Das genügt mir. Seit wir mit einander zu tun haben, sind wir gleichsam Kameraden.“

Der Teufel erscheint nicht gern im Licht, seine Welt ist eher die Finsternis und das Unbewusste, aber gerade deswegen lohnt es sich, seine Machenschaften durch den heiligen Pfarrer von Ars ans Licht zu holen. Vom Pfarrer von Ars kann man außerdem lernen, die Verwirrspiele des Teufels mit Gelassenheit zu nehmen – und mit einer guten Dosis Humor. Aber man würde dem Pfarrer Unrecht tun, versuchte man seine Auseinandersetzungen mit dem Bösen aus einer falschen Diskretion – deutlicher gesagt aus Angst – zu bagatellisieren oder zu psychologisieren.

Die vom Teufel so geliebte Überschätzung seiner Person kann sich auf vielerlei Weise ausdrücken: Martin Luther hat gesagt, wenn man schon nicht tut, was der Teufel will, so ist er doch recht zufrieden, wenn man viel und recht häufig von ihm spricht. Das ist einer der Gründe, warum wir dem Teufel nicht die Ehre antun wollten, ihn gleich im ersten Vortrag erscheinen zu lassen, so dass er möglichst in allen drei Vorträgen und auch noch in den Gesprächen dazwischen das Sagen gehabt hätte.

Weil der Teufel kein Anfänger ist und es ihm an Phantasie nicht mangelt, den Menschen Angst einzujagen, sie zu verwirren und sie dadurch von Gott und dem Heiligen abzubringen, oder ihnen „den Himmel streitig zu machen“, wie der Pfarrer von Ars sagte, konnte es im Pfarrhaus recht dramatische Szenen geben. Durch die Reaktionen der Beteiligten entbehrten sie nicht der Tragikomik. Nachdem der Pfarrer durch die zunächst nicht identifizierbaren Geräusche Angst bekommen hatte – er vermutete Einbrecher, die von der Anschaffung wertvoller Ornamente für die Kirche Wind bekommen hatten - lud er sich den kräftig gebauten Schmiedegesellen Vérchère ein, einige Nächte im Pfarrhaus zu verbringen. Aber hören wir von Vérchère selbst, was er beim Diözesanprozess über das von ihm im Winter 1823/24 Erlebte zu sagen hatte: „Während mehrerer Tage hörte Monsieur Vianney in seinem Pfarrhaus außergewöhnliche Geräusche. Er wusste nicht, wo sie herkamen, und vermutete Diebe... Monsieur Vianney kam und sagte zu mir: ‚Nachts höre ich immer Lärm. Ich weiß nicht, ob das Diebe sind. Wollen Sie mal im Pfarrhaus schlafen kommen?‘ – ‚Aber gerne, Herr Pfarrer, und mein Jagdgewehr werde ich auch laden.‘ Als die Nacht anbrach, begab ich mich ins Pfarrhaus. Bis gegen zehn Uhr wärmte ich mich und sprach mit dem Pfarrer. Dann ging ich schlafen in dem Zimmer, das er mir angewiesen hatte. Gegen ein Uhr morgens hörte ich wild am Schloss der Haustür rütteln. Gleichzeitig hörte ich etwas wie Donnerschläge gegen diese Türe, das hallte wie Gewitterdonner durch das ganze Pfarrhaus. Ich sprang aus dem Bett, griff mein Gewehr und riss die Tür auf, um zu schauen, was da los war. Gesehen habe ich gar nichts. In einem anderen Teil des Pfarrhauses ging der Krach weiter, wenn auch weniger stark. Während dieses Lärms, also etwa fünf Minuten, zitterte das ganze Pfarrhaus. Angst hatte ich keine, nur meine Beine fingen zu zittern an, und das habe ich noch acht Tage lang gespürt.“

Vérchère ergänzt dann noch, der Pfarrer habe ihn eingeladen, doch mal während des Tages vorbei zu kommen, aber er hätte ihm geantwortet: „Nie wieder. Und wenn überhaupt, dann nur zu zweit.“ Darauf hätte der Pfarrer zwei andere junge Leute kommen lassen.

Einem Mitbruder vertraute der Pfarrer an: „Zunächst hatte ich tatsächlich Angst, weil ich nicht wusste, was das ist, aber jetzt muss ich immer lachen – und ich freue mich sogar: Das ist ein gutes Zeichen, am nächsten Tag gibt es immer einen guten Fang.“ Das war das Entscheidende für den Pfarrer. Der „gute Fang“ am nächsten Morgen: Menschen würden von weit her kommen, um ihre schweren Sünden loszuwerden, das würde eine Befreiung geben. Ein ganzes Leben würde sich ändern, Gott und seine Barmherzigkeit würden von neuem die Mitte dieses Lebens bilden. Das würde den Teufel gründlich ärgern, und darüber konnte man sich nur freuen.

Was der Teufel veranstaltete, um dem Pfarrer Angst zu machen, war nicht gerade wenig. Von seiner Schlafzimmerdecke hörte er Geräusche, „als führen alle Wagen Frankreichs über mich hin“, die Möbel fuhren in seiner Stube herum, das Bett samt Pfarrer wurde verschoben, die Vorhänge am Bett des Pfarrers wurden aufgeschlitzt, singende Ratten huschten über das Bett, in dem der Pfarrer schlief, im Kamin sang eine Nachtigall, im Hof hörte man Stimmen: „Hau ab, Vianney, hau endlich ab!“, manchmal hielt ein ganzer Trupp von Dämonen im Pfarrhof „Parlamentssitzungen“, wie der Pfarrer sagte. Einmal wurde sein Bett angezündet, als er gerade schon gegangen war. Auf die alarmierende Nachricht vom brennenden Bett der Pfarrer beim Gebet in der Kirche nur lächeln: „Den Vogel wollten sie, den Käfig haben sie erwischt.“ Der „dicke Fisch“ am nächsten Morgen war ihm wichtiger – und an solchen „dicken Fischen“ sollte es in Ars nicht mangeln.

Sie kosteten den Pfarrer nicht gerade wenig: Einen doppelten Leistenbruch „behandelte“ er selbst mit den beiden Daumen, seine ständigen Kopfschmerzen waren zu Zeiten derart, dass er nicht einmal im ungeheizten Pfarrhaus eine Nachtkappe tragen konnte. „Das Leben ist wie ein langer Winter“, pflegte er zu sagen, „aber das ist bald vorbei.“ – „Krankheiten und Versuchungen sind wie Kreuze, die zum Himmel führen, aber das Kreuz ist die Leiter zum Himmel.“ – „Das Kreuz ist eine Gabe Gottes für seine Freunde.“ – „Hätte ich nicht dem lieben Gott versprochen, mich nicht zu beklagen, dann würde ich jetzt klagen.“ – „Aber nein, wir haben uns über nichts zu beklagen.“ – „Ein Leben lang ist es mir schlecht gegangen, aber das hat mir gut getan.“ – „Leiden in Liebe ist kein Leiden mehr.“

Diese Aussagen des Pfarrers von Ars zeigen, woher unser fast schon zur Norm gewordenes Klagen kommt, wie schlecht es uns geht und was uns alles fehlt: Unsere Unzufriedenheit kommt vom Bösen. Der heilige Augustinus sagt, das Böse hat kein eigenes Sein, es ist eine *privatio boni*, ein Mangel an Gutem. Aber gerade darum greift das Böse nach uns, um unsere Unzufriedenheit zu vermehren.

Aus dieser Erfahrung heraus ist der Pfarrer bereit, nicht nur dieses Leben hinzugeben: „Ich bin bereit, hundert Jahre länger auf der Erde zu bleiben, um auch nur *eine* Seele mit Gott zu versöhnen.“ Mit anderen Worten, um die Menschen aus dem Zugriff des Bösen und des Selbstmitleids zu befreien,

ist der Pfarrer bereit, den größeren Teil der Buße, die er den Beichtenden aufgab, auf sich zu nehmen. Zunächst gab es dafür einen ganz praktischen Grund: Die vielen Beichtenden, die von weither kamen, würde er vermutlich nie wiedersehen. Er hatte also keinerlei Möglichkeit der Kontrolle, ob sie wirklich anhaltend tun würden, was er ihnen aufgetragen hatte, um zu einem neuen Leben zu finden. Vor allem aber konnte er nicht wissen, ob sie sich nicht nur von Gott die Sünden vergeben ließen, sondern bereit sein würden, sich selber zu vergeben. Um wirklich frei zu werden, mussten sie bereit sein, die Erinnerung an jene Sünden loszulassen, die Gott ihnen längst im Sakrament vergeben hatte. Nicht umsonst hatte der Pfarrer gesagt: „Bei der Lossprechung wirft Gott die Sünden hinter seinen Rücken.“ Er wollte die Menschen in die Freiheit führen: weg von den Sünden und hin zu Christus.

Die Gelassenheit und der Humor, mit denen der Pfarrer von Ars dem Teufel und den Dämonen begegnete, mögen noch so erstaunlich sein – sie dürfen nicht für Leichtfertigkeit gehalten werden. Aus Erfahrung wusste er sehr genau, mit wem er es zu tun hatte, dass mit diesem „Kameraden“, wie er sich ausdrückte, nicht zu spaßen



war. Im Gegenteil: Zu einem ernsthaften Christenleben gehört es dazu, andauernd auf der Hut zu sein und sich auch vor Auseinandersetzungen nicht zu scheuen. Denn der Pfarrer hatte es in seinem eigenen Leben zur Genüge feststellen können: Gerade diejenigen, die ihren Glauben ernst nahmen, waren für den Teufel interessant. Ihnen versuchte er mit allen nur erdenklichen Mitteln, das tägliche Handwerk der liebenden Gottesbeziehung zu vermiesen. Laue Christen interessieren den Teufel wenig. Die hat er durch ihre Gleichgültigkeit ohnehin in der Hand. Diese Beobachtung brachte den Pfarrer zu so harmlos klingenden, aber so inhaltschweren Aussprüchen wie: „Die schlimmste Versuchung ist, keine zu haben.“ Denn: „Solange es einen einzigen Christen auf der Welt gibt, wird er ihn versuchen.“ Darum gilt: „Ein Christ muss jederzeit zum Kampf bereit sein.“ Denn: „Man muss nicht glauben, dass es einen Ort auf der Erde gibt, wo wir diesem Kampf entfliehen könnten.“ Aber „Diese Kämpfe stellen uns an den Fuß des Kreuzes, und das Kreuz ist die Pforte zum Himmel.“

Aus dieser reichen eigenen Erfahrung des Pfarrers, aber zweifellos auch aus seiner nächtlichen Lektüre der Kirchenväter, ergibt sich eine ganze Schule des Umgangs mit den alltäglichen Versuchungen - und den Dämonen, die dahinterstecken. Man weiß nicht, was man intensiver beachten soll: die nuancierte Weise, den Dämonen auf die Schliche zu kommen, oder die detaillierte Menschenkenntnis, mit denen der Pfarrer seinen Gläubigen die Schwächen aufdeckt, auf die scheinbar so harmlosen und ungefährlichen Versuchungen hereinzufallen. „In der Kaserne sind alle Soldaten gleich gut. Erst auf dem Schlachtfeld unterscheiden sich die Tapferen von den Feigen.“

Der Pfarrer weiß auch aus Erfahrung, was in jeder Situation der beste Schutz gegen die oft raffinierten, weil weitgehend unbemerkten Angriffe der Dämonen ist: „Wären wir wirklich von der heiligen Gegenwart Gottes durchdrungen, dann wäre es leicht, dem Feind zu widerstehen.“ Denn: „Der Dämon kommt nur dann, wenn uns die Gegenwart Gottes verlässt. Er weiß zu gut, dass er anders nichts erreicht.“ – „Möchte der Dämon, dass ein Mensch verloren ist, so wird er ihm als erstes das Gebet vermiesen.“ – „Dem Dämon aber werden wir überall begegnen, und überall wird er versuchen, uns den Himmel streitig zu machen. Aber besiegen können wir ihn überall.“ – Und noch deutlicher sagt der Pfarrer: „In den üblichen Auseinandersetzungen können wir immer die Verlierer sein. Aber im Kampf mit dem Dämon werden wir, wenn wir wollen, mit der Gnade Gottes, die er uns niemals verweigern wird, immer die Sieger sein.“ – Denn: „Der Dämon ist zwar raffiniert, aber er ist nicht so stark wie er tut: ein einziges Kreuzzeichen schlägt ihn in die Flucht.“

Das heißt nicht, dass es bei der Bekehrung des Christen ohne Kampf abgehen wird: „Sobald die Seele ein neues Leben anfangen will, das heißt, sich danach sehnt, ganz dem lieben Gott hingegeben zu sein, wird ihr die ganze Hölle auf den Kopf fallen.“ Und bei diesen Kämpfen wird es immer bis ins Detail gehen. Gerade im scheinbar kleinsten, oft fast unbemerkten Detail ist Wachsamkeit geboten: „Die Versuchungen, die man am meisten zu fürchten hat und durch die mehr Seelen verloren gehen als man meint, (sind die folgenden:) die kleinen Gedanken der Selbstliebe, die kleinen Gedanken der eigenen Wertschätzung, die kleinen Beifallskundgebungen für alles, was man tut, und für alles, was man über uns sagt.“

Der Pfarrer hat auch eine ganze Strategie der Dämonen in der zeitlichen Abfolge der Versuchungen ausgemacht. Gerade dann, wenn wir uns durch eine neue Bekehrung geistlich gestärkt fühlen, wird er gern zuschlagen: „So legt er gewöhnlich die herein, die zu Gott zurückkehren wollen: Er lässt ihnen den Wohlgeschmack der ersten Momente ihrer Bekehrung, weil er weiß, da kann er nichts erreichen, da sind die viel zu eifrig. Er wartet ein paar Monate, bis der erste Eifer vorüber ist. Dann lässt er sie langsam das Gebet und die Sakramente vernachlässigen und schickt ihnen ein paar ganz kleine Versuchungen. Erst danach beginnen die großen Kämpfe, dann muss man um die Gnade bitten, um sich nicht unterkriegen zu lassen.“

Der Pfarrer beschreibt sehr genau, wie dieser Kampf gewöhnlich abläuft: „Der liebe Gott ruft uns zu sich hin, und wir laufen vor ihm weg. Er möchte uns glücklich machen, und wir wollen sein Glück nicht. Er gebietet uns, ihn zu lieben, und wir schenken unser Herz dem Dämon. Die Zeit, die wir verschwenden, uns zu verlieren, will Gott gebrauchen, uns zu retten: Mit den Mitteln, die er uns gegeben hat, ihm zu dienen, erklären wir ihm den Krieg. Würden wir statt diesen Mitteln unser Kruzifix anschauen, dann würden wir auf dem Grund der Seele unseren Herren sagen hören: ‚Willst du also auch zu meinen Feinden gehören? Willst du mich noch einmal kreuzigen?‘“

Freilich kann man den müßigen Sündern auf die Sprünge helfen, indem man für ihre Bekehrung betet. „Für Gott arbeiten ist vorteilhafter als mit Gott regieren wollen. Seelen gewinnen, sie dem Dämon entreißen, welche schöne Berufung! Jeder kann das nicht machen, aber jeder kann dafür beten.“ – „Nichts ist dem lieben Gott wohlgefälliger als für die Bekehrung der Sünder zu beten.“ – „Oft sind wir aufgebracht gegen die Bösen und tadeln sie, aber statt viel zu reden (über sie), sollten wir lieber beten (für sie).“

Um zur Beichte hinzuführen, bedarf es vielerlei Anstrengungen von den vielen. Und der Pfarrer weiß, welches Gebet um die Bekehrung des Sünders das wirksamste ist: „Das heilige Messopfer und die heilige Kommunion (am Leib Christi) sind die wirksamsten Akte zur Wandlung der Herzen.“

Voraussetzung dafür ist die eigene Demut als Verzicht auf sich selbst und die Dinge dieser Welt: „Der liebe Gott hat uns eine großartige Lektion erteilt, er hat gesagt: ‚Wer sich erniedrigt, der wird erhöht werden.‘ Seht ihr, meine Brüder, die erste Tugend ist die Demut, die zweite ist die Demut und die dritte ist die Demut. O welche schöne Tugend! Die Heiligen hielten sich für die Geringsten, aber Gott schätzte sie hoch. Und er gab ihnen alles, worum sie beteten. Würden wir uns wirklich kennen, dann würden wir erschrecken, ja sofort sterben. Aber wir kennen uns eben nicht.“ – „Alles, was wir haben, ist Gottes. Gott hat uns alles gegeben. Was wir von uns haben, ist nichts als die Sünde.“ – „Wir haben absolut nichts, um uns zu rühmen. Wir müssen also um die Tugend der Demut bitten... Gott ist unser Vater, er hat uns gern. Ein Vater kann den Kindern nichts Böses wollen. Der heilige Ambrosius aber hat gesagt: ‚Wer euch lobt, macht sich lustig über euch‘.“

Auf der Hut zu sein vor dem Lob der anderen und vor dem Eigenlob als subtiler Form des Stolzes, scheint dem Pfarrer nicht nur die Voraussetzung für die Demut als realste Frucht der Selbsterkenntnis, sondern auch als Zugang zur regelmäßigen Beichte als dem einzig wirksamen Heilmittel gegen den Stolz. Der Pfarrer wird nicht müde, in drastischen Bildern aufzuzeigen, wo und wie der Stolz immer und überall lauert, um uns alle anderen Tugenden zu vermiesen, zu verderben und zu zerstören.

„Wer Gutes tut und ein paar Tugenden hat, verdirbt sich das oft durch Eigenliebe und Stolz. Verlorene gute Werke! Seht ihr, meine Kinder, wir gebrauchen den Stolz wie das Salz. Man möchte, dass man unsere guten Werke kennt. Wenn man eure Tugenden sieht, seid ihr zufrieden, bemerkt man eure Fehler, seid ihr betrübt.“ – „Durch den Stolz sündigt man auf vielfache Weise. Jemand zeigt den Stolz in seinen Kleidern, ein anderer in seiner Sprache, in seiner Haltung, sogar in seiner Art zu gehen. Manche gehen so stolz die Strasse entlang, als wollten sie sagen: Schau mich an, wie groß ich bin, wie gerade und wie gut ich gehe!“

In der detaillierten Beschreibung des Stolzes wird der Pfarrer nicht müde: „Ein stolzer Mensch meint, alles was er tut, ist gut getan, er will alle beherrschen, mit denen er zu tun hat, er hat grundsätzlich recht, sein Urteil ist besser als das aller anderen.“ Demut hat für den Pfarrer viel mit Gleichmut zu tun: „Ein demütiger und gebildeter Mensch gibt sein Urteil gutmütig ab, wenn er gefragt wird – und dann lässt er die anderen reden. Ob sie recht haben oder nicht, er schweigt.“

Was ist eigentlich so lohnend an dem Verzicht auf diese unsere schlimmste Untugend des Stolzes? Das Ende unserer Traurigkeit und unseres Alleinseins durch die Aussicht auf die Geborgenheit in unserer wahren Heimat,

dem Himmel: „ Seht doch diese tröstlichen Gedanken, meine Kinder. Mit wem werden wir denn im Himmel zusammen sein? Mit Gott, der unser Vater ist, mit Jesus, unserem Bruder, mit der heiligen Jungfrau, unserer Mutter, und den Engeln und heiligen, unseren Freunden.“

Es lohnt sich also, nicht nur das Gnadengeschenk der Beichte anzunehmen oder, wie man heute sinngemäß sagt, des Sakraments der Versöhnung –, sondern es lohnt sich auch, mit den Sündern und für die Sünder Buße zu tun, wie es in der Urkirche üblich war und für den Pfarrer von Ars eine Selbstverständlichkeit. Denn die Buße in der Beichte ist etwas anderes als der Strafzettel bei der Polizei, sie ermöglicht die demütige Annäherung des Menschen an die unendliche Liebe Gottes. Wie hatte die kleine heilige Theresese gesagt, diese große Kirchenlehrerin und (fast) Zeitgenossin des Pfarrers von Ars? *„Je mehr ich mir meines Elends bewusst werde, desto mehr muss ich mich von dem Geliebten verwöhnen lassen.“*

Hören wir zum Abschluss dieses Seminarteils über Segen und Heil der Beichte beim heiligen Pfarrer von Ars die letzten Worte aus dem Roman *„Tagebuch eines Landpfarrers“*, das Georges Bernanos als lebendes Denkmal des heiligen Pfarrers verstanden hat: *„Es ist leichter, als man glaubt, sich zu hassen. Die Gnade besteht darin, dass man sich vergisst. Wenn aber aller Stolz in uns gestorben wäre, dann wäre die Gnade der Gnaden, sich selbst demütig zu lieben als ein wenn auch noch so unwesentliches... Glied am Leibe Christi.“*

## Seminar: „Mit Gott ist in der Seele allezeit Frühling“

### Heilung durch den heiligen Pfarrer von Ars

#### Teil IV: Der Priester

##### 1. Vortrag: Die Schwierigkeiten der Berufung

In den ersten drei Seminarteilen hatten wir über die Sakramente gesprochen: Taufe, Eucharistie und Beichte. Wir hatten mit den Sakramenten begonnen, um deutlich zu machen: nicht der Priester Vianney hat die Sakramente geprägt, sondern die Sakramente haben den Priester geprägt. Mehr noch: Die Sakramente haben Jean-Marie Vianney vom Tag seiner Geburt an geformt. Es war eine *formatio Christi* von Anfang an. Wenige Stunden nach seiner Geburt hat er das Sakrament der Taufe empfangen: Er ist geistlich geboren und geformt worden durch das Sakrament der Aufnahme in den Leib Christi, die Kirche. Durch die Taufe ist er den Mächten der Finsternis entrissen worden und aufgenommen in das Licht des Reiches Gottes. Er hat Zugang bekommen zum Leben der heiligen Dreieinigkeit - und damit Anteil am ewigen Leben jetzt und hier.

Heute beginnen wir die zweite Hälfte unserer Seminarreihe. In den folgenden drei Seminarteilen wollen wir die drei Aspekte seiner persönlichen Berufung betrachten den Priester – den Seelsorger – den guten Hirten. Dabei werden wir sehen: Wie die Sakramente den Pfarrer geprägt haben, so hat die Berufung die Persönlichkeit des Priesters, Seelsorgers und guten Hirten geprägt. Die Berufung von diesen drei Aspekten her zu sehen, wird Wiederholungen von gewissen Ereignissen unvermeidlich machen. Aber diese Wiederholungen geschehen bewusst: unter einem verschiedenen Licht gesehen, werden die Begebenheiten eine unterschiedliche Bedeutung für das Verständnis der Persönlichkeit und ihrer Berufung annehmen.

Entscheidend für unser Verständnis der Berufung ist die Formung der Persönlichkeit Vianneys durch Christus. Diese Berufung durch Christus kommt von „unserer wahren Heimat, dem Himmel“ her - und sie wurde von Vianney auch so verstanden. Deswegen konnte sie während dieses Erdenlebens auch nie zu einem Stillstand kommen. Im Exil dieses Erdenlebens musste alles andauernd Improvisation bleiben. Nichts außer Himmel und Hölle konnte Endgültigkeit für sich beanspruchen. Was man häufig für die Zerrissenheit der Persönlichkeit des Pfarrers von Ars gehalten hat, zum Beispiel die Spannung zwischen dem Bewusstsein seiner Unwürdigkeit und Unfähigkeit einerseits und seines Rufs als Heiliger andererseits, findet in der für ihn selbstverständlichen Berufung vom Himmel her ihre Einheit. Was viele seiner Mitbrüder für merkwürdig oder unverständlich in seiner Amtsführung und Lebensweise hielten, ist nichts anderes als der Schlüssel zu seiner Schlichtheit und Klarheit, nämlich das christliche Leben von Christus her.

Aber so intensiv seine Sichtweise des christlichen Lebens von Christus her geprägt sein mag, man wird Vianneys Persönlichkeit und die Schwierigkeiten seiner Berufung nicht verstehen, ohne sie auf dem Hintergrund der Französischen Revolution von 1789 zu sehen. In diese Revolution ist Jean-Marie Vianney durch seine Geburt und Taufe im Jahre 1786 hineingewachsen. Einige Andeutungen mögen genügen, um bewusst zu machen, wie komplex diese Situation war. Napoleon hatte sich zwar 1804 in der Kathedrale Notre-Dame in Paris in Anwesenheit des von ihm gefangen gehaltenen Papstes eigenhändig zum Kaiser gekrönt und die Revolution für beendet erklärt. Aber damit war sie noch lange nicht beendet. Als der freigelassene Papst 1809 Kaiser Napoleon exkommunizierte, ließ Napoleon zwar die Kirche in Frankreich gewähren, weil er sie für die Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung im Land brauchte, aber was diese Revolution und ihre Nachwirkungen für die Kirche in Frankreich bedeutete, mögen einige Zahlen belegen. Vor der Revolution ins Ausland geflohen waren etwa 30.000 Priester, durch die Guillotine in Paris umgebracht wurden etwa 8.000, zur

„trockenen Guillotine“ nach Guayana deportiert etwa 4.000. Unbekannt geblieben ist die Zahl der von ihren Gemeinden vor Ort ermordeten Priester, die sich weigerten, die „Zivilkonstitutionen für den Klerus“ zu unterschreiben. Durch diese Unterschrift verpflichteten sich die Priester, von nun an statt der heiligen Dreieinigkeit eine Göttin der Vernunft zu predigen. Durch diese Art der Verkündigung war die Kirche zu einem willfährigen Arm der Revolution geworden.

Was die Kirche am Leben erhielt, waren jene „heimlichen Priester“, die, ohne die Zivilkonstitutionen unterschrieben zu haben, ihre Gemeinden rechtzeitig verlassen hatten und von Haus zu Haus zogen, um dort nachts hinter verschlossenen Läden in der Treue zum Glauben der Kirche Eucharistie zu feiern und Beichte zu hören. Damit riskierten sie nicht nur ihr eigenes Leben, sondern auch das ihrer Gastgeber.

Zu diesen Gastgebern gehörte die Familie Vianney in dem kleinen Dorf Dardilly bei Lyon. Diese Familie war für ihre Gastfreundlichkeit und für ihre Glaubenstreue bekannt. Zu den heimlichen Priestern gehörten Charles Balley, der ehemalige Augustiner-Chorherr und Novizenmeister, der später zu Jean-Maries väterlichem Freund und Förderer werden sollte, und der Abbé Groboz, bei dem der junge Vianney mit 11 Jahren seine erste Beichte ablegte und mit 13 seine erste Kommunion empfing. In diesen Jahren sprach Jean-Marie angeblich zum ersten Mal von seinem sehnlichsten Wunsch, Priester zu werden, „um Seelen für Gott zu gewinnen“.

Die heimlichen Priester, ihre Persönlichkeit und ihre Treue zur Berufung unter Einsatz ihres Lebens, müssen schon auf den kleinen Jean-Marie einen tiefen Eindruck gemacht haben. Seine ältere Schwester sagte später aus, man hätte den Dreijährigen zwischen zwei Kühen versteckt auf den Knien betend gefunden. Auch wenn diese Aussage in den Bereich der Legende gehören dürfte, dann hatte sie wie jede Legende gewiss einen wahren Kern., der ein bezeichnendes Licht auf die Art seiner Berufung wirft.

Den Esel und die wenigen Schafe der Familie auf der Weide zu hüten, nützte Jean-Marie, seinen Kameraden den wahren Glauben zu predigen und mit ihnen heimliche Prozessionen zu veranstalten - bei denen er grundsätzlich „der Pfarrer“ war. Seine Kameraden sagten später aus, die kindlichen Predigten glichen schon seinen späteren Unterweisungen und Katechesen als Priester. Der Inhalt wäre immer der gleiche gewesen: Für die Ehre Gottes müsse man alles aus Liebe zu ihm tun, weil Gott alles aus Liebe zu uns getan hätte. Aus dem fetten Lehmboden formte Jean-Marie Heiligenstatuen und Altäre für den Gottesdienst.

Schon der Vierjährige hatte von einer „heimlichen“ Ordensfrau, die im Hause der Vianneys zu Gast war, eine kleine Marienstatue in einem Etui geschenkt bekommen, die er innig liebte. Später sagte er: „Maria war meine erste Liebe. Ich liebte sie schon, bevor ich sie kennen lernte.“ Der Rosenkranz gehörte bis zu seinem Lebensende zu seinen häufigsten Gebeten. Der Fürsprache Mariens verdankte er nach seiner festen Überzeugung nicht nur seine Berufung, sondern die mit vielen inneren und äußeren Schwierigkeiten verbundene Priesterweihe. Aus seiner Erfahrung machte er keinen Hehl. „Um erhört zu werden, braucht man sich nur an Maria zu wenden“, verkündete er später. Sein Vertrauen in die Fürbitte und den Beistand Marias war unbegrenzt.

Man hat Vianneys Marien-Verehrung oft als einseitig und sentimental abstempeln wollen: als Kompensation seiner mangelnden theologischen Bildung oder gar als Ersatz seiner wenig nuancierten Beziehungen zu Frauen, also als Zeichen seiner psychologischen Unausgewogenheit. Mit diesem ebenso vorschnellen wie oberflächlichen Urteil wird man aber weder dem Geheimnis seiner priesterlichen Berufung noch seiner Persönlichkeit gerecht.

Seine hohe Meinung von der Würde der Frau ist aus der Gründung des Mädchenpensionats *La Providence* (die Vorsehung) und seinen dortigen täglichen Katechesen abzulesen. Die Gründung der *Providence*, zunächst als kostenlose Mädchenschule für Ars gedacht und dann sehr schnell für die Mädchen der umliegenden

Gemeinden erweitert, zeigt, wie der Pfarrer sehr bald nach seiner Ankunft in Ars im Februar 1818 erkannte, wovon die nicht weniger als vier Wirtshäuser in dem winzigen Dorf vor allem lebten: nicht nur vom Alkohol-Ausschank, sondern vom Tanz und seinen Folgen. Im Klartext hieß das, man betrachtete die Frauen des Dorfes und noch mehr die unverheirateten jungen Mädchen nicht nur als billige Arbeitskräfte, sondern auch als Freiwild für die Lustbarkeiten der Männer. Zwei von diesen Gasthäusern befanden sich in unmittelbarer Nähe der Kirche und des Pfarrhauses. Am Sonntag spielte die Musik zum Tanz auf dem Dorfplatz. Es war nicht nur für die verheirateten Frauen, sondern auch für die jungen Mädchen selbstverständlich, sich an diesem Tanz zu beteiligen. Denn es war die einzige Möglichkeit sozialer Kontakte, um eines Tages geheiratet zu werden. Die allgemeine Schulpflicht war noch nicht eingeführt. Eine einstufige Schule gab es nur während der Wintermonate. Sie war kostenpflichtig und daher von den Eltern nicht gern gesehen, denn sie kostete nicht nur, sondern sie raubte auch noch die Arbeitskräfte.

Diese Situation erfasste der Priester Vianney als Pfarrer von Ars sehr bald. Wollte er dem Treiben in den Wirtshäusern ein Ende machen, dann musste er als Erstes die jungen Mädchen für den Glauben gewinnen, um sie vom Tanz wegzubekommen. Um sie zum Glauben zu erziehen, aber brauchte es einen ganzjährigen Unterricht, der attraktiv und kostenlos sein musste, damit die Mädchen kommen würden und die Eltern sie gehen ließen. Um eine ständige kostenlose Schule einzurichten, kaufte der Pfarrer in Ars ein Haus und nannte es *La Providence*, weil er keine andere Möglichkeit der Finanzierung sah als durch die Vorsehung. Wir werden in den nächsten Seminarteilen noch mehr von dieser *Providence* hören. Entscheidend aber war, auf die Dauer mussten die Wirtshäuser schließen, weil die Mädchen zum Tanz ausblieben. Die als übertrieben bezeichnete Marienverehrung des Pfarrers hatte sich also als fruchtbar erwiesen.

Der anderen große Vorwurf, dem sich der Pfarrer besonders von seinen Mitbrüdern ausgesetzt sah, war seine Inkompetenz in Sachen Theologie. Die Mitbrüder konnten offenbar mit der Frömmigkeit des Pfarrers nichts anfangen. Weder hatte man einen Priester erlebt, der so viel und so lange betete, noch hatte man einen gesehen, der durch Schlaf- und Nahrungsentzug so schlecht aussah und der noch dazu so ärmlich angezogen herumlief, dass man sich seiner schämte. Man schrieb einen Sammelbrief an den Bischof mit der Bitte, den Pfarrer von Ars wegen mangelnder Kompetenz in der Theologie und der Seelsorge baldmöglichst zu versetzen – und man wunderte sich, dass der Pfarrer von Ars diesen Brief selbst unterschrieb. Denn er hielt sich tatsächlich für unwürdig und ungeeignet, und er hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als „sein armes Leben in der Einsamkeit zu beweinen“, das heißt, in einem Kloster für die Bekehrung der Sünder zu beten.

Diese Aussagen des Pfarrers finden wir mündlich und schriftlich regelmäßig während der 41 Jahre, die er in Ars lebte. Je größer seine Bekanntheit und je gewaltiger der Pilgerandrang, desto intensiver wurde sein Bewusstsein der Unfähigkeit und die Tendenz zur Flucht aus Ars. Immer wieder musste der Bischof die Bitte des Pfarrers, sich zurückzuziehen, ablehnen und ihm verbieten, Ars zu verlassen. Hier stellen sich für den heutigen Betrachter Fragen: War er wirklich so depressiv? War er tatsächlich der Aufgabe nicht gewachsen? Fühlte er sich überfordert, wie man heute so schnell und so gern sagt? Zu solchen psychologischen Erklärungsversuchen würden die Aussagen über seine ständig gute Laune, seinen Humor und seine Geistesgegenwart, um nicht zu sagen seine Schlagfertigkeit, kaum passen.

Sicher, es gab äußere Spannungen und innere Konflikte. Aber es gab deswegen keine Zerrissenheit im Leben des Pfarrers von Ars. Gerade die Art der Überwindung dieser Spannungen zeugt von einer ungewöhnlichen psychologischen Ausgewogenheit. Nicht einmal die These von der exzessiven Demut dürfte der Persönlichkeit des Pfarrers gerecht werden. Noch einmal sei es gesagt: Woran wir heute kaum noch denken, war für ihn eine Selbstverständlichkeit: Seine Berufung zum Priester verstand er von Christus und von unserer wahren Heimat, dem Himmel her. Sicher war diese Berufung für ihn eine unverdiente Gnade, aber dennoch die Wirklichkeit

seines Lebens. Als Bestätigung seiner Berufung kann die Definition des heiligen Thomas von Aquin gelten: „Demut ist Realismus: Gott ist alles, ich bin nichts.“

Wenn die Psychologie überhaupt eine adäquate Methode darstellen kann, sich dem Geheimnis von Vianneys Berufung zum Priester anzunähern, dann müssen wir wohl an den Beginn seines Lebens schauen: einerseits auf den überwältigenden Eindruck, den die „heimlichen“ Priester in dem kindlichen Empfinden hinterließen: sein Leben hinzugeben aus Liebe zu Gott, und um keinen Preis von dieser Berufung abzuweichen – und andererseits auf die schier unüberwindlichen Schwierigkeiten, dieser Berufung gerecht zu werden und es bis zu der ersehnten Priesterweihe zu bringen. Denn in den Lebensjahren, in denen andere Kinder sich durch eine gründliche Schulbildung vorbereiten, tobte in Frankreich wie gesagt die Revolution. Und Jean-Marie wurde auf dem Hof des Vaters gebraucht.

Sieht man von den wenigen Lese- und Schreib-Übungen vor dem Empfang der Erstkommunion mit 13 Jahren ab, dann bekam Jean-Marie mit 20 seinen ersten systematischen Unterricht, als Charles Balley 1803 offiziell zum Pfarrer von Ecully ernannt wurde, freilich immer noch von Napoleons Gnaden, und 1806 eine Klasse für zwei Schüler eröffnete. Wir wissen heute aus den Erziehungswissenschaften, dass Menschen, die relativ spät mit dem Lernen beginnen, es Zeit ihres Lebens schwer haben, Neues mit dem gebotenen Tempo aufzunehmen. Aber das sagt weder etwas über ihre Intelligenz noch ihre Bildungsfähigkeit. Den langen Weg vom ersten systematischen Unterricht bis zur Priesterweihe schaffte Jean-Marie in der Rekordzeit von neun Jahren, und davon gingen noch anderthalb Jahre für die Zeit als Soldat und Fahnenflüchtiger ab. Wir brauchen heute unter normalen Umständen mindestens doppelt so lange, nämlich 12 oder 13 Jahre Unterricht bis zum Abitur plus fünf oder sechs Jahre Studium bis zur Priesterweihe.

Der frühere Novizenmeister Balley erkannte in dem eifrigen Bauernjungen Vianney sehr bald die priesterliche Berufung. Die Intensität ihrer Beziehungen und die väterliche Geduld Balleys änderte freilich nichts an der Unfähigkeit Vianneys, das für das Priesterseminar unerlässliche Latein aufzunehmen. Damit stand die Priesterweihe von allem Anfang an in Frage. Nach allen geltenden kirchlichen Regeln schien sie so gut wie unmöglich.

Die Firmung des 21jährigen durch Kardinal Fesch, den Erzbischof von Lyon, nahm er zum Anlass, sich nach Johannes dem Täufer Jean-Marie Baptiste zu nennen. Im Vertrauen auf den Beistand des Heiligen Geistes gab er sich der Illusion hin, von nun an richtig lesen und schreiben zu können.

Um des Lateinischen mächtig zu werden und so die unmögliche Priesterweihe doch noch möglich werden zu lassen, unternahm er eine Fußwallfahrt als Bettler nach dem 100 km entfernten Wallfahrtsort La Louvesc, wo man den heiligen Jesuiten-Missionar Francois Regis verehrte. Als auch diese mit so vielen Hoffnungen verbundene Wallfahrt nicht das Erlernen des Lateinischen ermöglichte, trat Vianney nach einer Episode als Soldat und Fahnenflüchtiger in das Kleine Seminar von Verrieres ein, wo man ihm zumindest die Philosophie auf Französisch ermöglichte. Immerhin durfte er sich nun Abbé Vianney nennen und Tonsur und Soutane tragen.

Dann aber kam Ende 1813 das Priesterseminar in Lyon. Nach 40 Tagen wurde Vianney wegen mangelnder Lateinkenntnisse zu seinem Pfarrer Balley nach Ecully zurückgeschickt. Seine Abschlussnote war „debilissimo“ (völlig unfähig). Pfarrer Balley bereitete ihn unverdrossen weiter auf die Priesterweihe vor. Vianney flehte Maria um Hilfe an. Nach einer Reihe von französisch abgehaltenen Examen im Pfarrgarten von Ecully durch den Generalvikar Courbon wurde Vianney 1814 zum Subdiakon, Anfang 1815 zum Diakon und am 13. August 1815 von Bischof Simon in Grenoble völlig allein zum Priester geweiht. Seine erste Messe hielt er ebenfalls allein am Vorabend von Maria Himmelfahrt. Seine Ehrfurcht vor dem Sakrament der Eucharistie und vor dem Priester, der dieses Sakrament *in persona Christi* vollziehen darf, wird aus Vianneys Verständnis der priesterlichen

Berufung vom Himmel her verständlich. „Gäbe es etwas Kostbareres als die Eucharistie, der liebe Gott hätte es uns gegeben“, rief er aus. „Richtig verstehen werden wir das Priestertum erst im Himmel. Würden wir es jetzt schon verstehen, so würden wir sterben, nicht vor Angst, sondern vor Liebe.“ Er meinte damit wohlgemerkt nicht *sein* Priesterdasein: „Hätte Gott einen unwürdigeren gefunden als mich, er hätte ihn gewählt.“

Abschließend zu diesem ersten Vortrag über die Schwierigkeiten der priesterlichen Berufung von Jean-Marie Vianney kann man sich fragen, woher ihm die Gnade der Berufung zum Priestertum von Christus und „von oben“ her, das heißt, von unserer wahren Heimat, dem Himmel, her oder genauer gesagt, von der heiligen Dreieinigkeit her, zuteil geworden ist: War es durch das Vorbild seines Lehrers und väterlichen Freundes Balley, der bereit war, sein Leben hinzugeben für seine priesterliche Berufung? War es durch die menschliche Aussichtslosigkeit, dass er es je zu der ersehnten Priesterweihe bringen würde, aber dass bei Gott nichts unmöglich ist? War es schlicht und einfach durch die Fürbitte der Jungfrau Maria, der Mutter Gottes, an die er sich wieder und wieder wandte? War es das Gebet um die Fürbitte aller Heiligen, das ihm schon von seinen tiefgläubigen Eltern her wichtig geworden war? Wir wissen es nicht. Und wir werden es wohl auch nie wissen, woher ihm diese für seine Zeit so vollkommen ungewöhnliche Sicht seiner priesterlichen Berufung geschenkt worden ist. Aber wir dürfen wissen, die Annahme dieses Geheimnisses hat ihn zum Prophet des Priestertums weit über seine Zeit hinaus werden lassen. Was der heilige Pfarrer von Ars inmitten der Französischen Revolution als Priester lebte, war keineswegs revolutionär. Es war auch nicht neu in der Tradition der Kirche. Aber es erhielt einen neuen Glanz durch die gelebte Erinnerung an die zeitlose Wahrheit des Evangeliums – und von daher empfing dieses Leben seine prophetische Strahlkraft.

Wir können aus seinem Priesterleben ablesen, dass er sich die Sicht „von oben“ niemals hat nehmen lassen, und dass diese Berufung nicht nur ihm über alle Tiefen und Untiefen seiner priesterlichen Existenz hinweggeholfen hat, sondern dass sie auch für uns zum Schlüssel der Annäherung an all das geworden ist, was vom Menschlichen her voller Widersprüche, Zerrissenheiten und Unausgewogenheiten scheinen mag. Bei der Frage nach dem Geheimnis seines Priesterlebens können wir uns letztlich nur an sein eigenes Fazit halten: „Es ist mir immer sehr schlecht gegangen, aber das hat mir gut getan.“ – „Leiden in Liebe ist kein Leiden mehr.“

Näher kann eine priesterliche Berufung dem leidenden Christus als dem Geheimnis des Gekreuzigten und Auferstandenen nicht kommen.



## Seminar: „Mit Gott ist in der Seele allezeit Frühling“

### Heilung durch den heiligen Pfarrer von Ars

#### Teil IV: Der Priester

##### 1. Vortrag: Das Drama der frühen Jahre

Wir haben es im ersten Vortrag gehört: Die Schwierigkeiten, die sich Jean-Marie Vianneys priesterlicher Berufung entgegenstellten, hätten dramatischer nicht sein können. Sie kamen zugleich von innen her aus seiner für Gott weit offenen Menschlichkeit - und von außen her aus dem durch die Gastfreundlichkeit ständig bedrohten Elternhaus. Und diese Probleme kamen nicht nur aus dem privaten Bereich, sondern auch aus dem öffentlichen, nämlich aus den Wirren der Politik und der Kirche. Schließlich sollten all diese Konflikte mit seiner Priesterweihe nicht plötzlich überwunden sein, sie sollten sich sogar noch deutlicher zeigen, nämlich im Drama der frühen Jahre.

Verschaffen wir uns darum noch einmal einen kurzen Überblick über die verschiedenen Etappen seiner priesterlichen Berufung. Denn ohne diese gegenwärtig zu haben, dürfte es schwer sein, das Drama der frühen Priesterjahre zu verstehen. Beginnen wir mit der Aussage der älteren Schwester Jean-Maries, nach einigem Suchen habe man den dreijährigen Jean-Marie auf den Knien betend zwischen zwei Kühen versteckt im Stall gefunden. Diese Schilderung dürfte zwar in den Bereich der Legende gehören, aber auch der wahre Kern des Legendären an dieser Aussage kann uns eine ganze Reihe von Hinweisen über die Eindrucksfähigkeit des Kindes Jean-Marie geben – und damit entscheidende Details seiner priesterlichen Berufung und des Dramas der frühen Jahre beleuchten.

Prägend für das Kind müssen dabei zwei Faktoren gewesen sein, die eng miteinander zusammenhängen: die tiefe Frömmigkeit der Eltern und ihre großzügige Gastfreundschaft für die Armen und die Geistlichen. Dabei gehörten gerade die Geistlichen, soweit sie ihrem Glauben treu geblieben waren, zu den Ärmsten. Sie waren Obdachlose und befanden sich in ständiger Lebensgefahr. Diese Priester, die bereit waren, für die Liebe Gottes ihr Leben hinzugeben, müssen das Bewusstsein des Kindes Jean-Marie für den Rest seines Lebens geprägt haben.

Wie diese Priester „Seelen zu gewinnen für Gott“, wurde schon sehr früh zu seinem sehnlichsten Verlangen und sollte es ein Leben lang bleiben. Das aber hieß für ihn von Anfang an, *alle* Seelen den Mächten der Finsternis zu entreißen und sie hinzuführen zu Gott. „Ich will dir den Weg zum Himmel zeigen“, hatte der junge Pfarrer als erstes Wort bei seiner Ankunft in Ars gesagt. In diesem einen Satz fand sich sein gesamtes „Pastoralprogramm“, wenn es ein solches je gegeben hat. Aber dieses „Programm“ hatte sich, wie gesagt, seiner Persönlichkeit als Berufung schon wesentlich früher eingeprägt. Schon bei seinen Kinderpredigten an die anderen Hirtenjungen, bei seinen Prozessionen mit ihnen und bei seinem Modellieren von Heiligen aus Lehm hatte sich etwas gezeigt, was die französischen Biographen „*l'angoisse du salut*“ nennen. Das ist nicht als psychologische „Heils-Angst“ zu verstehen. Wie bei den großen Heiligen der christlichen Tradition können wir beim heiligen Pfarrer von Ars eher von einer tiefen metaphysischen Unruhe sprechen, ähnlich den nächtlichen Schreien des heiligen Dominikus: „Erbarmen! Und was wird aus den Sündern?“ Um der Gefahr des Psychologisierens zu entgehen, müssen wir ganz deutlich sehen: Hinter dieser tiefen Unruhe, was aus den Sündern wird, steht nichts anderes als die überwältigende Überzeugung von der Liebe und dem Erbarmen Gottes. Wenn ein Bauer aus Ars ausgesagt hat: „Der Pfarrer redete so vertraut vom Himmel, als hätte er schon dort gewohnt“, dann trifft das genau die tiefste und selbstverständlichste Lebensgewohnheit des Priesters

Vianney, nämlich dass Gott die Liebe und das Erbarmen ist – und dass man bereit sein muss, sein Leben hinzugeben, um diese Liebe den Menschen zu vermitteln, das heißt, seine eigene Glaubenserfahrung zur Verfügung zu stellen. „Alles, was man nicht zur Ehre Gottes tut, ist vertane Zeit“, sagte er.

Wir müssen offen lassen, ob ihm die Gnade dieses Lebensprogramms von seinen Eltern vermittelt worden ist oder von den heimlichen Priestern, die im Elternhaus ein- und ausgingen, Eucharistie feierten und Beichte hörten. Vermutlich wirkten beide, sowohl die Priester als auch die Eltern, die den Priestern ihr Haus und ihr Herz öffneten, als Kanäle der Gnade. Immer aber ging es dabei um den Einsatz des Lebens zur Ehre Gottes. Den Rhythmus der Guillotine, dieses „eisernen Windhauchs“, wie die Jakobiner sagten, hatte der junge Vianney bei seinen Kinderpredigten über die Ehre Gottes und seine Liebe zu den Menschen sehr wohl im Ohr.

Zwei Dinge sollten im Zusammenhang mit den Schwierigkeiten der Berufung innerhalb der Familie noch erwähnt werden, weil auch sie nicht ohne Einfluss auf das Drama der frühen Jahre bleiben konnten. Man hat von einer „inneren Zerrissenheit“ des Priesters Vianney gesprochen. So sehr die Mutter durch ihr Vorbild und ihre ständige Ermutigung von frühester Kindheit an die priesterliche Berufung Jean-Maries förderte, so zögernd war angeblich der Vater. Zweifellos unbewusst hatte der Vater dem Sohn die lebenslangen Lernschwierigkeiten mitgegeben, weil er ihn bis zu seinem 20. Lebensjahr als Arbeitskraft auf dem Hof brauchte. Zumindest einige Jahre lang hatte er auch noch Bedenken gegen den Priester-Beruf seines Sohnes geäußert, weil er nicht wusste, wie er ihm das Priesterseminar finanzieren sollte. Man kann aber diese Nüchternheit, die auf dem Hintergrund des wirtschaftlichen Chaos der Zeit allzu verständlich ist, nicht als Widerstand gegen Frau und Sohn verstehen, um daraus eine Zerrissenheit der Familie abzuleiten. Schließlich hat der Vater genau wie die Mutter unter Einsatz seines Lebens das Haus für die Armen und die Priester geöffnet und mehr als einmal für sie auf das eigene Essen verzichtet, denn zuweilen waren sie 20 Personen bei Tisch. Durch das Beispiel seiner Nächstenliebe und seiner Verzichtsbereitschaft hat der Vater einen wesentlichen Beitrag zur priesterlichen Berufung seines Sohnes geleistet.

Zu dieser „Zerrissenheit“, die man Jean-Marie Vianney gern nachsagt, gehört schließlich noch eine Konstante in seinem Leben, auf die jene Aussage über das Gebet des Dreijährigen im Versteck des Stalles ebenfalls einen wichtigen Hinweis gibt. Tatsächlich hat sich Jean-Marie schon als Kind gern zurückgezogen, um die Einsamkeit und die Ruhe zum Gebet zu suchen, genauer gesagt, um ganz und gar mit Gott allein zu sein, das heißt, so weit und so ausschließlich wie möglich in Gottes Nähe zu leben. Von seinem 11. Lebensjahr bis zu seinem Lebensende hat er davon gesprochen, „sein armes Leben in der Einsamkeit zu beweinen und für die Bekehrung der Sünder zu beten“. Diese Tendenz erklärt zum Teil auch seine wiederholten Fluchtversuche und Versetzungsgesuche, denen die Bischöfe durch strikte Verbote Einhalt gebieten mussten. Er fühlte sich ein Leben lang ungeeignet als Pfarrer und unwürdig als Priester. Wegen der Nähe zu Gott suchte er die Einsamkeit. Der Grund für diese Suche war weder ein Komplex der Minderwertigkeit noch die Zerrissenheit. Schließlich fand Vianney Gottes Nähe am intensivsten in der Gefangenschaft des Beichtstuhls. 15-17 Stunden Beichthören pro Tag gaben ihm mehr Gelegenheit für die Bekehrung der Sünder und das Heil der Seelen zu beten, als jedes Trappistenkloster, das er immer neu für das Ziel seines Erdenlebens hielt.

Das Drama seiner frühen Priesterjahre bliebe freilich unverstündlich, ohne es auf dem Hintergrund der kirchlich-politischen Verhältnisse zu sehen, die nicht zuletzt zu den Schwierigkeiten seiner Berufung gehörten. Wir hatten es schon im ersten Vortrag gesagt: Wir machen uns heute nur schwer eine Vorstellung davon, wie komplex diese Verhältnisse waren, gerade auch für die überzeugten katholischen Familien, zu denen die Vianneys gehörten. Schon von dem fünfjährigen Jean-Marie ist bekannt, dass er das Hüten des Esels und der wenigen Schafe der Familie den Kameraden überließ, sobald er die Glocken der Kirche seines Heimatdorfes Dardilly zur Messe läuten hörte. Pfarrer Jacques Rey, der Jean-Marie am Tag seiner Geburt getauft hatte, aber

unterschrieb 1792 die „Zivilkonstitutionen für den Klerus“. Er nutzte das in 40 Amtsjahren gewachsene Vertrauen seiner Gemeinde und predigte statt der Heiligen Dreieinigkeit Gottes und der christlichen Tradition jetzt den Glauben an die Göttin der Vernunft und die Werte der Revolution.

Jean-Maries ältere Schwester erkannte offenbar als Erste die Gefahr der neuartigen Verkündigung durch den alten Pfarrer. Sie überzeugte ihren zehnjährigen Bruder, sich durch das Läuten der Glocken nicht länger vom Hüten der Tiere abbringen zu lassen. Auf diese Weise lernte Jean-Marie, sich ganz den "heimlichen" Priestern anzuvertrauen, die ihn schon früher durch ihre Glaubenstreue und ihre Gottesliebe beeindruckt hatten. Bei Abbé Groboz legte er seine erste Beichte „unter der großen Uhr“ im Haus seiner Eltern ab, Charles Balley sollte als Pfarrer von Ecully zu einem entschiedenen Förderer seiner priesterlichen Berufung werden.

Offiziell als Pfarrer von Ecully eingesetzt, errichtete der ehemalige Novizenmeister 1806 eine Klasse mit zwei Schülern, erteilte dem 20jährigen Vianney dessen ersten Schulunterricht und führte ihn gegen alle Schwierigkeiten zur Priesterweihe 1815. Während dieser Zeit hatte sich Napoleon, wie bereits erwähnt, selbst zum „Kaiser der Franzosen“ gekrönt und die Revolution Frankreichs für beendet erklärt. Dafür trug er die Botschaft vom absoluten Primat der Vernunft durch seine mörderischen Kriegszüge quer durch Europa. Innerhalb von zehn Jahren hatte er dazu 924 Generäle und 27 Marschälle ernannt, außerdem hatte er „jedem Soldaten den Marschallstab im Tornister“ verheißen. Aber schon 1814 musste er als Kaiser wieder abdanken. Nach der vernichtenden Niederlage von Waterloo wurde er 1815 endgültig auf die Insel Elba verbannt und musste die Besetzung Frankreichs den Armeen Europas überlassen. Sein Onkel, Kardinal Fesch, der Erzbischof von Lyon, floh ins römische Exil. Das hieß konkret, Vianney musste hundert Kilometer zu Fuß nach Grenoble gehen, um sich vom dortigen Bischof Simon zum Priester weihen zu lassen. Nur mit einer Soutane bekleidet und seinem Brevier und der eingerollten Albe unter dem Arm kam er den österreichischen Besatzungssoldaten verdächtig vor. Nach seinen eigenen Erzählungen von diesem Abenteuer wäre er mehr als einmal fast ermordet worden.

Immerhin wusste der Generalvikar von Lyon, was er mit dem merkwürdig frommen und nicht übermäßig gebildeten Priester anfangen konnte. Er schickte ihn zu Pfarrer Balley nach Ecully, der ihn bereits als Vikar angefordert hatte. Allerdings entwickelte sich dieses Vikariat in Ecully für Vianney eher als ein Noviziat. Auch wenn er nicht im Pfarrhaus wohnte, sondern bei einer Tante im gleichen Dorf, glich der Tageslauf nach Struktur und Inhalt eher dem Noviziat der Augustiner, wie es Balley als Novizenmeister geleitet hatte. Das heißt, es war wesentlich vom Jansenismus geprägt. Pfarrer Balley und sein Vikar wetteiferten in der Askese des Schlaf- und Nahrungsentzugs. Die entsprechend rigiden Moral-Forderungen predigten sie den Gläubigen. Die Gemeinde verklagte die beiden Geistlichen beim Generalvikar wegen deren exzessiver Askese. Der Generalvikar antwortete der Gemeinde nicht ohne Ironie, sie solle froh sein, dass sie zwei Geistliche hätte, die das in der Fastenzeit für die ganze Gemeinde vorgeschriebene Fasten allein auf sich nähmen.

Aber alle Klagen und selbst das freundliche Antwortschreiben des Generalvikars änderten nichts an dem edlen Wettstreit der beiden Geistlichen, weder an ihrer Askese, noch an ihren moralischen Forderungen an die Gemeinde. Eine für Vianney nicht unwesentliche Änderung bestand allerdings darin, dass der Pfarrer dem Vikar langsam, aber sicher den Sonntags-Gottesdienst mit der von Vianney gefürchteten Predigt überließ. Wovor fürchtete sich der junge Vikar? Zunächst war durch das Debakel im Priesterseminar von Lyon sein Bewusstsein der Unfähigkeit noch intensiver geworden. Sodann haben wir Berichte, dass durch die Schließung der Dorfkirche durch die Revolution und ihre Wiedereröffnung durch Napoleon sich an den gewohnten Sonntagsgottesdiensten nichts änderte außer dem Pfarrer. Die Gemeinde kam vollzählig zusammen, die Kirche war voll. Wenn überhaupt gepredigt wurde, dauerte die Predigt eine bis anderthalb Stunden. Während der Predigt gähnte man, schwätzte laut, ging heraus und kam auch wieder herein wie immer. Inmitten von all dem

predigte der junge Vikar mit großer Begeisterung, was er von seinem Pfarrer gelernt hatte. Das heißt konkret, er sagte laut auf, was er aus den Predigtbüchern des Jansenismus auswendig gelernt hatte. Denn er war sicher, was er predigte, war die einzige Möglichkeit, das Wort richtig zu verkündigen und damit nichts als die Wahrheit zu sagen..

Aber war er wirklich so sicher? Wenn er den Faden verlor, merkten es die meisten gar nicht. Die anderen, die etwas bemerkt hatten, beteten dann laut den Rosenkranz. Manchmal bemerkten sie, der junge Vikar musste in der Mitte der Predigt von der Kanzel heruntersteigen, weil er nicht weiter wußte. Das war ein Drama für Vianney, aber es war kein Drama für die Gemeinde. Denn man mochte diesen jungen Geistlichen. Er fiel auf durch die Vielzahl der kleinen Dienste. Das war man von den geistlichen Herren nicht gewohnt. Durch diese kleinen Dienste konnte er den Menschen den großen Gott näher bringen, den er in seinem Elternhaus kennen gelernt hatte: Den Gott des Mitleidens mit den Armen, den Gott des Erbarmens mit den Hungernden und Obdachlosen. Den Gott, den er schon als Hirtenjunge den anderen Hirtenjungen verkündet hatte.

Damit ist angedeutet: Was sich in dem jungen Vianney als Vikar seines Pfarrers Balley abspielte, muss ein intensives Drama gewesen sein. Leider wissen wir darüber so gut wie nichts, wohl weil es sich ganz und gar im Inneren und weitgehend unbewusst vollzog. Vianney wusste, dass er Balleys Vorbild und seinem ständigen Einsatz die Priesterweihe verdankte. Und Vianney verehrte Balley als einen Heiligen. Und doch muss Vianney in seiner inneren Wachheit gespürt haben, dass Gott Pfarrer Balley zu einer anderen Heiligkeit berufen hatte als ihn selbst. Denn Gottes Barmherzigkeit und seine Liebe zu den Armen hatte sich Vianney stärker eingeprägt als alle moralischen Forderungen seines Pfarrers.

Dieses Drama seiner frühen Jahre sollte sich für den jungen Priester über mehrere Jahre hinziehen. Denn von seinem Vikariat in Ecully, das eher einem Noviziat bei den Augustinern glich, bis zur Errichtung der neuen Diözese Belley und der Einsetzung des ersten Bischofs Devie verging viel Zeit. Mgr. Devie aber war ein Schüler des heiligen Alfons von Liguori, der im Gegensatz zu den moralischen Forderungen des Jansenismus die Barmherzigkeit Gottes und seine Liebe zu den Armen verkündet hatte. In der neuen Diözese von Mgr. Devie aber lag das winzige Ars, wohin man nach dem Tod von Charles Balley seinen Vikar Vianney als Pfarrer schickte.

Auf seinem Totenbett hinterließ Pfarrer Balley seinem geliebten Vikar Vianney seine eiserne Kette mit den Stacheln, mit der er sich täglich „die Disziplin“ gegeben hatte, freilich mit der Auflage, mit niemand über dieses Vermächtnis zu sprechen. Und doch wissen wir von Vianneys Haushälterin Catherine Lassagne und ihren Aussagen über die Blutflecken und Risse in Vianneys Wäsche, dass er sich Zeit seines Lebens regelmäßig diese „Disziplin“ gegeben hat.

Nach seiner Versetzung in das winzige Dorf Ars versuchte Vianney, als Pfarrer durchzusetzen, was er in Ecully als Vikar gelernt hatte, das heißt, vor allem die rigide Moral des Jansenismus. Die frühen Predigten in Ars, die Vianney im Bewusstsein seiner Unfähigkeit nicht selbst entwarf, sondern weiterhin aus jansenistischen Vorlagen abschrieb und dann auswendig lernte, sprechen davon eine deutliche Sprache.

Die Bauern von Ars aber hatten mit anderen Härten zu kämpfen als mit denen der jansenistischen Moral. Sie waren arme Leute, wie man an ihren strohgedeckten Lehmhütten sehen konnte, und sie arbeiteten hart. Ob die Landwirtschaft überhaupt eine Zukunft hatte, wusste niemand. Denn die Zeit nach Napoleon war politisch und wirtschaftlich genauso unberechenbar wie die Zeit davor. Von der Kirche war ohnehin nichts zu erwarten. Die Gebäude waren weitgehend zerstört. Die Priester waren entweder im Exil oder ermordet – falls sie nicht die „Zivilkonstitutionen für den Klerus“ unterschrieben hatten, was dem Selbstmord gleichkam. In Ars hatten seit der Revolution zwei Priester das Priestertum aufgegeben, ein dritter war nach 23 Tagen an Tuberkulose gestorben.

Nach der Abschaffung des „Republikanischen Kalenders“ hatte man zwar die Siebentagewoche mit dem Sonntag wieder eingeführt. Aber wenn man den Sonntag nicht zur Arbeit brauchte, nutzte man ihn für den Tanz. Deutlicher gesagt, ob nun Ars einen neuen Pfarrer bekommen hatte, der jeden Morgen eigenhändig die geborstene Glocke von einem wackeligen Balkengerüst zur heiligen Messe läutete oder nicht, interessierte die Bauern kaum. In der Kirche, deren Turm man abgerissen hatte, hatte sich ein Freidenker-Club niedergelassen, ein gewisser Herr Ruf verkündete sonntags die Göttin der Vernunft. Trost von den Härten des Lebens suchten die Bauern eher beim Alkohol und beim Tanz – und seinen Folgen. Vielleicht hatten die Vorgänger des Pfarrers gar nicht so Unrecht, wenn sie meinten, die Bewohner von Ars unterschieden sich kaum von ihren Tieren. Der Pfarrer hatte auch gehört, dass das 250-Seelen-Dorf als Ort der Strafversetzung für Priester galt, mit denen man sonst nichts anfangen konnte. „Viel Gottesliebe werden Sie dort nicht finden“, hatte ihm der Generalvikar mit auf den Weg nach Ars gegeben, „Sie werden sie dorthin tragen.“

Was immer er von Ars gehört hatte und was ihm durch die Gleichgültigkeit der Leute entgegenschlug, hielt den neuen Pfarrer nicht davon ab, in der winzigen Dorfkirche lautstark zu verkünden, was er von seinem Pfarrer als Vikar gelernt hatte – und er versuchte, es durch seine Lebensweise zu bekräftigen. Was den Leuten von Anfang an auffiel, war die Tatsache, dass der Pfarrer im Pfarrhaus kaum zu finden war, dafür aber umso häufiger in der Kirche im Gebet versunken. Einigen fiel auf, dass er morgens um zwei in die Kirche ging und bis zur Messe um sieben betete. Und es fiel auf, dass es im Pfarrhaus so arm zuging wie bei den Leuten im Dorf, und dass der Pfarrer die Möbel aus dem Schloss umgehend dorthin zurückgehen ließ. Man stellte fest, dass er wenig aß und schlief, dass er entsprechend schlecht aussah und immer die selbe ärmliche Soutane trug. Ziemlich bald sprach sich die Neuigkeit im Dorf herum: „Dieser Pfarrer ist nicht wie die anderen.“ Wirklich anfreunden mit dieser ungewohnten Erscheinung konnten sich allerdings vorerst nur wenige in Ars.

Aber natürlich blieb die Neuigkeit von dem Neuen, der so anders war, nicht lange im Dorf. Bald holte man den Pfarrer von Ars zu „Missionen“ in die umliegenden Dörfer. Die anderen Pfarrer wunderten sich zwar über seinen Eifer, aber sie ließen ihn gewähren, denn sie sahen, die Kirchen und die Beichtstühle füllten sich, sobald der Pfarrer von Ars darin wirkte.

Ab dem Jahr 1823 hörte man auch schon vom „heiligen Pfarrer von Ars“ reden. Sein Schlaf- und Nahrungsentzug war niemandem entgangen. Von seinen Auseinandersetzungen mit dem Teufel sprachen zunächst nur die Pfarrer unter sich. Denn in den Pfarrhäusern, in denen der Pfarrer von Ars übernachtete, hörte man merkwürdige Geräusche.

Seit diesem Jahr 1823 gehörten Ars und die umliegenden Pfarreien auch nicht mehr zur Diözese Lyon. Sie bildeten von jetzt an die eigenständige Diözese Belley. Der erste Bischof der neuen Diözese war wie gesagt Alexandre Raymond Devie, und Mgr. Devie war ein Schüler von Alfons von Liguori, des Gründers des Redemptoristen-Ordens, der später nicht nur zum Heiligen, sondern auch zum Kirchenlehrer und Patron der Beichtväter erhoben wurde.

Der Pfarrer von Ars konnte freilich vorerst nicht ahnen, dass mit dieser äußeren Veränderung das innere Drama seiner frühen Priesterjahre ein Ende finden würde. In dem vom Werk des hl. Alfons inspirierten Katechismus der neuen Diözese Belley, den sich Vianney in seinem Gehorsam mit großem Eifer zu eigen machte, hatte jene Barmherzigkeit Gottes ihren Ausdruck gefunden, die schon immer der Kern von Vianneys priesterlicher Berufung war. Durch seine asketische Lebensweise blieb der Pfarrer von Ars zwar bis zu seinem Tod dem Vermächtnis seines „Meisters“ Charles Balley verbunden, aber durch die neue Predigt von Gottes Barmherzigkeit und seiner Liebe zu den Armen fand Vianney zu seiner priesterlichen Identität. „Der predigt, was er lebt – und der lebt, was er predigt“, hatte ein Bauer von Ars gesagt.

Und nun füllten sich die Kirchen und die Beichtstühle nicht nur in der Umgebung, sondern auch in Ars. Man wollte den „heiligen Pfarrer von Ars“ in Ars predigen hören, und man wollte sogar in Ars bei ihm gebeichtet haben. Man fluchte nicht mehr bei der Arbeit, und man arbeitete nicht mehr am Sonntag. Nach zehn Jahren in Ars konnte der Pfarrer seiner Gemeinde zurufen: „Ars ist nicht mehr Ars.“

Als Bischof Devie 1828 dem Pfarrer von Ars die für ihren Jansenismus bekannte Pfarrei Fareins zur Bekehrung anbot, lehnte der Pfarrer das ehrenvolle Angebot ab: Seine Begründung war ein klares Bekenntnis zu seiner Gemeinde in Ars: „Heiden sind schneller bekehrt als Jansenisten.“

## Seminar: „Mit Gott ist in der Seele allezeit Frühling“

### Heilung durch den heiligen Pfarrer von Ars

#### Teil IV: Der Priester

#### 2. Vortrag: Der Ansturm der Pilger

Dass sich sogar die Bürger von Ars für den „heiligen Pfarrer von Ars“ zu interessieren begannen, hatte eine Reihe von Gründen. Der erste Grund war ein ganz praktischer. Ein Sonntags-Gottesdienst in Ars dauerte zwar drei Stunden, denn er begann mit einer Prozession durch das Dorf, und die Predigt dauerte eine Stunde mindestens. Aber etwa 50 Frauen und sogar ein Dutzend Männer wollten nun ständig dabei sein. Und man äußerte seinen Unmut nicht mehr damit, dass man bei der Predigt gähnte oder einen ausführlichen Schwatz begann oder auch einfach hinausging und sich vom Pfarrer wieder hereinbitten ließ. Langsam, aber sicher kehrten Ruhe und eine gewisse Ordnung ein – und das hatte eben seine Gründe.

Als der Graf des Garets 1834 seinen Wohnsitz von Paris in das Schloss von Ars verlegte und man ihn dort zum Bürgermeister wählte, will er von 30.000 Pilgern pro Jahr gehört haben. Das waren etwa hundert Pilger pro Tag, die aus allen Teilen Europas in dieses abgelegene Dorf strömten. In früheren Zeiten hatte schon ein einziger Tourist, der sich nach Ars verirrte, für reichlich Gesprächsstoff gesorgt, zehn Fremde galten als eine bedrohliche Invasion. Die bis dahin unvorstellbare Menge von hundert Pilgern pro Tag sollte sich in den kommenden Jahren kontinuierlich steigern. Im Todesjahr des Pfarrers 1859 zählte man etwa 100.000 . Und es waren nicht nur die Neugierigen und die Frommen, die Zyniker und die Bigotten, die nach Ars strömten, sondern Rechtsanwälte und Verbrecher, Atheisten und Freidenker, Wissenschaftler und Wirtschaftler, politische und sogar kirchliche Würdenträger. Alle wollten den „heiligen Pfarrer von Ars“ gesehen und nach Möglichkeit gehört haben oder sogar zwei bis drei Minuten mit ihm allein gewesen sein. Denn länger dauerte eine Beichte bei ihm nicht, auch wenn der Pfarrer 15 -17 Stunden täglich im Beichtstuhl saß. Im Sommer musste er manchmal ein paar Minuten an die frische Luft getragen werden, weil er von der Hitze ohnmächtig geworden war, im Winter störte ihn das lange Sitzen nicht, weil er seine Beine wegen der Kälte gar nicht mehr spürte.

Die Bewohner von Ars mussten jetzt also ihre Plätze in der winzigen Kirche rechtzeitig einnehmen, wollten sie nicht von den Scharen der Pilger verdrängt werden. Aber es gab noch einen weiteren Grund, sich in Ars für den Pfarrer von Ars zu interessieren: Der Gemeinde war nicht nur von auswärts zu Ohren gekommen, dass sie einen heiligen Pfarrer hatte, sondern sie musste auch zur Kenntnis nehmen, dass dieser Pfarrer in ihrem eigenen Dorf Wunder wirkte. Als die Ernährung für die bis zu hundert Mädchen in Frage stand, hatte der Pfarrer mit der gesamten Belegschaft der *Providence* um die Vermehrung des wenigen verbliebenen Getreides auf dem Dachboden gebetet – und er hatte auch in dem kleinen Getreidehäufchen eine Statue des heiligen Francois Regis vergraben, um die jungen Mädchen nicht entlassen zu müssen, sondern sie satt zu kriegen wie jeden Tag. Und „sie wurden alle satt“, wie es in der Schrift heißt. Und also konnte er guten Gewissens erklären, die wunderbare Getreidevermehrung wäre nicht durch den Pfarrer bewirkt worden, sondern durch den heiligen Francois Regis und durch das Gebet der Mädchen in der *Providence*.

Das war wichtig für die Gemeinde von Ars, denn sie sah es mit gemischten Gefühlen, dass ihre eigenen Töchter dort mit den „Mädchen von der Straße“ im selben Raum unterrichtet wurden. Man meinte, diese Straßenmädchen, die zwischen 15 und 20 Jahren alt waren, könnten ihr Brot durch anständige Arbeit verdienen und nicht durch Prostitution oder durch das Herumlungern in kostenlosen Internaten. Das sah der Pfarrer

anders. Gleich welchen Alters diese Mädchen waren, er ließ sie nicht laufen, bevor sie in der *Providence* nicht etwas gelernt hatten, durch das sie arbeitsfähig und heiratsfähig wurden. Um den Unterricht in der *Providence* mit diesem Ziel aufrechtzuerhalten, war ihm jedes Mittel recht, Wunder eingeschlossen. Der Pfarrer selbst betätigte sich als Handwerker, er mauerte mit den Maurern und malte mit den Malern, um die *Providence* Jahr für Jahr zu vergrößern. Catherine Lassagne berichtet, der Pfarrer wäre sich nicht zu schade gewesen, bei „der grässlichen Arbeit der Leerung der Latrinen“ zu helfen. Und er betete mit demselben Eifer um Spenden und Wunder zur Ernährung seiner Schutzbefohlenen. Der Kern des Unterrichts war seine tägliche Katechese, durch die er die Mädchen auf den Weg des Glaubens zu bringen suchte.

In Ars hatte man es also nicht nur mit einem heiligen Pfarrer zu tun, und es waren nicht nur etliche Wunder geschehen, sondern es war ein Klima des Wunderbaren entstanden. Die Pilger strömten, die Gerüchte sprudelten, das Geld begann zu fließen – und natürlich schaute man mit Sorge und mit Neugier, wie „unser heiliger Pfarrer“ reagierte. Nachdem man ihn über Jahre lieber heute als morgen hätte gehen sehen, weil er den Frieden im Dorf zu stören drohte, hatte man nun täglich Angst, dass er tatsächlich gehen könnte.

Diese Angst war keineswegs unbegründet. Der Strom der Pilger wuchs und wuchs. Der Pfarrer hatte nicht nur den Brief der anderen Pfarrer unterschrieben, die sich beim Bischof über seine Inkompetenz als Seelsorger beschwerten und um seine Versetzung baten, er hatte auch mehr als einmal in der Predigt gesagt, wegen seiner Unfähigkeit wolle er in die Einsamkeit gehen, um dort „sein armes Leben zu beweinen und für die Bekehrung der Sünder zu beten“. 1840 hatte es einen ersten nächtlichen Fluchtversuch gegeben. Dieser hatte aber ziemlich bald an einem Wegkreuz geendet, an dem der Pfarrer einer Stimme hörte: „Der Weg nach Ars ist dort.“

1843 hatte es einen Zusammenbruch wegen Überlastung mit einer lebensgefährlichen Lungenentzündung gegeben. „Vier Ärzte sorgen sich um mich. Wenn der fünfte kommt, bin ich tot“, hatte der Pfarrer gesagt. Und dann hatte er vorsorglich die Totenglocke läuten lassen, damit im Dorf für ihn gebetet würde. Nachdem der Tod ihn nicht erlöst hatte, war er in sein Heimatdorf Dardilly geflüchtet, wo man ihn trotz mehrfacher Petitionen aus Ars nicht wieder loslassen wollte. Schließlich aber hatte er selbst sich in das Kloster Notre-Dame de Beaumont begeben – dort sagte ihm bei der ersten Messe eine Stimme, hier könne er nicht bleiben. Das hatte er als klares Zeichen verstanden, nach Ars zurückzugehen. Nach Ars aber hatte man inzwischen eine regelmäßige Eisenbahn-Verbindung von Lyon zur Bewältigung der Pilgerströme geschaffen.

Die Atmosphäre des Heiligen und des Wunderbaren hatte sich ausgebreitet. Auch wenn man noch keine Hotels und Pilgerherbergen baute, so hatte sich doch eine Reihe von Bauern zu Vermietern und Vermieterinnen gemacht – und andere hatten ihre Hütten zu Phantasiepreisen verkauft. Souvenirhändler flankierten die Hauptstrasse, Bäcker und Metzger hatten sich gleich zu mehreren in Ars angesiedelt. Die Einwohnerzahl von Ars verdoppelte sich von 250 auf 500. Die beiden unverheirateten Schwestern Denise und Marie Ricotier hatten es geschafft, gleich zwei Häuser in Ars zu erwerben, eines für die *Providence* und eines für sich. Besonders Marie Ricotier erwies sich als ebenso gebe- wie redelustig. Sie las dem Pfarrer jeden Wunsch von den Lippen ab und übernahm für ihn jede gewünschte Besorgung, vor allem zur Versorgung der *Providence*. So sehr der Pfarrer auf solch großzügige Hilfsbereitschaft angewiesen war, so verdächtig war ihm die Ausbreitung der Atmosphäre des Wunderbaren, soweit sie sich um seine Person drehte. Die Nachricht von der Wundertätigkeit der heiligen Philomena erschien ihm daher wie ein Geschenk des Himmels zur rechten Zeit. Die in Lyon lebende Pauline Jaricot, Gründerin zweier weltweiter Rosenkranz-Bewegungen zur Verbreitung des Glaubens, die der Pfarrer kräftig unterstützte, erzählte dem Pfarrer 1834, sie wäre todkrank nach Italien gefahren und hätte in der Kirche von Mugnano, dem neu entstehenden Zentrum der Philomena-Verehrung, eine Heilung erfahren, die in Italien als Wunder bejubelt wurde. Sie brachte dem Pfarrer kürzlich erst gefundene



Reliquien mit, die sie in Mugnano von dem jungen Priester de Lucia erhalten hatte und die angeblich von der Heiligen stammten.

Wie war der Priester zu diesen Reliquien gekommen? 1802 hatten römische Archäologen in den Priscilla-Katakomben Gebeine unter drei Mauersteinen gefunden, aus deren Zusammensetzung man mit einiger Phantasie die Inschrift PAX TECUM PHILOMENA lesen konnte, tatsächlich gefunden wurde die Buchstabenfolge LUMENA PAX TE CUM FI. Offenbar war dieser Fund keineswegs eine echte Sensation, als der er einige Zeit galt, eher handelte es sich um einen sensationellen Irrtum. Zunächst gab es keinerlei Beweis, dass die gefundene Inschrift zu den darunter liegenden Gebeinen gehörte. Sodann wusste man so gut wie nichts über die Person, zu der diese Gebeine vermutlich gehörten. Die Kirche hat diese Person auch niemals heilig gesprochen, genauer gesagt, sie hat 1961 aus ihrem Heiligenkalender eine gewisse Philomena gestrichen, weil man aus deren Leben nur wusste, dass sie gestorben war, wenn auch vermutlich in der Frühzeit der Kirche als junge Märtyrerin. Aber genau das war es, was den heiligen Pfarrer an den Erzählungen von Pauline Jaricot von der Heiligen zu faszinieren schien: die Jugendlichkeit, die Reinheit, die Anonymität und die Hingabe des Lebens für den Glauben. Zwar war Vianney schon als Vikar in Ecully durch seinen Pfarrer Balley der gerade erst bekehrten Pauline Jaricot in Lyon begegnet und hatte wohl durch sie von dem „sensationellen Fund“ der Philomena-Gebeine in Rom gehört. Aber dass die in Mugnano auf wunderbare Weise geheilte Pauline Jaricot in Lyon als Heilige gefeiert wurde und dem Pfarrer die Philomena –Reliquien gebracht hatte, bestätigte dem Pfarrer nur die Heiligkeit der Philomena.

An die kleine Kirche von Ars hatte er der „heiligen“ Philomena eine Kapelle angebaut und ihr eine Statue geweiht. Noch in seinem Todesjahr hatte er eine Stiftung zum Bau einer größeren und schöneren Philomena-Kirche in Ars gegründet.

Als sich die Atmosphäre des Wunderbaren auf das bis dahin armselige und gleichgültige Dorf herabzusenken begann, erschien dem Pfarrer der Glaube an die „heilige“ Philomena wie eine Rettung in der Not. Der Pfarrer brauchte sich nun nicht mehr selbst für die Wunder, die fast täglich geschahen, verantwortlich zu fühlen und zu rechtfertigen, sondern er konnte den Gläubigen bei jedem neuen mit dem Verstand nicht zu erklärenden Zwischenfall zurufen: „Bedankt euch nicht bei mir, dankt lieber der heiligen Philomena!“

Man wusste auch sehr bald, dass der Pfarrer in seiner innigen Beziehung zur „heiligen“ Philomena durchaus nicht immer mit ihr einverstanden war, dass er ihr sogar sehr genau bedeuten konnte, welche Wunder in Ars geschehen sollten und welche „lieber an anderen Orten“. Zum Beispiel mochte der Pfarrer keine körperlichen Heilungen. Sie waren ihm zu spektakulär, deswegen waren sie ihm peinlich, er meinte, ihrer nicht würdig zu sein. Außerdem schienen sie ihm weniger entscheidend für das Seelenheil eines Menschen. Jene Bekehrungen, die man nicht sah, aber die mehr Frucht trugen, waren ihm wichtiger für die Heilung des ganzen Leibes Christi. Er meinte, verkrüppelte Menschen könnten eine viel aufrechtere Seele haben als die sportlichsten Erscheinungen. Als er einmal einem Jungen, dessen Gesicht durch einen Tumor entstellt war, die Hand einen Augenblick auf dieses entstellte Gesicht legte und dadurch der Tumor verschwunden und das Gesicht wieder normal geworden war, sagte der Pfarrer: „Am liebsten hätte ich mich in das nächste Mausloch verkrochen.“ Man hat etwa 30 medizinisch nicht erklärbare Heilungen dieser Kategorie, die durch sein Gebet geschehen sind, von ärztlicher Seite bestätigt. Aber er wollte nicht, dass sie durch ihn geschehen waren. Darum erschien ihm die „heilige“ Philomena wie gerufen, hatte sie doch die todkranke Pauline Jaricot durch ein Wunder geheilt.

Um die Erinnerung an den heiligen Pfarrer über sein irdisches Dasein hinaus lebendig zu erhalten, gab es freilich noch andere Bemühungen, die nicht weniger grotesk waren als die ihm zunehmend verdächtige

Verbreitung der Atmosphäre des Wunderbaren. So besuchte etwa der damals schon nicht unbekannte Bildhauer Cabuchet eine Katechese des Pfarrers mit einem kopfgroßen Wachsklumpen in der Hand, in den er Linien einritzte, die den Gesichtszügen des Pfarrers ähneln sollten. Der Pfarrer verwies ihn namentlich aus der Kirche. Was in irgendeiner Weise der Eitelkeit des Pfarrers zu schmeicheln suchte, wurde auf der Stelle und ohne Rücksicht auf die Person von ihm gegeißelt. Das blieb nicht ohne Wirkung. Bekannte oder auch weniger bekannte Maler wagten sich nicht mehr in die Nähe des Pfarrers, um auch nur flüchtige Skizzen von ihm zu machen. Dafür verkauften sich in den Souvenirläden längst der Dorfstraße „Porträts“ des heiligen Pfarrers, auf denen eine auch nur entfernte Ähnlichkeit schwer festzustellen war. Der Maler Daguerre hatte zwar 1837 eine Art Fotografie erfunden, die er Daguerreotypie nannte, aber der Pfarrer hatte sich die Prozedur einer solchen Ablichtung zu Lebzeiten strikt verboten. (Zu der einzigen Fotografie, die von ihm erhalten ist, musste er nach seinem Tod im Pfarrgarten eigens aufgebahrt werden).

In den Souvenirläden an der Dorfstrasse reihten sich aber nicht nur die mehr oder weniger ähnlichen Porträts des Pfarrers, sondern gleichzeitig auch all jene mehr oder weniger erbaulichen Schriften, die den Namen des heiligen Pfarrers trugen und darum einen reißenden Absatz fanden, aber keineswegs von ihm geschrieben waren.

Durch die großzügige Hilfsbereitschaft einiger Spender, vor allem des Grafen des Garets und der Marie Ricotier, konnte der Pfarrer sich jetzt leisten, zusätzlich zur Mädchenschule, die sich sehr bald zu einem Internat entwickelt hatte, ein weiteres Gebäude für eine Jungenschule zu bauen, das ebenfalls eingerichtet sein wollte, weil es sich ebenfalls zu einem Internat entwickelte.

Als 1845 die Zahl der Pilger 50.000 pro Jahr erreichte, und die Einwohnerzahl von Ars sich von 250 auf 500 verdoppelt hatte, hielt der Bischof es für gut, dem von ihm geschätzten Pfarrer von Ars einen Vikar zur Seite zu stellen. Von seiner Größe und seinem Umfang her sollte dieser Gehilfe namens Raymond für Ordnung und Disziplin in den Pilgerströmen sorgen. Außerdem sollte er die Angelegenheiten der Pfarrei übernehmen und den Fluss der Finanzen im Pfarrhaus kontrollieren. Im Alter von zwölf Jahren hatte Monsieur Raymond als einer der Ersten den Pfarrer als den „heiligen Pfarrer von Ars“ ausgerufen. Der Pfarrer von Ars hatte ihm später weitgehend sein Studium finanziert. Monsieur Raymond hatte sich als Priester auch schon länger für Ars interessiert und mit dem ihm eigenen Selbstbewusstsein den Bischof auf dieses Interesse aufmerksam gemacht. Denn er wäre gern der Pfarrer von Ars geworden. Der Bischof hatte ihm tatsächlich einen schriftlichen Vertrag als „*auxiliaire*“ gegeben, er zeichnete aber die Kirchenbücher von Anfang an mit „*Curè d'Ars*“. Er hielt es auch für recht und billig, im Pfarrhaus zu wohnen. Das fand der Pfarrer völlig in Ordnung, es scheiterte aber am Widerstand der Gemeinde. Die Gemeinde fand Monsieur Raymond nämlich einen arroganten Priester. Seinen Ton und seine Umgangsformen war man vom „heiligen Pfarrer“ nicht gewohnt. Die Gemeinde bemühte sich also mit allen Kräften um die baldmögliche Versetzung dieses Monsieur Raymond. Der heilige Pfarrer aber war von ihm begeistert: nicht nur von seiner Art, Ruhe und Ordnung in den Ansturm der Pilger zu bringen und in der Gemeinde alle Kasualien wie Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen bestens zu erledigen. Der Pfarrer überließ ihm auch den Sonntagsgottesdienst, er war absolut fasziniert von Monsieur Raymonds „modernen“ Predigten. Monsieur Raymond seinerseits hielt den Pfarrer für nicht auf der Höhe der Zeit, und er sagte das auch offen in seinen Predigten vor der Gemeinde und den Pilgern. Während die Gemeinde beim Bischof Sturm lief, Monsieur Raymond wieder loszuwerden, indem sie ihn der öffentlichen Beleidigung ihres Pfarrers bezichtigte, tat der heilige Pfarrer alles, Monsieur Raymond in Ars zu halten. Er schrieb dem Bischof alles erdenklich Gute über seinen unersetzlichen Mitarbeiter. Dass die Gemeinde, um die sich Monsieur Raymond so viel Mühe gab, in ihren Briefen an den Bischof behauptete, Monsieur Raymond behandle ihren heiligen Pfarrer schlimmer als seinen Hund, konnte der Pfarrer nicht verstehen. Dass seine

Haushälterin entsetzt darüber war, dass der Pfarrer seinen Vikar nicht nur zu schätzen wusste, sondern ihn offenbar liebte, verstand der Pfarrer ebenso wenig. Auf die Anfrage des Bischofs über die Zusammenarbeit der beiden antwortete der Pfarrer: „Monsieur Raymond hat mir immer all meine Wahrheiten gesagt. Und er hat mich nie geschlagen.“

Womit der Pfarrer allerdings seine Mühe hatte, war die Art, wie Monsieur Raymond im Auftrag des Bischofs die Gelder kontrollierte, die der heilige Pfarrer von den Pilgern entgegennahm, in seine Tasche steckte und meist noch am gleichen Tag entweder an die Armen vor seiner Tür oder an die Patres der Heiligen Familie weitergab, die der Pfarrer als Lehrkräfte für seine Knabenschule gewonnen hatte. Die Patres aber begannen sich über den mangelnden Geldfluss von Seiten des Pfarrers zu beklagen, nachdem Monsieur Raymond in Ars das Regiment übernommen hatte. Sie wurden von Monsieur Raymond angewiesen, sich gefälligst bei ihrem Oberen für die Unterhaltskosten der Schule und des Internats zu verwenden.

Klagen über die mangelnde Qualität des Unterrichts in der *Providence* machte sich Monsieur Raymond zu nutze, auch hier für Ordnung zu sorgen. Schweren Herzens willigte der Pfarrer ein, dass die *Providence* und ihre Finanzierung nicht mehr von der Vorsehung, das heißt konkret aus seiner Tasche, am Leben erhalten werden sollte, sondern dass die Schwestern vom heiligen Joseph aus *Bourg-en-Bresse* die Verantwortung übernehmen sollten. Auch Catherine Lassagne musste ihre geliebte *Providence* verlassen, in der sie durch einen Erschöpfungszustand in einen komaähnlichen Zustand gefallen und nach Meinung mehrerer Zeugen nur durch ein Wunder – selbstverständlich ein Wunder der heiligen Philomena - zum Leben zurückgekehrt war. Catherine wurde die Haushälterin des Pfarrers und wohnte kostenlos in einem Haus der Schwestern Ricotier in der Nähe des Pfarrhauses. Das aber änderte weder am Schlafentzug noch am Nahrungsentzug des Pfarrers etwas.

Nach acht Jahren zähen Ringens mit dem Bischof hatte die Gemeinde es geschafft: Zum aufrichtigen Bedauern des Pfarrers wurde sein geliebter Monsieur Raymond versetzt in eine größere Gemeinde, wo er nicht nur die Funktion, sondern auch den Titel eines Pfarrers erhielt. Er wurde in Ars ersetzt durch den Vikar Toccanier, der ebenso ehrfurchtsvoll zu dem heiligen Pfarrer aufsaß, wie er hilflos den immer noch an Zahl wachsenden Pilgermassen gegenüberstand. Der heilige Pfarrer hielt das Kommen des neuen Vikars für ein deutliches Zeichen, nun würde er in Ars wirklich nicht mehr gebraucht. So kam es zu einem dritten Fluchtversuch. Er wollte in das neue Anbetungszentrum *La Neyliere*, das er für ein Vorstadium des Trappistenklosters hielt, in dem er nach wie vor das Ziel seines Erdendaseins sah, „sein armes Leben in der Einsamkeit zu beweinen und für die Bekehrung der Sünder zu beten“. Dieser dritte Fluchtversuch endete jedoch ziemlich schnell. Man hatte bemerkt, dass der Pfarrer nächtens das Pfarrhaus verließ, man hatte Feueralarm ausgelöst, die Gemeinde war zusammengeströmt und hatte den Pfarrer getragen, wohin man meinte, dass er gehöre, nämlich in den Beichtstuhl von Ars. Er selbst gestand darauf der Gemeinde: „Ich habe mich aufgeführt wie ein kleines Kind.“ Von diesem Tag an hatte er erkannt, dass seine Fluchtversuche eine Versuchung waren. Der Ort seiner priesterlichen Berufung war die Gemeinde, in die der Bischof ihn als Pfarrer gesandt hatte..

*Man mag staunen über die Demut des heiligen Pfarrers oder lächeln über seine Naivität – oder beides zugleich. Man wird zu einem Geheimnis wie seinem Umgang mit Monsieur Raymond keinen Zugang finden, solange man nicht versteht, dass für den Pfarrer von Ars unsere wahre Heimat im Himmel ist. Allein darum konnte er mit beiden Beinen auf der Erde stehen, wie er es als Bauernsohn und Dorfpfarrer ein Leben lang getan hat. Denn seine wahre Heimat im Himmel zu haben, heißt einerseits, nichts auf dieser Erde als endgültig und keinen Menschen als vollkommen zu betrachten, andererseits heißt es auch, zumindest den demütigen Versuch zu unternehmen, die Schöpfung Gottes mit der Liebe Gottes zu sehen – und mit seinem Erbarmen. Mit dieser Sicht wird freilich das Geheimnis der Liebe des heiligen Pfarrers zu seinem Vikar Monsieur Raymond kaum*

*zugänglicher. Aber wir dürfen zumindest etwas von diesem Geheimnis ahnen. Die vielen Stunden der eucharistischen Anbetung und die Nähe zu Jesus haben dem Pfarrer die Möglichkeit der Liebe zu seinem Vikar erschlossen. Die Frucht dieser Beziehung bleibt ebenso geheimnisvoll wie die Beziehung selbst. Vor allem aber ist diese Frucht unerwartet. In der Biografie von Monsieur Raymond über den heiligen Pfarrer von Ars findet sich kein böses oder auch nur abschätziges Wort.*

**Seminar: „Mit Gott ist in der Seele allezeit Frühling“  
Heilung durch den heiligen Pfarrer von Ars**

**Teil V: Der Seelsorger**

**1.Vortrag: Entscheidung**

Einer der Biografen des Pfarrers von Ars knüpft an den bekannten Satz: „Ich will dir den Weg zum Himmel zeigen“, die Bemerkung, damit habe der Pfarrer bei seiner Ankunft in Ars seiner neuen Gemeinde gleichzeitig den Weg zur Hölle freigegeben. So unerwartet diese Bemerkung sein mag, unberechtigt ist sie keineswegs. Denn verantwortungsbewusste Seelsorge ist immer auch eine behutsame Hinführung zur Entscheidung.

In den ersten drei Teilen unserer sechsteiligen Seminarreihe über „Heilung durch den heiligen Pfarrer von Ars“ haben wir von den Sakramente der Kirche Taufe, Eucharistie und Beichte gesprochen, um deutlich werden zu lassen, nicht der Pfarrer hat die Sakramente geprägt, sondern die Sakramente haben den Pfarrer geprägt, genauer gesagt, der Pfarrer hat sich von diesen Sakramente prägen lassen.

In den weiteren drei Teilen dieser Seminarreihe soll jeweils ein Aspekt der Berufung des Pfarrers hervorgehoben werden: der Priester - der Seelsorger - der gute Hirte, ebenfalls um klar zu machen, nicht der Pfarrer hat diese Aspekte seiner Berufung geprägt, sondern die Aspekte seiner Berufung haben ihn geprägt, denn er hat sich von ihnen prägen lassen.

Über den priesterlichen Aspekt der Berufung haben wir im vorigen Seminarteil gesprochen, über den Aspekt des Seelsorgers wollen wir in diesem Teil sprechen, über die Berufung zum guten Hirten im nächsten. Wie eng diese Aspekte zusammengehören und durch die Jesus-Nähe gar nicht zu trennen sind, mag an einem biblischen Beispiel und seiner Übersetzung gezeigt sein: Der Anfang des Aussendungsberichts in Lukas 10,1 wird häufig übersetzt: „... der Herr sandte sie (die Jünger) ... vor sich her“, oder in der Einheitsübersetzung sogar: „... der Herr sandte sie ... voraus.“ Hier wird das Mitgehen Jesu bei der Sendung gar nicht erst erwähnt. Das muss zwangsläufig zum Verständnis führen, die Jünger sollten zunächst ohne Jesus das Neuland erkunden, ob es nicht zu gefährlich für Jesus sein könnte. Sogar die Jerusalem-Bibel sagt im Kommentar, die Jünger wären von Jesus gesandt, „um seiner Mission den Weg zu bereiten“. Die wörtliche Übersetzung: „Der Herr sandte sie *vor seinem Angesicht*“ meint aber nicht das Zurückbleiben Jesu, sondern genau das Gegenteil, nämlich er sandte sie *in seiner Gegenwart*. Mit anderen Worten, Jesus wird die Jünger nie allein vorausschicken, er wird immer und überall mit ihnen sein.

So hat der Pfarrer von Ars seine Sendung als Seelsorger verstanden, nämlich von der Gegenwart Jesu her und auf diese Gegenwart Jesu hin. Und so konnte er immer wieder von sich ablenken, indem er über sich hinauswachsen lernte. Dadurch aber forderte sein Dasein eine Entscheidung heraus. Denn bei aller Grausamkeit und Verwirrung, welche die Französische Revolution in Frankreich verbreitete, konnte sie den Bauern von Ars ihre Bodenständigkeit und ihre christlichen Wurzeln nicht nehmen. Die Bauern von Ars waren nämlich durchaus nicht so heidnisch, wie man behauptet hat. Nur durch die fehlende Seelsorge und die Entfremdung von den Sakramenten waren sie der Gleichgültigkeit und der religiösen Apathie verfallen.

Durch die langen Stunden der eucharistischen Anbetung und die tägliche Feier des Sakraments der Eucharistie aber weckte sie der Pfarrer auf eine ebenso behutsame wie unausweichliche Art aus diesem Schlaf. Und damit forderte er eine Entscheidung heraus. Man konnte bestenfalls Ausreden erfinden, warum man nicht täglich oder nicht sonntäglich zur Kirche kam. Aber man konnte nicht mehr sagen, die Kirche und ihre Sakramente, allen

voran die Eucharistie und die Beichte, gibt es nicht mehr. Die Sakramente abzuschaffen war der Revolution nicht gelungen. Es gab sie sehr wohl, sie mussten nur gefeiert werden. Das Geläut der Glocken vom wieder aufgebauten Kirchturm in Ars war nicht zu überhören – die schneidenden Worte des Pfarrers und seiner hohen Stimme über die Lebensnotwendigkeit der Sakramente drangen tief ins Gewissen. Damit standen die Bewohner von Ars vor einer Entscheidung: Es gab den Alkohol und den Tanz mit seinen Folgen auf der einen Seite, und es gab die Kirche mit ihren lebensspendenden Sakramenten auf der anderen Seite. Das alles spielte sich rund um den Dorfplatz ab, daran vorbei zu kommen, war kaum möglich.

Es scheint auch kaum erstaunlich, dass man die ersten lautstarken Einmischungen des *grappin* – so nannte der Pfarrer den Teufel - in das bis dahin so friedliche Leben in Ars auf das Jahr 1824 datiert. Bis dahin empfing das Dorf an den Wochenenden von der Tanzmusik eine Art Lebendigkeit, die dem Teufel gefallen musste. Im September 1824 aber wurde die im vorigen Seminarteil schon erwähnte kostenlose Mädchenschule „*La Providence*“ mit der täglichen Katechese des Pfarrers eröffnet. Und diese Schule mit ihrer Unterweisung über die Grundregeln des christlichen Lebens bedeutete über kurz oder lang das Ende von Alkohol und Tanz in den vier Wirtshäusern des Dorfes. Die Betrachtung der Mädchen als billige Arbeitskräfte und Objekte männlicher Lustbarkeit wurde durch die Seelsorge des Pfarrers zunichte gemacht.

Der *grappin* versuchte darum mit allen Mitteln, die kostenlose Mädchenschule bei den Bewohnern von Ars in ein schlechtes Licht zu stellen, denn er wusste genau, durch die hilflosen Mädchen und ihre oft genauso hilflosen Eltern hatte er als Widersacher des Pfarrers den sichersten Zugriff auf die gesamte Dorfgemeinde. Um dieser Einrichtung für die jungen Mädchen von Anfang an das Vertrauen der Eltern zu entziehen, brauchte man also nur den Gründer und Leiter schlecht zu machen, nämlich den Pfarrer. Das war für den Teufel kein einfaches Unternehmen, denn wie im vorigen Seminarteil schon erwähnt, begann der Pfarrer durch das über die Jahre gewachsene Vertrauen der Gemeinde sogar in Ars im Ruf der Heiligkeit zu stehen. Dieser Ruf war durch die „Missionen“ des Pfarrers außerhalb von Ars entstanden und hatte sich von dort aus weitherum und sogar bis nach Ars verbreitet. Er hatte sich in der Heimatgemeinde des Pfarrers zu bewähren, während die Pilgerströme nach Ars bereits begannen. Der Teufel musste also von mehreren Seiten zugleich angreifen, um das gewachsene Vertrauen der Gemeinde, den Ruf der Heiligkeit des Pfarrers und die Achtung vor der kostenlosen Mädchenschule zu erschüttern. Denn man begann in Ars – wenn auch schweren Herzens – diesem heiligen Pfarrer gehorsam zu sein.

Die Gemeinde stand damit vor einer andauernden Entscheidung: Sie konnte entweder ihren alten Gewohnheiten treu bleiben und sich mit Alkohol und Tanz über die Härten des Lebens hinweg trösten. Das blieb für die Männer über viele Jahre auch die eindeutige Option, denn was man hatte, das hatte man. Die andere Möglichkeit bestand darin, sich den ungewohnten Herausforderungen des neuen Pfarrers anzuvertrauen und sich von ihm zu den Sakramenten der Kirche führen zu lassen. Diese Entscheidung aber forderte ein Leben, das jeder Gewohnheit widersprach - und nach Meinung des Pfarrers trotzdem besser sein sollte.

Wollte der Teufel in dieser ständigen Auseinandersetzung, die bis in die einzelnen Familien hineinging, etwas erreichen, so musste er den Pfarrer seiner Gemeinde entfremden oder, besser noch, ganz aus seiner Gemeinde vertreiben. Damit hatte der Teufel leichtes Spiel, und das wusste er, denn damit entsprach er dem sehnlichsten Wunsch des Pfarrers, „in der Einsamkeit sein armes Leben zu beweinen“. Der Teufel setzte denn auch von mehreren Seiten zugleich an, um dieses Ziel der Vertreibung des Pfarrers aus seiner Gemeinde zu erreichen. Erstens verstärkte er das demütige Verlangen im Herzen des Pfarrers, endlich in die Einsamkeit eines Trappistenklosters zu fliehen. Zweitens ließ der Teufel die Mitbrüder des Pfarrers einen Klagebrief an den

Bischof schreiben mit der Bitte, den Pfarrer von Ars wegen seiner Inkompetenz in der Seelsorge baldmöglichst aus Ars zu versetzen, um nicht noch größeren Schaden anzurichten.

Drittens ließ der Teufel die jungen Männer von Ars – und auch die nicht mehr so jungen – Spottlieder auf den Pfarrer und seine Predigten und Sakramente dichten und in der Wirtshäusern öffentlich vortragen. Einige dieser Spottlieder wurden mit Exkrementen an der Tür des Pfarrhauses befestigt. Jemand fand auch den Grund, warum der Pfarrer oft so bleich und so müde aussah: Eine Frau zweifelhaften Rufes hatte ein Kind bekommen, das der Pfarrer zur Erziehung in die *Providence* gab, weil die Mutter nach der Geburt ins Wasser gegangen war – und also „wusste“ man im Dorf, wer der Vater war.

Der Pfarrer sah tatsächlich an manchen Tagen bleich aus, noch bleicher als sonst. Und er war müde, noch müder als gewöhnlich, „weil ihn der Teufel kein Auge zutun“ ließ, wie er selbst bekannte. Hier meinte der Teufel, eine weitere Angriffsfläche entdeckt zu haben: Er brauchte den Pfarrer seinen Schlaf- und Nahrungs-Entzug, den er von seinem Lehrer Balley und dem Jansenismus mitgebracht hatte, nur ein wenig übertreiben zu lassen, um ihn physisch endgültig zu erledigen. Also veranstaltete der Teufel im Pfarrhaus nächtens einen solchen Lärm und ein so munteres Treiben mit gleitenden Möbeln und singenden Nachtigallen im Kamin und rollenden Wagen oberhalb der Schlafzimerdecke, dass der Pfarrer auch in den wenigen Stunden, die er sich dazu gönnte, nicht schlafen konnte.

Nachdem all die erwähnten Angriffsversuche des Teufels sich zwar als keineswegs harmlos, aber doch als wenig effektiv erwiesen, hatte er noch eine weitere Angriffsfläche entdeckt, die ihm als die wirksamste erschien, weil sie des Pfarrers liebstes Kind betraf – dort also würde man ihn am empfindlichsten treffen können.

Nicht erst aus heutiger Sicht, schon aus der Sicht der Zeit war die *Providence* ein Unding in mehr als einer Hinsicht. Zunächst hatte die *Providence*, wie ihr Name sagt, als einzige finanzielle Absicherung die Vorsehung. Das hieß konkret, sie lebte von der Tasche des Pfarrers. Die aber war aus Prinzip leer. Hatte der Pfarrer aus den Spenden der Pilger, die in den ersten Jahren noch eine Seltenheit waren, die Mädchen der *Providence* versorgt, so blieb für seine eigene Nahrung so gut wie nichts übrig. Die Finanzierung von Reparaturen, Ausbau und dringend notwendigen Vergrößerungen stand unter dem ständigen Vorbehalt weiterer Spenden.

Ein weiteres Unding der *Providence* waren auf Dauer die beiden anfangs knapp zwanzigjährigen „Direktorinnen“ Catherine Lassagne und Benoite Lardet. Wir hatten es im vorigen Seminarteil schon gehört: Sie waren die einzigen Lehrerinnen für die sehr bald bis zu hundert Schülerinnen. Der Pfarrer hatte die beiden zwar zur Schulung in das Pensionat der Joseph-Schwestern im benachbarten Fareins geschickt. Allerdings bekamen die beiden Mädchen dort in anderthalb Jahren alles andere als eine pädagogische Ausbildung, wie wir sie heute kennen. Und vorher hatten sie auch nicht mehr Unterricht erhalten als die anderen Kinder in Ars: Mit den Jungen zusammen waren sie während der Wintermonate in die einstufige Schule zu einem Lehrer aus der Fremde gegangen. Der Unterricht in der *Providence* lebte also im Wesentlichen von der täglichen Katechese des Pfarrers.

Immerhin hatte der Pfarrer eine dritte junge Frau aus Ars als „Direktorin“ gewonnen: Jeanne-Marie Chaney übernahm die Küche. Denn zu den Schülerinnen aus Ars und Umgebung, die unterrichtet und gepflegt werden wollten, gehörten auch Straßenmädchen, das heißt Obdachlose und Prostituierte. Weil diese Auswärtigen sehr bald in der Überzahl waren, mussten zu dem einzigen Schulraum im Erdgeschoss die beiden Räume im Obergeschoss als „Internat“ hergerichtet werden, das heißt praktisch, es mussten Betten und Schränke angeschafft werden. Über Waschgelegenheiten und andere sanitäre Einrichtungen sprach man nicht, offenbar gab es dafür den Garten.

Durch all diese Probleme aber ließ der Pfarrer sich in seine m Willen, die Mädchen von der Straße zu bringen, nicht behindern. Auf die Bemerkung: „Wir haben keine Betten mehr“, bekamen die Direktorinnen vom Pfarrer die Antwort: „Dann schläft ihr eben auf dem Fußboden.“

Zu allen Problemen innerhalb der *Providence* kam eine wachsende Unruhe von außerhalb, das heißt von den Eltern im Dorf: Denn mit der kostenlosen Unterbringung der Obdachlosen jeder Altersstufe wurde der vorprogrammierte Konflikt in den Familien perfekt: Wenn zunächst die Väter sich dagegen gewehrt hatten, dass die Mütter ihre Töchter bedenkenlos in die Schule gehen ließen und so Hof und Küche ihrer Arbeitskräfte beraubten, so begannen später auch die Mütter sich gegen eine Schule zu sträuben, in der ihre Töchter mit Mädchen von der Strasse in derselben Klasse zu sitzen hatten. Die Frauen von Ars meinten, wer schon von der Prostitution gelebt habe, sollte gefälligst arbeiten gehen und sein täglich Brot auf anständige Weise verdienen, anstatt es in der *Providence* den anderen aus den ordentlichen Familien wegzuessen.

Der Teufel hatte es also geschafft, durch des Pfarrers liebstes Kind, das von den einen als „friedliche Revolution“ gepriesen wurde und von den anderen nur noch mit Widerwillen geduldet, eine tiefgehende Spaltung in die Gemeinde zu bringen. Die Argumente des Pfarrers, die Mädchen von der Strasse müssten sich an christlichen Werten orientieren, und dazu müssten sie ein Handwerk lernen, von dem sie in geordneten Verhältnissen leben konnten, nutzten ihm nicht viel. Aber trotz aller Proteste ließ der Pfarrer kein Mädchen laufen, das nicht etwas gelernt hätte, womit es seinen Lebensunterhalt bestreiten konnte.

Mit dem Abenteuer der *Providence* aber hatte der Pfarrer dem Teufel nach und nach so viele Angriffsflächen geboten und die Familien von Ars in einen solchen Zwiespalt der Entscheidung gebracht, dass die Schließung der *Providence* – vor allem aus finanziellen Gründen – und damit der Triumph des Teufels unmittelbar bevorzustehen schienen. Aber auch hier hatte der Teufel seine Rechnung ohne den Wirt gemacht. Es geschah etwas, womit keine einzige Familie in Ars gerechnet hatte, der Teufel vermutlich am wenigsten. Als die Reserven an Getreide zum Brotbacken erschöpft und auch des Pfarrers Taschen leer waren, half nur noch das Gebet.

Der Pfarrer betete und sagte, er brauche nun auch das Gebet aller Bewohnerinnen der *Providence*. Man schickte Jeanne-Marie Chaney auf den Dachboden, um den letzten Getreiderest zu holen, der für das Brot für hundert hungrige junge Menschen nicht hin und nicht her reichen würde. Aber die kräftige Jeanne-Marie konnte die Tür zum Dachboden kaum öffnen, mit solcher Gewalt drückten die Getreidemassen von innen dagegen. Der Bürgermeister wurde geholt, um die wunderbare Vermehrung zu bestätigen: Er stellte fest, dass das neue Getreide eine andere Farbe hatte als der Rest des alten.

Dieses Geschehen, das sich einige Wochen später mit der Mehlmehrung zum Brotbacken auf genauso wunderbare Weise wiederholte, brachte nicht nur die benötigte Nahrung in die *Providence*, sondern es brachte auch Frieden in die Familien von Ars. Man akzeptierte nun die Tatsache, dass man nicht nur einen heiligen Pfarrer mit ungewöhnlichen Ideen hatte, sondern dass dieser Pfarrer auch Wunder wirken konnte. Man musste einsehen, dass man sich auf die Vorsehung verlassen konnte. Man ging jetzt auch vermehrt in die Kirche, weil man sehen und hören wollte, wie dieser Pfarrer die Sakramente feierte. Der Pfarrer sagte zwar, er wäre für die Wunder in Ars nicht verantwortlich, bedanken sollte die Gemeinde sich bei der „heiligen“ Philomena, und er baute ihr eine Kapelle. Aber die Gemeinde wusste besser, wem sie vertrauen konnte.

Das Getreidewunder zusammen mit dem Mehlwunder in der *Providence* erwiesen sich also als eine Niederlage des Teufels auf der ganzen Linie: Überall dort, wo er meinte, leichtes Spiel zu haben, hatte er sich gründlich verrechnet. Auf den Klagebrief der Pfarrer an den Bischof mit der Bitte um Versetzung des Pfarrers von Ars reagierte der Bischof mit dem strikten Verbot für den Pfarrer, Ars zu verlassen. Damit hatte der Teufel am wenigsten gerechnet.



Derjenige, der „gewusst“ und verkündet hatte, von wem das Kind der Mutter ist, die sich das Leben nahm, hatte seine Erfindung gebeichtet. Damit hatte der Teufel auch nicht gerechnet, vor allem mit der Folge nicht: Der Pfarrer hatte das Beichtgeheimnis gewahrt, freilich in der Hoffnung, als überführter Kindsvater mit Schimpf und Schande aus dem Dorf vertrieben zu werden; der echte Kindsvater aber kam ihm zuvor: Er wiederholte seine Beichte vor der versammelten Gemeinde.

Aber der Teufel wäre nicht er selbst, wenn er durch all diese Niederlagen aufgegeben hätte. Denn als hätte sich die Wolke des Wunderbaren, die sich über Ars niederließ, selbst auf wunderbare Weise vermehrt, begann man aus allen Teilen Frankreichs und Europas in dieses abgelegene Dorf zu strömen. Damit war der nächste Konflikt vorprogrammiert: die ständige Spannung zwischen dem Pilgerstrom und der Gemeinde. Und wieder musste der Pfarrer sich entscheiden.

Seelsorge ist nicht nur die behutsame Hinführung zur Entscheidung derer, um deren Seele man sich sorgt. Die Entscheidung kann sehr wohl auch den betreffen, der sich um die Seele der andern zu sorgen hat. „Priester bin ich immer gern gewesen – aber weh mir, wenn ich als Pfarrer vor dem Gericht Gottes zu erscheinen habe“, sagte der Pfarrer von Ars. Man braucht nur an den ständig anschwellenden Pilgerstrom zu denken, der sich nach den Wundern von 1829 dreißig Jahre lang nach Ars ergoss, um die ganze Spannung des ständigen Sicht-Entscheiden-Müssens zu verstehen, die in diesem Satz steckt. Und genau dieser ständige Kampf der Entscheidung war für denjenigen ein gefundenes Fressen, der bekanntlich „umherzieht wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlingen kann“ (1 Petr 5,8-9). Aber der winzige Pfarrer von Ars ließ sich nicht so einfach verschlingen.

Dabei gab es noch eine weitere Spannung im Leben des Pfarrers von Ars außer der zwischen Pilgern und Gemeinde, aber auch die schien er mit Gelassenheit zu nehmen. Diese andere Spannung aber kannte der Teufel seit langem, und sie wurde durch die ständig anschwellenden Pilgerströme derart intensiv, dass dem Teufel die Menge der Pilger, die den heiligen Pfarrer sehen wollten, geradezu ein Vergnügen sein musste. Gemeint ist die schon mehrfach erwähnte Spannung zwischen dem Ausharren in Ars mit der sich immer weiter auffächernden Verantwortung der Seelsorge einerseits und dem immer intensiver werdenden Verlangen des Pfarrers nach Ruhe und Gebet in der Einsamkeit andererseits. Diese Spannung zwischen Trubel und Stille schien freilich für den Teufel die noch lohnendere Angriffsfläche. Denn die innere Zerreißprobe für den Pfarrer erwies sich als noch intensiver. Sie führte ihn 1840 zu dem ersten Fluchtversuch nach zehn Jahren Ausharren in der Spannung zwischen wachsendem Pilgerstrom, ständig sich vergrößerndem Mädchen-Internat der *Providence*, zahlenmäßig wachsender Gemeinde und einem immer weniger überschaubaren Gemisch von Neugierigen, Bigotten und Abenteurern, die als Pilger kamen - und als Siedler blieben.

Aber die Entscheidung wurde ihm auch bei dem ersten Fluchtversuch nicht abgenommen: An einem Wegkreuz hörte er zwar eine Stimme: „Nach Ars geht es dort lang“, aber entscheiden, ob er dieser Stimme folgen wollte oder nicht, musste er selbst. Die Folge seiner Rückkehr nach Ars war eine lange, schwere Krankheit, eine Art anhaltender Erschöpfungszustand, der sich 1843 in einer lebensbedrohlichen Lungenentzündung zuspitzte. Er hatte vorsorglich schon die Totenglocke läuten lassen, „damit die Gemeinde für mich betet“ – aber dann war er doch nicht gestorben, und wieder musste er Entscheidung treffen. Er meinte jetzt, sich endgültig entscheiden zu müssen, Ars zu verlassen, und er floh in sein Heimatdorf Dardilly.

Trotz aller Angebote aus seiner geliebten Heimatgemeinde und trotz aller Delegationen, die man von Ars gesandt hatte, um ihn dorthin zurückzuholen, hielt es den Pfarrer keine acht Tage an seinem Zufluchtsort. Es zog ihn weiter in das Kloster Notre-Dame de Beaumont. Dort hoffte er, für den Rest seiner Tage „sein armes Leben in der Einsamkeit zu beweinen“. Aber bei der ersten Messe, die er dort feierte, hörte er eine Stimme, dass er an diesem Ort nicht bleiben könne. Und er wusste, was das hieß. Die Entscheidung aber wurde ihm

wiederum nicht abgenommen. Es gab zwar für ihn keinen Weg als den des Gehorsams. Aber als Pfarrer von Ars den Weg zurück nach Ars musste er selber gehen. Wo er anderen den Weg zum Himmel zeigen sollte, musste er selbst entscheiden.

**Seminar: „Mit Gott ist in der Seele allezeit Frühling“**  
**Heilung durch den heiligen Pfarrer von Ars**

**Teil V: Der Seelsorger**

**2.Vortrag: Bescheidung**

Wir haben es im ersten Vortrag gehört: In Ars hatte der Teufel drei Spannungsfelder entdeckt, die er bequem zu drei ständigen Versuchungen für den Pfarrer werden lassen konnte: erstens die Spannung zwischen der Gemeinde und der *Providence*, zweitens die Spannung zwischen der Gemeinde und dem ständig wachsenden Pilgerstrom, drittens die Spannung zwischen dem ständigen Trubel in Ars und der Sehnsucht nach der Stille. Aber es gab noch ein viertes Spannungsfeld, das der Teufel erst nach und nach entdeckte und nicht zu der geringsten Versuchung für den Pfarrer werden ließ. Und hier ging es nicht mehr nur um die Entscheidung zwischen ihm als dem Seelsorger und jenen, für deren Seelen er zu sorgen hatte, hier ging es um die *Bescheidung*. Auch hier meinte der Teufel, leichtes Spiel zu haben.

Worin aber bestand jenes vierte Spannungsfeld, das dem Teufel als eine weitere Angriffsfläche diente? Die Strategen der Französischen Revolution meinten, mit der reihenweisen Ermordung der französischen Priester und der ebenso systematischen Zerstörung der Klöster und kirchlichen Gebäude hätten sie der Kirche endgültig den Garaus gemacht. Schon 1795 hatte man beschlossen, was von der Kirche noch verblieben war, vom Staat zu trennen. Die Finanzierung dieser Restkirche sollte ihr selbst überlassen bleiben. Damit meinte man, ihr Überleben endgültig zu verhindern.

Aber an verschiedenen Orten, die auf der Landkarte nur schwer zu finden sind, lebte die Kirche offenkundig weiter. Mit unerwarteter Vitalität begann sie, neu zu leben und viele Menschen in ihren Bann zu ziehen. Mit mehreren Marien-Erscheinungen an abgelegenen Orten Frankreichs als Antwort auf die Französische Revolution hatte offenbar niemand gerechnet, der Teufel am wenigsten.

Die einzige Möglichkeit für den Teufel, die Wiederbelebung der Kirche an diesen Orten zu verhindern, schien darin zu bestehen, diese Erscheinungen und ihre Seher oder Seherinnen von vornherein unglaubwürdig erscheinen zu lassen. Dazu nutzte er am wirksamsten nicht nur die staatlichen, sondern die kirchlichen Autoritäten. Wir wissen heute, welche Schwierigkeiten man 1858 in Lourdes der völlig ungebildeten Seherin Bernadette Soubirous von kirchlicher Seite in den Weg stellte, bevor es 1862 dennoch zur kirchlichen Anerkennung der Erscheinungen kam. Aber davon hat der Pfarrer von Ars, der 1859 starb, offenbar keine Nachricht mehr bekommen - es sei denn, er hat „von oben“ kräftig an der kirchlichen Anerkennung der Erscheinungen in Lourdes mitgeholfen.

Noch vor den Marien-Erscheinungen aber hatten die Verfechter der Revolution, die Anbeter der Vernunft und ihre antiklerikalen Anhänger ihre erhebliche Mühe mit einem anderen Phänomen, nämlich den sonderbaren Vorgängen in Ars. Der ständig wachsende Pilgerstrom dorthin konzentrierte sich eben nicht auf Maria oder irgendwelche Heiligen und deren Erscheinungsort, sondern auf einen scheinbar völlig unbedarften Pfarrer. Von staatlicher Seite war ihm schwer beizukommen – und also musste man versuchen, seine vermeintliche Unfähigkeit innerhalb der Kirche bloßzustellen. Das schien nicht gar so schwer, denn unter den überlebenden Priestern in der Diözese Belley gab es genug, die vom Debakel des Pfarrers von Ars im Priesterseminar von Lyon wussten - und die aus ihrer Verachtung dieses als „völlig unfähig“ benoteten Mitbruders keinen Hehl machten. Man schämte sich seiner unter den Priestern, nicht nur wegen seiner vermeintlichen Inkompetenz,

sondern weil er bei jeder Gelegenheit mit seiner speckigen Soutane erschien, den Dreispitz immer unter dem Arm, weil er zu verbeult war, um ihn auf dem Kopf zu tragen, wie es sich für einen Pfarrer gehörte. Manche Mitbrüder lehnten es auch ab, sich neben ihn zu setzen, weil sie gehört hatten, dass er stank. Andere kamen gar nicht erst zu den Treffen, bei denen er anwesend sein könnte, weil sie „wussten“, es bestände die Gefahr einer Übertragung von Ungeziefer. Dafür schrieb man, wie schon erwähnt, einen Brief an den Bischof mit der Bitte um Versetzung des Pfarrers von Ars wegen seiner Inkompetenz, besonders im Beichtstuhl. Der Teufel meinte also schon, gewonnenes Spiel zu haben. Aber der Pfarrer von Ars unterschrieb diesen Brief über seine Unfähigkeit selbst - in der Hoffnung, tatsächlich aus Ars versetzt zu werden. Der Bischof aber reagierte mit einem strikten Verbot für den Pfarrer, Ars zu verlassen. Den anderen Pfarrern sagte der Bischof bei den jährlichen Priesterexerzitien, er wünschte jedem von ihnen ein Quäntchen der Torheit des heiligen Pfarrers von Ars.

Tatsächlich wird berichtet, dass jene Mitbrüder, die den Pfarrer von Ars wegen seiner Inkompetenz beim Bischof verklagten oder ihn wegen seiner mangelnden Hygiene mieden, ab 1837 bei ihm selbst beichten gingen. Dies schien eine weitere Niederlage des Teufels, denn alle Spannungen, sogar die mit den Mitbrüdern schienen überwunden. Aber das hieß noch lange nicht, dass der Teufel nun aufgeben würde. Der Pfarrer sagte selbst einmal von seinem Leben, wo ein Kreuz von ihm genommen wird, da zeigen sich gleich mehrere neue. Und diese Kreuze sollten nicht ausbleiben.

Wir müssen hier eine Reihe von Tatsachen, die wir in den früheren Vorträgen schon gehört hatten, noch einmal erwähnen. Unter einem anderen Blickwinkel betrachtet, werfen sie ein neues Licht auf die Seelsorge des Pfarrers von Ars. Im selben Jahr 1837, als die Mitbrüder begannen, zu ihm zur Beichte zu kommen, erkrankte Catherine Lassagne, die Direktorin seiner geliebten *Providence* lebensgefährlich an einem Erschöpfungszustand. Sie fiel in eine Art Koma, nach ihren eigenen Aussagen wurde sie nur durch ein Wunder geheilt, dass der Pfarrer trotz all seiner Gebete selbstverständlich der heiligen Philomena zuschrieb. Aber die kritischen Stimmen über die Zustände in der *Providence* und vor allem über den Unterricht wurden lauter. In der Sorge um den Frieden in der Gemeinde musste der Pfarrer sich bescheiden. Er musste daran denken, die *Providence* in andere, kompetentere Hände zu übergeben. Er hatte schon einmal den Satz fallen gelassen, für die Vorsehung wäre eigentlich der heilige Josef zuständig. Tatsächlich begann er, mit den Schwestern des heiligen Joseph in Bourg-en-Bresse zu sprechen. Eilig hatten es dabei allerdings weder er noch die Schwestern. Die Verhandlungen zogen sich zehn Jahre hin, bis Ende 1848 Catherine Lassagne schweren Herzens die *Providence* an die Schwestern übergeben musste und zur Haushälterin des Pfarrers wurde. Durch die Bescheidung des Pfarrers, die ihm wahrlich nicht leicht gefallen sein dürfte, schien der Teufel ein ergiebiges Schlachtfeld der Seelsorge verloren zu haben. Aber so schnell gab er deswegen nicht auf.

Der zunächst eindeutige Erfolg der kostenlosen Mädchenschule führte zwar auf Dauer zu kritischen Stimmen, sowohl in der Gemeinde als auch von Seiten des Bischofs, aber im ständigen Bewusstsein der seelsorglichen Verantwortung für seine Gemeinde hatte der Pfarrer längst an eine kostenlose Knabenschule gedacht und sie auch schon zu bauen begonnen. Allerdings hatte er aus den Erfahrungen mit der Mädchenschule gelernt und die Knabenschule von Anfang an den Brüdern der Heiligen Familie überlassen. Der Pfarrer finanzierte zwar den Grundstückserwerb und den Bau der Schule, aber es wurde 1849, bis die Brüder der Heiligen Familie sich zu dritt in Ars niederlassen und mit dem Unterricht beginnen konnten.

Jedoch auch die Errichtung einer kostenlosen Knabenschule und ihre Finanzierung durch den Pfarrer dachte der Teufel noch nicht als Niederlage einzustecken. Er hatte sich etwas viel Wirksames ausgedacht, womit er meinte, den Pfarrer endgültig zu vertreiben. Damit würde er gleichzeitig auch den Pilgerstrom nach Ars zum Versiegen bringen. Nach der Niederlage auf dem Gebiet der Seelsorge durch die beiden von Ordensleuten

übernommenen Schulen blieb dem Teufel nur noch die äußerste Möglichkeit. Er würde den Pfarrer auf dem Gebiet der Nächstenliebe versuchen..

Wie aber würde er das konkret anstellen? Wir hatten schon gehört: Das Organisationstalent und die Finanzkontrolle des Vikars Raymond hatten zu Spannungen des Pfarrers nicht nur mit seiner Gemeinde, sondern gleichzeitig mit den vom Pfarrer gegründeten Schulen geführt. Mehr noch aber stürzte die Begeisterung des Pfarrers für die modernen Züge der Theologie des Vikars den Pfarrer selbst in persönliche Konflikte. Sowohl diese Begeisterung als auch die daraus resultierenden inneren Konflikte des Pfarrers sollten nicht ohne Auswirkungen auf seine Beziehungen zu seinem geliebten Vikar bleiben.

Wir hatten es schon im ersten Seminarteil gehört: Seit seiner Kindheit hatte der Pfarrer eine intensive Beziehung zu Maria: „Maria ist meine erste Liebe“, hatte er gesagt, „ich habe sie geliebt, noch bevor ich sie kennen lernte.“ Und die Fürsprache Marias hatte ihm auch in den kritischsten Situationen seines Lebens weitergeholfen. Ihrem Beistand verdankte er seine Priesterweihe. Auf ihre Hilfe konnte er sich verlassen, wo immer es Engpässe in seinem Wirken als Seelsorger gab. Darum hatte er den Marien-Erscheinungen in Frankreich als Antwort auf die Brutalität der Französischen Revolution besondere Bedeutung zugemessen.

Im September 1846 war die Jungfrau Maria zwei Kindern bei dem französischen Alpendorf La Salette erschienen. Ihre Botschaft war die Treue zu Gott und zur Kirche. Man nannte sie „die Versöhnerin der Sünder“. Diese Botschaft schien dem Pfarrer besonders wichtig.

Im September 1850 aber kam eines der Seher-Kinder von La Salette nach Ars, um mit dem heiligen Pfarrer zu sprechen. Um den Pfarrer zu entlasten, nahm sich zunächst der Vikar Raymond des inzwischen 15-jährigen Sehers Maximin an. Monsieur Raymond stellte Maximin eine Reihe kritischer Fragen über die Erscheinungen. Danach war der Seher eher verwirrt als erbaut. Am nächsten Morgen ermöglichte ihm der Vikar ein kurzes Gespräch mit dem Pfarrer. Auf die Frage des Pfarrers, was Maximin denn in La Salette tatsächlich gesehen habe, antwortete dieser, er habe etwas gesehen, das wie eine Frau aussah, aber ob das wirklich die Jungfrau Maria war, könne er nicht sagen.

Diese Aussage des Sehers wirkte auf den Pfarrer wie ein Schock. Der Pfarrer teilte seine Zweifel an der Echtheit der Erscheinungen von La Salette sofort seinem Bischof mit. Der Bischof verständigte den zuständigen Erzbischof von Grenoble. Aufgrund der Zweifel des heiligen Pfarrers von Ars an der Echtheit der Erscheinungen aber ließ der Erzbischof von Grenoble sämtliche offiziellen Wallfahrten nach La Salette ruhen.

Niemand litt so intensiv unter dieser Situation wie der Pfarrer von Ars. Er hatte das Gewicht seiner Meinung in keiner Weise vorausgesehen. Durch das kurze Gespräch mit dem verwirrten Seher hatte er die kirchliche Anerkennung der Erscheinung Marias mit einer für die Kirche so wichtigen Botschaft in Frage gestellt. Dieser innere Konflikt belastete den Pfarrer bis zum Jahr vor seinem Tod.

Erst 1858 erbarmte sich Maria selbst des Pfarrers von Ars. Von ihr selbst bekam er ein Wort, sie wäre den Seher-Kindern von La Salette tatsächlich erschienen, die Kinder hätten das auch verstanden und zu Protokoll gegeben. Um ganz sicher zu sein, dass er bei Marias Wort nicht auf eine List des Teufels hereingefallen war, erbat der Pfarrer durch die Fürsprache Marias eine dringend benötigte Spende für eine seiner Missionen. Die Spende wurde ihm prompt ausgehändigt. Damit war er von einem der schwersten inneren Konflikte seines Lebens erlöst. Er meldete seinem Bischof, dass er nun keine Zweifel mehr an der Echtheit der Erscheinungen von La Salette hatte. Der Bischof gab diese frohe Botschaft an den Erzbischof von Grenoble weiter – und die offiziellen Pilgerfahrten nach La Salette wurden wieder aufgenommen. Im Todesjahr des Pfarrers von Ars weihte der Kardinal von Lyon eine Marien-Statue zur Erinnerung an die Erscheinung Marias in La Salette.

Was war geschehen? Durch die Zweifel des heiligen Pfarrers von Ars an der Echtheit der Erscheinung von La Salette waren von der ersten kirchlichen Anerkennung bis zur endgültigen Bestätigung sieben Jahre vergangen. Die Zweifel des Pfarrers aber entstanden durch sein knappes Gespräch mit dem verwirrten Seher. Die Verwirrung des Sehers resultierte jedoch aus dem Gespräch mit dem Vikar.

Hatte der Pfarrer von Ars in seiner Bescheidenheit seinem geschätzten Vikar zu viele und zu wichtige Bereiche der Seelsorge überlassen? Hatte der Teufel das nahezu unbegrenzte Vertrauen des Pfarrers zu seinem Vikar ausgenutzt? War dieses Vertrauen des Pfarrers zu seinem Vikar damit endgültig vorbei? Hatte der Teufel die Liebe des Pfarrers zu seinem Vikar für immer zunichte gemacht?

Nichts von alledem. Auf die vielen Fragen gibt es nur eine Antwort: Durch das unbedingte Vertrauen des Pfarrers zu Maria hatte sie ihm auch in diesem Konflikt beigestanden und ihn, wenn auch spät, von seinen Gewissensqualen erlöst. Zu der Bescheidenheit des Pfarrers war eine in der Seelsorge ebenso wichtige Tugend hinzugekommen: die Geduld. Der Pfarrer hatte sich als bescheiden und geduldig genug erwiesen, um auf eine Klärung der Situation durch Maria selbst zu warten. Dadurch hatte er dem Teufel seine empfindlichste Niederlage beigebracht. Denn Geduld und Bescheidung sind die Stärken des Teufels nicht. Wie hatte der Pfarrer von Ars seiner Gemeinde in all ihren Konflikten zugerufen? „Habt keine Angst! Fürchtet euch nicht! Es ist nur der Teufel. Der kann euch gar nichts.“

Aber die Frage bleibt: Wie konnte der Pfarrer, wenn auch nicht ohne erhebliche innere Überwindung, zu solch einem Ausruf kommen? Zu Beginn seiner Zeit in Ars hatte er den Schlaf- und Nahrungsentzug, den er von Pfarrer Balley in Ecully als den direktesten Weg zum Himmel mitgebracht hatte, seiner erstaunten Gemeinde in Ars noch mit den Worten erklärt, nichts wäre dem Teufel so verhasst wie die Art, sich durch den Verzicht auf Schlaf und Nahrung gegen die Leidenschaften des Körpers zu wehren. Die Bauern von Ars waren zwar beeindruckt von den langen nächtlichen Gebeten des Pfarrers. Der Hausarzt verstand nicht, wie man ein solches Arbeitspensum mit so wenig Nahrung bewältigen konnte. Niemand hatte je eine größere Bescheidung bei einem Menschen gesehen. Aber was der Pfarrer ihnen vorlebte, erschien ihnen nicht nur übertrieben, sondern vor allem geheimnisvoll. Zur Nachahmung konnten sich die wenigsten entschliessen. Aber davon hatte der Pfarrer ihnen auch abgeraten.

Den Teufel aber brachte das Verhalten des Pfarrers nur noch mehr in Rage. Selbst wenn der Pfarrer sich durch den anhaltenden Verzicht auf Schlaf und Nahrung geschützt fühlte vor den Leidenschaften des Körpers, versuchte der Teufel auf andere Weise, den Pfarrer aus dem Gleichgewicht und der Gelassenheit zu bringen, er wollte ihm unbedingt seine gute Laune und seinen Humor verderben. Dazu gab es nicht nur die schon erwähnten nächtlichen Ruhestörungen durch die im Zimmer gleitenden Möbel, einschließlich des Bettes, in dem der Pfarrer zu schlafen versuchte, sondern es gab auch das Geräusch von Wagen, die über seine Zimmerdecke rollten, und von Ratten, die singend über seine Bettdecke liefen. Dazu kamen Schreie: „Vianney, hau endlich ab!“ und „Vianney, wir kriegen dich doch!“ Schließlich kam dazu die Auseinandersetzung mit dem Vikar Raymond und der Gemeinde, die zweifellos mehr innere Energien verschlangen, als sie an äußeren Hilfen brachten, nicht zu vergessen: die für den Pfarrer außerordentlich bedrückende und innere Kräfte verschlingende La Salette-Affaire.

Es scheint darum allzu verständlich, dass der Pfarrer gegen Ende seines Lebens ausrief: „Einmal auf den Eigenwillen verzichten ist mehr wert als dreißig Tage fasten.“ Das hinderte ihn freilich nicht daran, genauso wenig zu essen und zu schlafen wie in seinen frühen Jahren. Aber dieser Ausspruch zeugt von einem langen inneren Weg, um nicht zu sagen, von einem andauernden zähen Kampf, der ihn zu dieser Einsicht führte.

Die frühere Aussage, dass Schlaf- und Nahrungsentzug der beste Schutz gegen die Versuchungen des Teufels ist, war zweifellos die vom Pfarrer nach Ars mitgebrachte Erfahrung des Jansenismus. Einige wenige Daten mögen zeigen, wie verbreitet und wie zählebig diese auf den katholischen Bischof Cornelius Jansenius zurückgehende Lehre war. Der Bischof hatte aus den Werken des heiligen Augustinus herausgelesen, man könne sich seine Heiligkeit durch die unfehlbare Wirkung der Gnade Gottes verdienen, wenn man nur die christliche Moral konsequent anwendet. Schon zu Lebzeiten hatte Bischof Jansenius mehrfach Schwierigkeiten mit dem Heiligen Offizium bekommen wegen seiner auf den heiligen Augustinus zurückgeführten Darstellung der Gnade und ihrer Wirkung. Als 1640 posthum das dreibändige Werk von Bischof Jansenius über den heiligen Augustinus erschien, wurde es von Rom sofort auf den Index gesetzt. Es hatte aber dennoch in ganz Europa einen so erheblichen Erfolg, dass es in den einzelnen Ländern zur Bildung unterschiedlicher jansenistischer Schulen kam.

Das geistliche Zentrum des Jansenismus war und blieb lange Zeit das Zisterzienserinnen-Kloster Port Royal. Allerdings wurde es 1710 von König Ludwig XIV. geschliffen. Aber auch das tat der Verbreitung des Jansenismus im Europa des 18. und 19. Jahrhunderts keinen Abbruch. Weite Teile der Kirche wendeten sich gegen das römische Verbot, offenbar weil man meinte, im Jansenismus ein wirksames Mittel gegen den vorherrschenden einseitigen Rationalismus gefunden zu haben. Wenn noch bis in das 20. Jahrhundert in gewissen karitativen Klöstern als oberste Devise galt, man müsse sich „den Himmel verdienen“, nämlich heilig werden durch die eigene Leistung und den freiwilligen Verzicht, dann kann man darin durchaus die letzten Auswirkungen des Jansenismus sehen.

Zur prophetischen Größe der kleinen heiligen Therese von Lisieux, dieser (fast) Zeitgenossin des Pfarrers von Ars, gehört zweifellos, die letzten Reste des Jansenismus getilgt zu haben. Sechs Wochen vor ihrem qualvollen Krebsstod schreibt Thereses Mutter ihrer sechszehnjährigen Tochter Pauline: „Du möchtest für mich leiden. Da wäre ich aber sehr böse, Du willst also nicht, dass ich mir den Himmel verdiene. Du willst alles für Dich, Du bist kein bisschen bescheiden, Pauline!“ (Brief vom 15. Juli 1877). Die jüngste Tochter dieser frommen Mutter, die heilige kleine Therese, wurde von Gott einen anderen Weg geführt. Im kurz vor ihrem Tod mit 24 Jahren geschriebenen „Weiheakt an die barmherzige Liebe“ heißt es: „Ich will keine Verdienste für den Himmel anhäufen, ich will einzig um Deiner Liebe willen arbeiten... Am Abend dieses Lebens werde ich mit leeren Händen vor Dir erscheinen, denn ich bitte Dich nicht, Herr, meine Werke zu zählen.“ Aber genau Sätze wie diese waren es, welche ihre Vorgesetzten - die zum Teil ihre leiblichen Schwestern waren - meinten, aus „Gründen pastoraler Klugheit“ korrigieren zu müssen. 1925 sagte Papst Pius XI. bei der Heiligsprechung, gleichzeitig mit der Heiligsprechung des Pfarrers von Ars, die kleine Therese wäre die „größte Heilige der Neuzeit“, unter anderem wegen ihrer Lehre der Überwindung des Jansenismus, sich „den Himmel verdienen zu müssen“ durch den „kleinen Weg“ und die Barmherzigkeit Gottes.

Um auf den jungen Seelsorger Vianney zurückzukommen: Es kann als göttliche Fügung gelten, dass die Gemeinde Ars ab 1823 zu der neu gegründeten Diözese Belley mit Mgr. Devie als erstem Bischof gehörte. Denn Bischof Devie war, wie schon erwähnt, ein Schüler des heiligen Alfons von Liguori. Und im Zentrum des Lebens und Werks des hl. Alfons stand das Erbarmen Gottes und Gottes Liebe zu den Sündern, allerdings auch der Verzicht auf den eigenen Willen als Weg zum liebenden Willen Gottes. Durch den Gehorsam, mit dem er sich den Katechismus von Bischof Devie zu eigen machte, hatte der junge vom Jansenismus geprägte Vianney zu seiner priesterlichen Identität gefunden. Er hatte zu jener Berufung des Seelsorgers gefunden, die er schon im Elternhaus empfangen hatte. Zu dieser Berufung, die Barmherzigkeit Gottes zu leben und zu predigen, aber gehörte wesentlich die Bescheidung, durch den Verzicht auf den Eigenwillen den liebenden Willen Gottes und seine Barmherzigkeit erfahrbar werden zu lassen.



## **Seminar: „Mit Gott ist in der Seele allezeit Frühling“**

### **Heilung durch den heiligen Pfarrer von Ars**

#### **Teil V: Der Seelsorger**

#### **3.Vortrag: Unterscheidung**

Was sich in den letzten Lebensjahren des Pfarrers in Ars abspielte, in denen die Pilgerzahlen von 50.000 auf 100.000 pro Jahr stiegen, nannte der heilige Pfarrer: „Mein Karneval.“ Dazu gehörten außer den schon erwähnten kaum ähnlichen Porträts und den ebenso erfundenen erbaulichen Schriften ganze Ordensgemeinschaften und Bruderschaften. Man reklamierte für sich den „Geist des heiligen Pfarrers“, sobald der Gründer oder die Gründerin es geschafft hatten, ein einziges Mal beim Pfarrer zu beichten oder ihn auch nur in Ars zu sehen. Es gab auch Männer, die in eine Soutane gekleidet unter Berufung auf den heiligen Pfarrer von Ars einen Platz im französischen Seminar in Rom ergattert hatten, sich eine Privataudienz beim Papst verschafften und mit dem päpstlichen Segen für die von ihnen zu gründende „Gemeinschaft der Armen“ durch die Lande zogen, um „die Botschaft des Pfarrers von Ars“ zu verkünden, dabei von der Gastfreundschaft der jeweiligen Ortspfarrrer zu profitieren und danach in Ars von ihren „Missionen“ zu berichten.

Andere Personen hatten es geschafft, sich in unmittelbarer Nähe des Pfarrhauses und der Kirche ein Haus zu kaufen und dem Pfarrer als Leibwache zu dienen oder sich durch ihre großzügige Hilfsbereitschaft als unersetzlich für die Aufrechterhaltung des Pfarrbetriebs und der Schulen zu erweisen.

Die wenige Zeit des Tages, die der Pfarrer nicht im Beichtstuhl verbrachte, brauchte er für die Liturgie oder – von seiner Leibwache vor den andrängenden Pilgern geschützt – auf dem Weg vormittags zu den Schulen und nachmittags zu den Kranken. Seine nach wie vor kargen Mahlzeiten nahm er fast immer im Stehen im Pfarrhaus ein, soweit seine Leibwache es geschafft hatte, ihm eine Schneise zu bahnen.

Ohne diese ständig wechselnde und immer neu improvisierte Leibwache war für den Pfarrer nach der Versetzung seines robusten Vikars Raymond kein Fortkommen mehr in Ars. Selbst auf dem kurzen Weg vom Pfarrhaus zur Kirche und zu den Schulen, deren Seelsorger er bis zu seinem Tode blieb, und in deren Kapellen er die heilige Messe feierte, brauchte der kleine Mann mit der zarten Gestalt einige Männer von hohem Wuchs mit einem breiten Rücken, die ihm eine Gasse durch die ständig drängende Menge zu bahnen vermochten.

Denn wo immer man des Pfarrers habhaft wurde, versuchte man nicht nur, ihn aufzuhalten, um ihm Fragen über das persönliche Schicksal zu stellen, sondern man riss ihm kleine Fetzen aus seiner zerschissenen Soutane und schnitt sich einige von seinen langen Haaren ab, um sie als Reliquien mit in die Heimat zu nehmen oder sie auf halbem Weg zu verkaufen, wenn das Geld zur Heimreise nicht mehr reichte.

Ein gescheiterter Priester, der mit Devotionalien handelte, ein pensionierter Architekt, ein Adliger, dessen Frau vom heiligen Pfarrer geheilt wurde, ein an Skrupeln leidender Landwirt, ein ehemaliger Ordensmann, sie alle verliehen ihrer Ehrfurcht vor dem Pfarrer mit ihren Ellenbogen Ausdruck, wenn sie für kürzere oder längere Zeit im „Karneval“ von Ars ihrer Frömmigkeit eine Bleibe zu verschaffen suchten.

Wir hatten es im zweiten Vortrag im Zusammenhang mit den Ereignissen um die Marien-Erscheinungen von La Salette schon gehört: Die Meinung des heiligen Pfarrers von Ars in der französischen Kirche hatte ein von ihm selbst ungeahntes Gewicht bekommen. Einen Pilgerort mit einem Andrang wie in Ars gab es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in ganz Europa nicht. Das ebenso abgelegene Lourdes wurde durch die Erscheinungen von 1858 und ihre kirchliche Anerkennung von 1862 erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts bekannt.

Und dennoch war der Pfarrer von Ars nach wie vor überzeugt von seiner Unwürdigkeit und Unfähigkeit für seine Aufgaben. Man kann an seinen Aussagen feststellen, je turbulenter die Formen der Ansturm der Pilger annahm, desto mehr war er überzeugt davon, fehl am Platz zu sein. Auf die diskrete Anfrage des Vikars Toccanier, ob ihn im Angesicht seines Ruhmes nicht manchmal die Versuchung des Stolzes überkäme, antwortete der Pfarrer: „Lieber Freund, meine Versuchung ist nicht der Stolz, eher die Verzweiflung.“

Hier bot sich dem Teufel freilich eine weitere Angriffsfläche, die keineswegs neu war. Denn von seiner Unfähigkeit überzeugt war der Pfarrer schon seit seiner Jugend. Wir haben es mehr als einmal gesehen, dieses Bewusstsein seiner Unfähigkeit beruhte nicht nur auf seiner Bescheidenheit wegen der begrenzten Lernfähigkeit, sondern mehr noch auf seiner Demut. Um es noch einmal zu sagen: Für den heiligen Thomas von Aquin ist Demut nichts anderes als Realismus: Gott ist alles, ich bin nichts.

Wenn es überhaupt denkbar ist, dann steigerte sich dieses Bewusstsein der Demut noch im Leben des Pfarrers von Ars. Es nahm zum Teil kuriose Formen an, die zumindest psychologisch kaum erklärbar sind. Je mehr sich der Sturm der Pilger auf Ars entfesselte, desto mehr drängte es den Pfarrer, Ars zu verlassen. Er hatte nicht das geringste Gespür dafür, dass sich alles in Ars allein um seine Person drehte. Die Tatsache, dass man ihm statt Monsieur Raymond den etwas reiferen und erfahreneren Monsieur Toccanier als Vikar gegeben hatte, war für den Pfarrer ein sicheres Zeichen, dass man ihn in Ars nicht mehr brauchte, so dass er sich nun guten Gewissens nach dem seit Jahren ersehnten Trappistenkloster umsehen konnte. Einer seiner Biografen schreibt: Die meisten Menschen packt der Teufel bei ihrem Stolz, den Pfarrer von Ars suchte er bei seiner Demut zu erwischen. Wenn er ihm schon nicht das Fluchen beibringen konnte, dann lag er ihm mit den monastischen Gelübden in den Ohren. Der sorgfältig geplante letzte Fluchtversuch von 1853 wurde durch die Gemeinde verhindert. Man hatte ihn nach seiner kurzen Flucht zurück in den Beichtstuhl getragen. Und der Pfarrer hatte vor seiner Gemeinde bekannt: „Ich habe mich aufgeführt wie ein kleines Kind.“ Wieder hatte sich die Bescheidung des Seelsorgers bewährt. Der Pfarrer hatte sich dem Votum seiner Gemeinde gefügt. Aber zu dieser Bescheidung kam noch eine Unterscheidung der Geister, wie sie der Seelsorger dringend braucht. Der Pfarrer hatte die verlockende Flucht in die ständige Anbetung weit von Ars als Lockmittel des Teufels durchschaut. Der Fluchtversuch hatte sich als Versuchung entpuppt. Seiner Gemeinde hatte der Pfarrer es zu verdanken, dass der Teufel eine weitere Niederlage einstecken musste. Aber natürlich war das noch nicht der letzte Versuch des Teufels. Denn so schnell gibt der Teufel nicht auf. Er versucht es nur immer wieder mit einem anderen Trick.

Ohne die tatkräftige Hilfe von Monsieur Raymond lag die Gefahr nahe, dass der ständige Pilgerstrom dem Pfarrer über den Kopf wuchs. Also war er bemüht, freiwillig unterzutauchen. Er beobachtete den Dorftrotteln von Ars genau und versuchte, sich zu verhalten wie er. Er wollte sich durch nichts von seinem Karneval unterscheiden. Denn der Teufel suchte den Pfarrer dadurch zu demütigen, dass der Pfarrer meinte, immer noch nicht demütig genug zu sein. Aber zu viele Kardinäle, Theologie-Professoren, Generäle, Rechtsanwälte, Politiker und Industrielle kamen nach Ars, um beim heiligen Pfarrer Rat zu suchen. Und sie fanden bei ihm Rat, wenn auch sicher einen anderen als den erwarteten Rat. Vom Pfarrer von Ars konnte man keinen anderen Rat erwarten als die Torheit des Evangeliums. Denn dem heiligen Pfarrer blieb nichts übrig, als das zu sein, was er war, nämlich heilig. Aber von nichts war er in seinem Bewusstsein weiter entfernt als von der ersehnten Heiligkeit.

Seine Haushälterin Catherine Lassagne überraschte den Pfarrer eines Tages beim Flickern seiner Hose. Auf ihr erstauntes Gesicht bekam sie zu hören: „Wenn ich schon nicht zum Pfarrer taue, vielleicht kann ich mich als Schneider versuchen.“ Die täglich 15-17 Stunden Beichtthören ohne Feiertag, ohne Urlaub und ohne Exerzitien hätten ihn leicht zum ständigen Hersagen eines erprobten Beicht-Schemas verführen können. Aber die Tausende, die bei ihm beichteten, berichteten übereinstimmend, die Reaktionen des Pfarrers wären

maßgeschneidert gewesen. Auch wenn er den größeren Teil der Buße jeweils auf sich nahm, waren manche erstaunt von der Härte seiner Bußen, sowohl von deren Qualität als von ihrer Quantität. Wie kam er dazu? Was wollte er mit der Beichte erreichen?

Die Beichte war für den heiligen Pfarrer keine Vorwegnahme der Psychoanalyse. Er arbeitete nicht im Stundentakt. Er ließ sich nicht auf kontroverse Diskussionen über das Wesen der Sünde ein. Er brauchte zwei bis drei Minuten. Man hörte ihn rufen: „Schade! Schade! Schade! Gott ist die Liebe! Jesus hat dich lieb!“ Das war alles. Die Beichte war für ihn auch keine Voraussage des Taschenrechners. Er fragte nicht: „Wie oft?“ Und auf so viele Sünden gab er so viele Pater Noster und Ave Maria als Buße. Die Beichte war für ihn nicht dazu da, dass der Sünder guten Gewissens weiter sündigte.

Was der Pfarrer erreichen wollte, war *metanoia*. Aber *metanoia* war für ihn nicht irgend eine selbstprogrammierte Bekehrung, damit man sich als Sünder durch die Lossprechung „wohl fühlen“ konnte. Man konnte auch nicht ungestört vorausberechnen, wie viel „Buße“ welche Sünde kostet. *Metanoia* hieß für den Pfarrer, durch Gottes Erbarmen ein neues Leben beginnen. Dazu aber bedurfte es der Begegnung mit dem lebendigen Gott. Mit einem Gott der Barmherzigkeit. Mit einem Gott, der die Menschen liebt. Mit einem Gott, der Mensch geworden ist, um sein Leben für die Menschen hinzugeben. Mit einem Gott, mit dem man leiblich auferstehen konnte wie Er.

Zur Seelsorge brauchte es Unterscheidung. Sünde war für den Seelsorger Vianney vor allem Resignation: nicht mehr zu hoffen, dass es einen Gott gibt, der sich meiner erbarmt. Mich absondern von dem Gott, der mich liebt, weil ich nicht mehr an diese Liebe glaube.

Bei der Sünde geht es nicht zuerst um die Übertretung der Gebote. Sünde ist der endgültige Tod, die Verweigerung des Kreuzes und der Auferstehung als Quelle neuen Lebens.

Das war die Botschaft von Ars, die Tausende bewegte: Nicht Bosheit steht der Heiligkeit entgegen, sondern Lauheit. Der Mensch wird gerettet durch das Kreuz und die Auferstehung - und nicht zuerst durch die Beachtung der Gebote. Heiligkeit bedeutet, das heilende Opfer Christi zu wollen, anstatt sich in der Erfüllung der Gebote zu spiegeln. Die Eucharistie ist dieses heilende Opfer der Liebe Christi. Für die Lauheit der Christen ist ein Freundesmahl bekömmlicher. Ebenso kann eine Wohlfühl-Beichte zur Lebensberatung nach Übereinkunft werden. Mit dem vielköpfigen Drachen der Selbstverliebtheit ist es besser, sich nicht zu arrangieren, sondern zu kämpfen. Denn die Rettung besteht nicht in frommer Selbstbespiegelung, sondern im Kreuz Christi und in seiner Auferstehung.

Sünde ist für den Seelsorger Vianney keine Theorie. Er konnte die Sünde nicht nur sehen in den Herzen der Menschen, er konnte sie hören und riechen und fühlen. Und er wusste, nicht die Menschen sind der vielköpfige Drachen, sondern die Menschen sind eher die Opfer des Bösen. Deswegen brauchen sie die Erlösung durch das Liebesopfer des Kreuzes. Und sie brauchen die Unterscheidung des Seelsorgers. Die Berufung und die Unterscheidung des Seelsorgers besteht darin, „die Sünde zu hassen und den Sünder zu lieben“, wie der heilige Augustinus sagt.. Das Erbarmen des Seelsorgers aber besteht nicht in der Sorge, dass der Mensch sich wohlfühlt, sondern dass der Sünder sich bekehrt und lebt.

Wir wissen wenig von dem, was der Pfarrer den Beichtenden im Beichtstuhl geraten hat. Das zu berichten, war der Pfarrer zu diskret. Und ihn danach zu fragen, war die Ehrfurcht zu groß. Aber wir wissen vom Strom der Heiligen, Zyniker, Lauen und Gleichgültigen, die aus dem Beichtstuhl von Ars herauskamen, dass der Schleier des Selbstbetrugs zerrissen war und ihr Herz weit offen für Gott und für den Nächsten. Denn in dem Priester, dem sie begegnet waren, waren sie Gott begegnet - und ihrer unendlichen Sehnsucht nach Gott.

Die Gabe der Unterscheidung des Pfarrers, Gottes Berufung menschlicher Schicksale zu erkennen, konnte kuriose Formen annehmen. Ein junger Mann war einem Freund aus purer Neugier nach Ars gefolgt, „um sich dieses Theater mal anzuschauen“. Um sich von den frommen Pilgern zu unterscheiden, hatte er sein Gewehr

und seinen Jagdhund mitgebracht zum Gottesdienst. Der Pfarrer rief ihm zu: „Ich wünschte, Ihre Seele wäre so schön wie Ihr Hund!“ Der junge Mann ging zur Beichte, danach trat er in den Trappistenorden ein.

Einer unbekanntem Dame, die es eilig hatte und die Hoffnung auf eine Beichte bereits aufgab, rief der Pfarrer im Vorübergehen zu, sie solle ihren Sohn nur heiraten lassen, denn von dieser von der Mutter unerwünschten Ehe würde großer Segen ausgehen.

Einer anderen Dame aus der Pariser Gesellschaft, die aus Langeweile von ihrer Villa im Süden über Ars nach Paris gefahren war, weil sie das Abenteuer reizte, sagte der Pfarrer in der Beichte, er könne ihr nicht die Lossprechung geben, solange sie nicht ihr freizügiges Leben in Paris und ihren Wohnsitz in dieser Stadt aufgäbe, weil sich ohne den Wechsel ihrer Umgebung ihr Leben nicht ändern würde. Sie übersiedelte ganz in den Süden – und begann ein neues Leben.

Einer ebenfalls unbekanntem Dame, die nach Ars gekommen war, den Selbstmord ihres Mannes zu betrauern, rief er im Vorübergehen zu, sie brauchte sich keine Sorgen zu machen, beim Sprung von der Brücke hätte der Mann seine Sünden erkannt, und bis er im Wasser war, hätte er die Sünden bereut. Als seine Frau brauchte sie nur noch für ihn zu beten.

Einem Jungen verweigerte der Pfarrer den Segen einer Medaille, weil er merkte, diese Medaille war frisch geklaut.

Eine ganze Reihe von „Gläubigen“ übergang er bei der Austeilung der Kommunion, weil er wusste, sie hatten den damaligen Geboten entsprechend nicht drei Stunden zuvor gefastet. Die „Gläubigen“ mussten bekennen, dass er in jedem Fall Recht gehabt hatte.

Einer Dame, die quer durch die Kirche schrie, nicht einmal im Vatikan hätte sie warten müssen, rief er zurück, wenn die Kaiserin beichten wolle, müsse sie auch in der Schlange warten.

Unter den Pilgern erzählte man sich, die Kaiserin wäre tatsächlich zum Beichten zum Pfarrer von Ars gekommen, aber in der Tracht einer Bäuerin, um nicht den Journalisten in die Hände zu fallen. Diese Geschichte ist leider nirgendwo belegt, von einer ganzen Reihe Prominenter weiß man aber, dass sie verkleidet oder mit Perücken in Ars erschienen, weil sie die Journalisten und das Geschwätz der Leute fürchteten.

Der Pfarrer wusste meistens sofort, mit wem er es zu tun hatte, aber als Seelsorger gab es für ihn kein Ansehen der Person, nur die unbedingte Liebe zu den Sakramente der Kirche, um die Menschen auf dem geradesten Weg zu Gott und seiner Liebe zu bringen. Auf die von Tränen begleitete Frage einer Dame, wie man den oft so schwierigen Weg zu Gott finden könnte, antwortete er in der gewohnten Kürze: „Gerade aus. Wie eine Kanonenkugel.“

Typisch für den Seelsorger und seine Gabe der Unterscheidung scheint es schließlich, dass mehrere medizinisch nicht erklärbare Heilungen mit dem Sakrament der Beichte verbunden waren. Gemeint ist damit nicht die Beichte des scheinbar unheilbaren Kranken, sondern der Begleitperson. Man denkt unwillkürlich an die Stelle am Beginn des Markus-Evangeliums, als die vier Freunde den total Gelähmten erst aufs Dach hieven, um ihn dann vor die Füßen Jesu niederzulassen. Dort heißt es: „Als Jesus *ihren* Glauben sah, sagte er (zu dem Gelähmten): Deine Sünden sind dir vergeben“ (Markus 2,5). Später sagt Jesus dann zu den zweifelnden Pharisäern: „Was ist leichter, zu dem Gelähmten zu sagen: Deine Sünden sind dir vergeben, oder zu sagen: Steh auf, nimm deine Bahre und geh umher?“ (Markus 2,9)

Ein Beispiel von etwa dreißig beglaubigten solcher Heilungen mag genügen. Die Arbeiterin Anne Devoulet schob ihren achtjährigen verkrüppelten Sohn in einem klapprigen Handwagen durch die Pilgermenge in Ars. Sie ging erst zur Beichte, dann bat sie den Pfarrer um seinen Segen für ihren verkrüppelten Sohn. Der Pfarrer küsste den Sohn auf die Stirn und befahl ihm, zu gehen. Der Junge krabbelte zunächst durch die Sakristei, dann sprang er auf, lief durch die Kirche und tobte auf dem Vorplatz.

In mehr als einer Hinsicht ist diese Begebenheit bezeichnend für den Pfarrer als Seelsorger mit der Gabe der Unterscheidung. Auch wenn er sich oft verloren vorgekommen sein mag als Narr in seinem Karneval – der Pfarrer war niemals allein, immer und überall durfte er auf die Nähe Gottes hoffen. Die Nähe Gottes aber offenbarte sich dem Seelsorger in jener Gemeinschaft der Menschen, die der Apostel Paulus Leib Christi nennt. Der Apostel sagt: „Wo ein Glied leidet, leiden alle Glieder. Wo ein Glied geheilt wird, werden alle geheilt“ (1 Kor 12,26).

Durch die Beichte der Mutter wurde der Sohn erlöst, durch Christus als Quelle des Lebens empfing er neues Leben. Er wurde aufgenommen in den Kreislauf des Leibes Christi. Als Seelsorger wusste der Pfarrer zu unterscheiden: Die Mutter hat nicht bei *ihm* gebeichtet, sondern bei *Gott*. Ihre Beichte war nicht nur das Privileg des Individuums, sondern durch die Heilung des Sohnes wurde deutlich, was dieses Sakrament in Wahrheit ist: Heilung des Leibes Christi. Durch diese Beichte wurden nicht nur die Mutter und der Sohn geheilt, sondern der ganze Leib Christi in den vielen Menschen, die dieses Wunder staunend erlebten.

Darin bestand die Gabe der Unterscheidung der Pfarrers von Ars als Seelsorger vor allem. Durch die Gnade der Christus-Nähe konnte er sich die Kirche gar nicht anders vorstellen. Sie war für ihn der Leib Christi. Jede einzelne Heilung bedeutete für ihn die Heilung des ganzen Leibes,

**Seminar: „Mit Gott ist in der Seele allezeit Frühling“**

**Heilung durch den heiligen Pfarrer von Ars**

**Teil VI: Der gute Hirte**

**1.Vortrag: Mitleiden – Kirche als Leib Christi**

Einen „bedauerlichen Störfall des 19.Jahrhunderts“ nannte ein Freidenker aus der Umgebung von Ars das Leben des heiligen Pfarrers, als dieser 1859 gestorben war.

Der wissenschaftliche Atheismus des 19.Jahrhunderts feierte sich gern selbst mit seinen großen Denkern wie Darwin, Marx und Nietzsche. Ihnen aber standen so „bedauerliche Störfälle“ gegenüber wie der heilige Pfarrer von Ars, die heilige kleine Therese von Lisieux und der selige Kardinal Newman. Diese „Störfälle“ allerdings meinte man ruhigen Gewissens vergessen zu können.

Wir müssen uns freilich fragen, ob dieser kleine heilige Pfarrer wirklich nur den wissenschaftlichen Atheismus des 19. Jahrhunderts gestört hat, der sich schon auf dem Gipfel seines Triumphes wähnte. Vielleicht ist der heilige Pfarrer von Ars sogar für die heilige Kirche des 19. und der folgenden Jahrhunderte zu einem Störfaktor geworden, den man am liebsten gar nicht mehr wahrhaben möchte. Als Papst Johannes Paul II. bei der Planung seines Pastoralbesuches in Frankreich 1986 eine Andeutung machte, er wolle von Paris einen Abstecher nach Ars machen, bat ihn ein Teil der Französischen Bischofskonferenz, doch bitte darauf zu verzichten, um einem als Vorbild für die Pastoral so unzeitgemäßen Priester wie Jean-Marie Vianney nicht noch mehr unnötige Aufmerksamkeit zu verleihen, als ihm durch seine Heiligsprechung 1925 und seine Erhebung zum Patron aller Pfarrer 1929 schon gewidmet worden ist. Aber entgegen dem Wunsch der Bischofskonferenz hielt Papst Johannes Paul II. am 6. Oktober 1986 einen Einkehrtag für 6000 Seminaristen, Priester und Bischöfe in Ars. Dabei sagte er unter anderem: „Im Pfarrer von Ars haben wir einen unvergleichlichen Hirten. Er bleibt für uns alle ein unerreichtes Vorbild, sowohl in der Ausführung des Dienstes als auch in der Heiligkeit des Dieners.“ Dennoch schaffte es die Kirche des 20. Jahrhunderts, den heiligen Pfarrer von Ars weitgehend zu vergessen.

Im 21. Jahrhundert erklärte Papst Benedikt XVI. den heiligen Pfarrer von Ars zum Patron des Priesterjahres 2009/2010. Zum Abschluss dieses Priesterjahres sagte er am Herz-Jesu-Fest 2010 vor 17.000 Priestern und Bischöfen in Rom: „Vom Pfarrer von Ars haben wir uns führen lassen, um Größe und Schönheit des priesterlichen Dienstes neu zu verstehen... Der Priester tut etwas, das keiner aus sich heraus tun kann: Er spricht im Namen Christi das Wort der Vergebung für unsere Sünden, und er ändert so von Gott her diesen Zustand unseres Lebens.“

Noch heute fragen sich Theologen, wie ein so gebildeter Papst einen so ungebildeten Pfarrer zum Patron des Priesterjahres ernennen konnte. Noch immer scheint dieser Priester „ohne Theologie“, wie manche meinen, der bedauerliche Störfall eines gewissen kirchlichen Betriebs.

Wodurch wirkt dieser Pfarrer mehr als 150 Jahre nach seinem Tod immer noch so störend in jenem kirchlichen Betrieb, dem Papst Benedikt durch das Priesterjahr neue Akzente zu setzen versuchte?

Dieser sechste Teil unserer Seminarreihe steht unter dem Thema des guten Hirten. Das war zweifellos der umfassendste Aspekt der Berufung des Pfarrers von Ars. Schon der fünfjährige Bub ist vom Vater als Hirt des einen Esels und der zwei oder drei Schafe, die der Familie gehörten, ausgesandt worden. Und er hat diese

Sendung des Hirten zur Sendung des guten Hirten werden lassen, indem er heimlich beim Hüten der Tiere seinen Kameraden die frohe Botschaft verkündete. Mit ihnen hat er Prozessionen zur Ehre Gottes veranstaltet, heimlich und unter Lebensgefahr durch die Guillotine der Revolution.

Dabei war es bereits für den Hirtenbub selbstverständlich, die Kirche „von oben“ zu sehen: von unserer wahren Heimat, dem Himmel her. Kardinal de Bonald, der damalige Erzbischof von Lyon, hatte das bei einem Besuch im Pfarrhaus von Ars wenige Jahre vor dem Tod des Pfarrers gesagt: „Der sieht die Kirche von oben.“ Ein Bauer aus Ars hatte es drastischer ausgedrückt: „Der Pfarrer redet so vertraut vom Himmel, als hätte er da schon gewohnt.“

Wir wissen nicht, wo und wie der junge Vianney die Gnade dieser für ihn so selbstverständlichen Sichtweise empfangen hat, ob nur vom konkreten Glauben der Eltern oder auch von den „heimlichen“ Priestern, die zur Zeit der Revolution im Elternhaus aus- und eingingen.

Auf jeden Fall war diese Sicht der Kirche „von oben“ schon für das Kind verbunden mit einer anderen Tatsache: Christ sein heißt mitleiden, weil Christen durch die Taufe leidende Glieder werden an dem einen Leib Christi. Durch das Sakrament der Taufe dürfen wir uns geborgen fühlen in der Kirche als Leib Christi, denn diese Kirche ist eben keine Organisation und kein Verein, sondern ein uns von Gott geschenkter lebendiger Organismus. Jedes Glied an diesem Leib ist gleich würdig und gleich wichtig, weil jedes Glied gleich mit Christus leidet und dadurch beiträgt zur Erlösung aller Menschen. Das wird das Thema des ersten Vortrags sein.

Damit sind wir auch schon beim Thema des zweiten Vortrags. Dass alle Menschen mitwirken dürfen an der Erlösung durch die Taufe heißt nicht nur, dass jeder Mensch geborgen ist im Leib Christi als eines seiner Glieder, sondern auch dass jeder wach sein muss für die Bedürfnisse der anderen. Kirche „von oben“ sehen, heißt nicht nur, ihre Hierarchie als heilige Herrschaft zu verstehen, sondern auch als heiligen Ursprung. Als heiliger Ursprung durchflutet die Hierarchie den ganzen Leib Christi mit lebenspendender Heiligkeit. Diese Heiligkeit der Kirche hat Jean-Marie schon als Hirtenjunge seinen Kameraden vermittelt. Durch sein Leben als Pfarrer hat er es mit seiner Gemeinde in Ars und mit den Tausenden Pilgern, die sich dort um ihn scharten, zu teilen versucht. Darin bestand seine Berufung zum guten Hirten.

Damit kommen wir zum Thema des dritten Vortrags: Ist Hierarchie das Wachsein für den heiligen Ursprung, dann kann Autorität keine Machtausübung sein. Das ist auch gar nicht der Sinn dieses Wortes. *Autorität* kommt vom lateinischen Verb *augere* und bedeutet „Wachsen lassen“. Die sprichwörtliche Gelassenheit, mit der Jean-Marie Vianney von seiner so bedrohten Kindheit bis zu seinem letzten Atemzug den äußeren Ereignissen wie den inneren Spannungen begegnete, dürfte sich kaum anders als aus der geschenkten Sicht der Kirche „von oben“ erklären lassen: Bei aller Einsicht seiner Unwürdigkeit und Unfähigkeit konnte er nichts anderes tun, als mit Gott zusammen die Schöpfung staunend und dankbar wachsen zu lassen.

Beginnen wir nach dieser Einleitung mit dem ersten Vortrag: Was bedeutete für den heiligen Pfarrer von Ars Kirche als Mitleiden am Leib Christi? Fangen wir beim Anfang an: mit der Aussage seiner älteren Schwester, man haben den Dreijährigen zwischen zwei Kühen versteckt auf den Knien betend gefunden.

Wir können dem dreijährigen Jean-Marie nicht gut unterstellen, er hätte erfasst, was die Französische Revolution mit all ihrem Grauen und ihren Wirrnissen für die Zukunft Europas bedeutete. Er kann mit seinen drei Jahren auch kaum gewusst haben, dass die „heimlichen“ Priester, die in seinem Elternhaus ein- und ausgingen und dort Messen hielten und Beichten hörten, für ihren Glauben ihr Leben riskierten. Es dürfte aber nicht übertrieben sein zu sagen, es gab bereits bei dem Dreijährigen eine Intuition: Das Einswerden mit Christus ist eine Wirklichkeit auf Leben und Tod. Diesem Einswerden mit dem leidenden Christus aber verdankt er nicht nur seine Predigt, sondern seine Berufung zum guten Hirten.

Steht man staunend vor diesem Leben und fragt sich, wie hat der Pfarrer das alles aushalten können, von den Belastungen seiner Kindheit über die qualvollen Studienjahre bis zu dem Pilgeransturm der späten Jahre, und mehr noch die damit verbundenen psychischen Zerreißproben und geistlichen Spannungen, dann gibt es nur eine Annäherung an dieses Geheimnis: das Einswerden mit dem leidenden und liebenden Christus, dem Gekreuzigten wie dem Auferstandenen.

Aber diese Christusnähe war nicht nur eine unendlich intime und darum individuelle Beziehung, sondern sie war von frühester Kindheit bis zu seinem Tod verbunden mit dem Leib Christi, mit jedem einzelnen Glied und dem gesamten Organismus dieses Leibes, der Kirche.

Nur dann, wenn einem von Anfang an geschenkt worden ist, diesen lebendigen Organismus von seinem heiligen Ursprung, von unserer wahren Heimat im Himmel her zu leben, wird man ihn auch als „Kirche“ erleben können, als die durch die Taufe „Herausgerufenen“, in deren Gemeinschaft man sich geborgen fühlen darf. Jean-Marie Vianney ist am Tag seiner physischen Geburt getauft worden, also geistlich geboren worden. Das war zwar damals vielerorts üblich, es dürfte aber trotzdem kein Zufall gewesen sein. Denn seine Zugehörigkeit zur Kirche dürfte ihn so entscheidend geprägt haben, als sei diese mystische Zugehörigkeit zum Leib Christi identisch mit der physischen Zugehörigkeit zu seiner Familie. Das heißt aber auch, Mitleiden an diesem Leib war für ihn von Anfang seines Lebens an eine so selbstverständliche Gegebenheit, dass er sich gar nichts anderes vorstellen konnte. Und Mitleiden bedeutete nicht nur eine passive Wirklichkeit, an der man nichts ändern konnte, weil sie vorgegeben war, sondern Mitleiden bedeutete auch Mitverantwortung als aktive Realität des guten Hirten.

In der Liturgie zum Fest des heiligen Pfarrers von Ars findet sich die Ezechiel-Stelle vom Wächter, der vor Gott verantwortlich ist – verantwortlich nicht nur für sein eigenes Leben, sondern mit derselben Intensität verantwortlich für das Leben des anderen und der Gemeinschaft. Diese Mitverantwortung, das Wächteramt als Aspekt des Mitleidens am Leib Christi, dürfte zumindest eine gewisse Annäherung an die geheimnisvolle Heils-Angst des Pfarrers von Ars bedeuten, die ihn bis an sein Lebensende nicht losgelassen hat, sich als Pfarrer für seine Gemeinde vor dem Gericht Gottes verantworten zu müssen. Denn bei aller Intensität hatte auch diese Heils-Angst nichts Krankhaftes. Als ein Aspekt des Mitleidens am Leib Christi ist sie eher gebunden an die Mitverantwortung des Wächters als des guten Hirten.

Hat man schon sehr früh die Gnade empfangen, die Kirche als Leib Christi von unserer wahren Heimat, dem Himmel her, zu verstehen, dann ist auch selbstverständlich, dass diese Kirche auf Erden als Leib Christi niemals vollendet sein wird. Das heißt, sie wird immer lebendig bleiben, wie bedroht ihr Leben auch erscheinen mag von außen und von innen. Aber lebendig bleiben heißt auch, sie wird immer improvisiert bleiben, immer sich weiter entwickeln, niemals etwas Abgeschlossenes, Vollendetes haben. Das hat Jean-Marie Vianney von seiner Geburt in die Revolution hinein bis zu dem permanenten Chaos der nicht enden wollenden Pilgerströme seiner letzten Lebensjahre zu spüren bekommen. Und wenn er diese oft genug zwischen den Extremen hin und her schwankende Improvisation mit einer derartigen Gelassenheit hinnehmen konnte, dass mehrere Biografen von einer „ausgewogenen Lebensweise“ sprechen, dann verdankt er diese Gelassenheit ganz offensichtlich der Sicht „von oben“: Das Unvollendete, ständig Improvisierte, bedeutete für ihn Kirche als Leib Christi.

Mitleiden, Mitverantworten, Mitimprovisieren: Das verbirgt sich für den guten Hirten in dem einen Satz: „Ich will dir den Weg zum Himmel zeigen.“ Dass dieses „Pastoralprogramm“ des guten Hirten nicht am Schreibtisch entstanden ist, und dass der Pfarrer von Ars dieses Wort vermutlich niemals gebraucht hätte, weil es ihm gar nicht in den Sinn gekommen wäre, zeigt sich am nächsten Satz. Beim Anblick des winzigen Dorfes Ars soll der Pfarrer eine innere Stimme gehört haben: „Es werden Mengen hierher strömen, die dieser Ort nie zu fassen



vermag." Ob der Pfarrer wirklich in diesem Augenblick solche oder ähnliche Worte vernommen hat, werden wir nie wissen. Sicher scheint seine Vorahnung von etwas Unfassbarem gewesen zu sein, das er später mit „mein Karneval" bezeichnete. In diesem Karneval hat er einen dreißigjährigen Anschauungsunterricht erhalten, dass Kirche nichts anderes sein kann als beständige Improvisation.

Das aber heißt unter anderem, Kirche als Leib Christi kann die verschiedensten und unerwartetsten Formen annehmen. Der Grundton bei diesem Thema mit Variationen aber bleibt: Der Pfarrer kann sich sein Christsein gar nicht anders vorstellen, als eines der leidenden Glieder am Leibe Christi zu sein, wenn auch in jeder Beziehung das unwürdigste und unfähigste Glied.

Und dieser Beziehungen gab es nun wirklich nicht wenige: Zunächst war es die ihm anvertraute Gemeinde mit ihrer ganzen Gleichgültigkeit und Abgestumpftheit allem Religiösen oder gar Heiligen gegenüber, das der Pfarrer ihr vermitteln sollte und wollte. Dann waren es die Beziehungen zu den Mitbrüdern, die von dem „Neuen" vor allem seine Schlussnote im Priesterseminar von Lyon im Kopf hatten: „Völlig unfähig." Durch die Einladungen der Mitbrüder aber kamen trotzdem die Missionen in den umliegenden Dörfern zustande. Dort hatte sich zum Erstaunen der Mitbrüder so etwas gebildet wie eine Paragemeinde, der der Pfarrer seine erste Bekanntheit als Beichtvater und sogar die Bezeichnung eines „heiligen Pfarrers von Ars" verdankte. Damit verbunden war – wie konnte es anders sein – der Neid und die Verdächtigungen der Mitbrüder. Sie schrieben an den Bischof, den Pfarrer von Ars baldmöglichst zu versetzen wegen seiner Inkompetenz.. Die Gemeinde von Ars aber schrieb an den Bischof, dem Pfarrer die häufige Abwesenheit zu untersagen und ihn vor allem nicht zu versetzen. Der Pfarrer gründete darauf sechs Laiengemeinschaften, um auf diese Weise dem Zugang zu den Sakramenten in Ars eine gewisse Regelmäßigkeit und Intensität zu verleihen.

In einer derart von Gott verlassenen Gemeinde wie Ars den Himmel wieder auf die Erde zu holen, erreichte der Pfarrer als der gute Hirte noch auf eine andere Weise: Er gründete eine kostenlose ganzjährige Mädchenschule, die er *La Providence* nannte, weil sie sich allein aus der Vorsehung Gottes finanzieren musste. Aber mit dieser Gründung verfolgte der Pfarrer noch ein anderes Ziel: Es ging ihm nicht nur um die Bildung der jungen Mädchen, er wollte sie nicht länger als billige Arbeitskräfte auf den Höfen ihrer Familien lassen, vor allem nicht als Objekte der Lustbarkeit der jungen und nicht mehr ganz jungen Männer in den Wirtshäusern. Über kurz oder lang würden diese Wirtshäuser schließen müssen, denn ohne die jungen Mädchen verloren sie ihre Attraktivität. Dadurch änderte sich der Charakter des Dorflebens. Durch die tägliche 11-Uhr-Katechese des Pfarrers in der *Providence*, an der nicht nur die Schülerinnen teilnahmen, sondern nach und nach auch die Eltern, wurden die Dorfbewohner langsam, aber sicher zu einer christlichen Gemeinde. Nach zehn Jahren konnte der gute Hirt sagen: „Ars ist nicht mehr Ars."

Wenn die Spenden zur Finanzierung der *Providence* zu versiegen drohten, erbat der Pfarrer andere Zeichen der Vorsehung, nämlich Wunder. „Und alle wurden satt", wie es in der Heiligen Schrift heißt. Die Wunder in Ars aber zogen die Pilger von auswärts an. Pilger aus Neugier, wer wohl dieser heilige Pfarrer von Ars war, hatte es früher schon einige gegeben. Aber als sich herumsprach, dass dieser heilige Pfarrer auch Wunder wirken konnte, wurden aus den Dutzenden Hunderte pro Tag. Alle waren sie Leib Christi, und jeder einzelne Pilger ein Glied an diesem Leib. Jeder wollte beim heiligen Pfarrer beichten. Und jede Beichte wollte der Pfarrer auf sich nehmen. Das war sein Mitleiden am Leib Christi. Und wenn dieser Karneval aus Neugierigen, Bigotten, Zynikern, Frommen, Freidenkern und Geschäftstüchtigen Frucht getragen hat, dann sicher zu einem guten Teil durch dieses Mitleiden des Pfarrers mit jedem einzelnen Glied.

Wie in dem Seminarteil über die Beichte schon erwähnt, soll der Pfarrer eine Million Beichten gehört haben. Jede einzelne dieser Beichten machte er zu seiner eigenen, weil er sich für jeden Beichtenden vor Gott

verantwortlich fühlte. Allerdings konnte er auch die Lossprechung verweigern oder eine Beichte gar nicht anhören, wenn er „wusste“, hier kommt einer, der nur von der Neugier getrieben ist.. Ging es dem Beichtenden weder um die Erkenntnis noch um das Bekenntnis der Sünden, schon gar nicht um die Reue und Bekehrung, dann hatte eine Beichte für den Pfarrer keinerlei Sinn. Denn die erlösende Begegnung mit dem Erbarmen Gottes konnte nicht geschehen, wenn sie nicht gewollt war.

Der Tatsache, dass der Pfarrer von Ars jede einzelne der Million von ihm gehörten Beichten auf sich nehmen wollte, liegt ein Bewusstsein zugrunde, das eng mit dem Bewusstsein vom Leib Christi verbunden ist. Er wusste, wie es eine Gemeinschaft der Heiligen gibt, so gibt es auch eine Gemeinschaft der Sünder. Das lateinische Wort für die Gemeinschaft der Heiligen, *communio sanctorum*, lässt sich auf zweifache Weise übersetzen: die Gemeinschaft des Heiligen, das sind die heiligen Sakramente der Kirche, oder aber die Gemeinschaft der Heiligen, das sind die heiligen Menschen. Der Tradition entsprechend geht die Gemeinschaft der heiligen Sakramente der Gemeinschaft der heiligen Menschen voraus, denn die Menschen werden erst zu einer heiligen Gemeinschaft durch die heiligen Sakramente. Ähnlich werden erst durch das Begehen der Sünde die Menschen zu einer sündigen Gemeinschaft. Wie es keine Sünde gibt, die ohne Wirkung bleibt auf das Gesamtverhalten *eines* Menschen, so gibt es auch keine Sünde des einzelnen, die ohne Wirkung bleibt auf die Gemeinschaft aller Menschen.

Der Pfarrer von Ars wollte nicht nur die einzelne Sünde des einzelnen Sünders durch die Beichte geheilt sehen, sondern den ganzen Leib Christi. Denn durch jede einzelne Sünde wird unvermeidbar Christus weh getan. Der Pfarrer wollte jede einzelne Sünde auf sich nehmen, um Christus die Verletzungen zu ersparen. Dadurch sollte dem Teufel der „Sieg“ der Zerstörung des Leibes Christi genommen werden.

Die Frage liegt nahe: Wie hat der Pfarrer diesen ständigen Kampf dreißig Jahre à fünfzehn Stunden pro Tag durchgehalten? Man ist versucht hinzuzufügen: und das völlig auf sich gestellt, völlig allein? Aber genau das wäre die falsche Frage, denn er war eben nicht allein. Der Pfarrer von Ars lebte nicht nur in der ständigen Einheit mit Jesus und seiner Mutter Maria, sondern er wusste sich ständig umgeben von der Gemeinschaft der Heiligen und einem Heer von Engeln, auch wenn er sich je länger, desto intensiver für das unwürdigste und unfähigste Glied am Leib Christi hielt.

Versuchen wir abschließend, einige wenige der vielen Früchte aufzuzählen, die sich aus dem Mitleiden an der Kirche als Leib Christi ergaben. Wir hatten es schon wiederholt erwähnt: Die körperlichen Heilungen, die in Ars durch das Gebet und das Mitleiden des Pfarrers geschahen, waren ihm peinlich. Weil er sich ihrer nicht für würdig hielt, überließ er sie der Fürbitte der heiligen Philomena. Man hat etwa dreißig medizinisch nicht erklärbare Heilungen ärztlich bestätigt. Blinde und Taube konnten wieder sehen und hören, Gelähmte wieder gehen, Verkrüppelte richteten sich auf und sprangen davon. Einige dieser Heilungen geschahen in Verbindung mit den Sakramenten: Nach der heiligen Kommunion fand ein stummes Mädchen die Sprache wieder, bei der Kommunion wurde eine Blinde sehend. Besonders bezeichnend für die Realität des Leibes Christi scheint die im vorigen Seminarteil erwähnte Heilung eines verkrüppelten Jungen, der nach der Beichte seiner Mutter erst krabbelte, dann aufsprang und durch die Kirche davonlief, um sich auf dem Vorplatz auszutoben.

Wesentlicher aber als die körperlichen waren dem Pfarrer die geistlich-seelischen Heilungen durch das Sakrament der Beichte. Es ging ihm dabei nicht nur um die Bekehrung, sondern vor allem um die Begegnung mit der Liebe Jesu, konkret um die Geborgenheit im Leib Christi. Weil man diese Heilungen nicht sah, waren sie statistisch schwer zu erfassen. Ein Dämon schleuderte dem Pfarrer aus einer besessenen Person entgegen: „87.000 hast du uns entrissen!“ Einem anderen Dämon ist der Satz entfahren, der noch bezeichnender sein

dürfte für die Wirkung des Pfarrers als guter Hirt: „Drei von deiner Sorte auf der ganzen Welt – und unser Reich wäre erledigt!“

Ein besonders lebendiges Zeugnis für das Wirken des Pfarrers als der gute Hirt und seiner Sicht der Kirche als Mitleiden am Leib Christi sind die von ihm gegründeten Laiengemeinschaften zur Intensivierung des Gemeindelebens und die von ihm inspirierten Lebensgemeinschaften, die durch sein Gebet oder durch seine Begleitung entstanden. Man spricht wenig von ihnen, aber sie existieren zum Teil noch heute unter verschiedenen Formen und Namen als bleibende Frucht .

Wie sehr bis zuletzt die Gemeinde dem Pfarrer von Ars als dem guten Hirten am Herzen lag, lässt sich aus der Tatsache ersehen, dass ihm trotz aller Pilgerströme in seinem Todesjahr nicht entgangen war, dass fünf von den fünfhundert Seelen seiner Gemeinde an Ostern nicht zur Beichte und zur heiligen Kommunion erschienen waren. Er war sicher, dass er für sie bei Gott Verantwortung tragen müsste.

## Seminar: „Mit Gott ist in der Seele allezeit Frühling“

### Heilung durch den heiligen Pfarrer von Ars

#### Teil VI: Der gute Hirte

#### 2.Vortrag: Wach sein - Hierarchie als heiliger Ursprung

Die Mitbrüder des Pfarrers von Ars äußerten sich immer wieder erstaunt, wie selbstverständlich der Pfarrer kirchliche Weisungen im Gehorsam annahm. Um nur ein Beispiel zu nennen: Bei der Vielzahl seiner Tätigkeiten war ihm nichts so wichtig wie das Stundengebet der Kirche, bei seinen vielen Reisen in die umliegenden Gemeinden war das Brevier oft sein einziges Gepäckstück. Von ihm meinte er, sich nicht trennen zu können.

Warum machte ihm der Gehorsam so wenig Mühe? Wie konnte er bei allen zeitraubenden Anforderungen zur Überzeugung kommen, Gehorsam vermittelt Geborgenheit?

Eine erste Erprobung seines kirchlichen Gehorsams dürfte die Hundert-Kilometer-Fußwallfahrt zur Priesterweihe in Grenoble gewesen sein. Es war die längste Reise, die der Pfarrer je unternahm. Und ungefährlich war sie keineswegs. Denn die Region zwischen Lyon und Grenoble war 1815 von der österreichischen Armee besetzt. Und der kleine Mann mit der schäbigen Soutane, dem Brevier und der eingerollten Albe als einzigen Gepäckstücken schien den Besatzungssoldaten verdächtig. Mehr als einmal entging er nur knapp dem Tod.

Für diese Herausforderung seines Gehorsams gab es freilich noch eine einleuchtende Erklärung: Nach allen Schwierigkeiten seines Studiums war die Priesterweihe für ihn in so weite Ferne gerückt, dass ihm der Weg nach Grenoble noch relativ kurz erscheinen musste. Das für ihn schließlich doch noch in erreichbare Nähe gerückte Priestertum war für ihn etwas so Großes, dass er sagen konnte: „Richtig verstehen wird sich der Priester erst im Himmel.“

Dieser Hinweis auf den Himmel als unsere wahre Heimat, in der sich das hier auf Erden Unverständliche in aller Einfachheit klären wird, mag ein erster Hinweis darauf sein, warum der Pfarrer von Ars es mit dem kirchlichen Gehorsam so relativ einfach hatte, deutlicher gesagt, warum er sich sein Priestertum ohne den Gehorsam gar nicht vorstellen konnte.

Das Wort Hierarchie kann man bekanntlich auf zweifache Weise verstehen. Es kann bedeuten „heilige Herrschaft“, aber es kann auch übersetzt werden mit „heiliger Ursprung“. Papst Benedikt XVI. sagt, nach seiner Kenntnis der griechischen Sprache liegt die Bedeutung von Hierarchie als „heiliger Ursprung“ näher als die andere, die zweifellos verbreiteter ist. Man stellt sich unter kirchlicher Hierarchie meist ein System stufenweisen Aufstiegs vor, bei dem es mehr um Konkurrenz und Machtstreben mit der entsprechenden unfreiwilligen Abhängigkeit geht als um Heiligung und Vollendung. Wenn aber Hierarchie sinngemäß „heiliger Ursprung“ bedeutet, dann geht es nicht zuerst um die Kirche als System oder Struktur, sondern um eine geistliche Wirklichkeit, die sich nur von ihrer Herkunft, ihrem Ursprung her verstehen lässt. Das heißt, es geht um Gott, den Schöpfer-Gott, genauer die Heilige Dreieinigkeit als heiliger Ursprung der Kirche. Denn die Kirche verdankt sich der rettenden und erlösenden Menschwerdung Gottes in seinem Sohn Jesus Christus durch den Heiligen Geist. Das Zweite Vatikanische Konzil sagt uns: „Die Kirche war schon seit dem Anfang der Welt vorausbedeutet“ (Lumen Gentium 2). Nach einem Wort des Hirten von Hermas, in dem die Kirche als alte Frau erscheint, heißt es sogar: „Sie war da, bevor es die Welt gab, und sie wurde für die Welt erschaffen“ (Vision 2,4,1). Man kann sagen, Gott schuf die Kirche vor der Schöpfung, um die Katastrophe des Sündenfalls

aufzufangen. Der selige Karmeliter Marie-Eugen Grialou formuliert es so: „In der Ewigkeit schaute Gott bereits den *totus Christus*, die Kirche. In ihr fand er sein Wohlgefallen, sie ist das Meisterwerk seines Erbarmens. Seit Anbeginn der Schöpfung führte Gott alles auf seinen Christus hin“ („*Ich will Gott schauen*“ Fribourg 1993, 795).

Wenn also dem heiligen Pfarrer von Ars gegeben war, die Kirche „von oben“ zu sehen, von unserer wahren Heimat, dem Himmel her, und wenn er sagen konnte: „Richtig verstehen wird sich der Priester erst im Himmel“, dann verstehen wir auch seinen merkwürdigen Satz etwas besser: „Das Priestertum ist die Liebe im Herzen Jesu.“ Von ihrem heiligen Ursprung her, nämlich dem „*totus Christus*“, verstehen wir auch die Kirche besser als eine von der Heiligen Dreieinigkeit noch vor der Schöpfung geschaffene Realität, die „seit dem Anfang der Welt vorausbedeutet“ ist. Das mag ein erster Hinweis auf das Geheimnis sein, warum für den Pfarrer von Ars sein Priestertum und der kirchliche Gehorsam eine Einheit bildeten.

Dazu aber gehörte für ihn das, was der Ezechiel-Text seines Festtags das „Wächteramt“ nennt: Wir hatten es schon erwähnt: Der Wächter ist vor Gott nicht nur verantwortlich für sich selbst, sondern mehr noch für den Nächsten - und dadurch für die ganze Gemeinde. Bei dieser Verantwortung aber geht es immer um Leben und Tod. Wachsein heißt nicht nur, auf die Einhaltung der einzelnen Gebote Gottes achten, sondern durch die Einhaltung der Gebote als sichtbare Zeichen der unsichtbaren Liebe Gottes mitverantwortlich sein für das Leben des anderen. Diese Verantwortung für das Leben des anderen aber lässt sich nur verstehen von der Hierarchie als heiligem Ursprung, von der lebenspendenden Quelle der Heiligen Dreieinigkeit. Das aber gibt uns einen Hinweis auf die Verbindung von Weihesakrament und Gehorsam im Bewusstsein des Priester Vianney.

Gleichzeitig zeigt es uns auch den Grund seiner Heils-Angst. Sie wurzelt in seinem Verantwortungsbewusstsein als der gute Hirt für die ihm anvertraute Gemeinde. „Ich bin gern Priester – wenn ich nur nicht als Pfarrer vor dem Gericht Gottes zu erscheinen hätte.“

Um damit auf die verschiedenen Etappen der Herausforderung seines Gehorsams zurückzukommen: Wir hatten gesehen, die erste Erprobung des Gehorsams durch die Hundert-Kilometer-Fußwallfahrt nach Grenoble verlor alle Härte durch die hohe Motivation der Priesterweihe. Dann aber kam die wohl spannungsgeladene Veränderung im Leben des jungen Priesters. Die Lebensweise und Verkündigung der rigiden Moral des Jansenismus hatte er von seinem ebenso geliebten wie verehrten Lehrer Pfarrer Charles Balley in Ecully erlernt. Er hatte sie sich mit so viel innerer Überzeugung zu eigen gemacht, als gäbe es gar keine andere Verwirklichung des Priestertums. Mit dieser Überzeugung, die er für das Vermächtnis des von ihm als Heiligen verehrten Charles Balley hielt, war er 1818 als Pfarrer nach Ars gezogen, das als Ort der Strafversetzung für eher unbrauchbare Geistliche bekannt war. Der junge Pfarrer bemühte sich vergeblich, durch die Verkündigung der rigiden Moral des Jansenismus seine Gemeinde aus dem Tiefschlaf der Gleichgültigkeit zu wecken.

Dann aber war 1823 Mgr. Devie zum ersten Bischof der neu errichteten Diözese Belley geweiht worden. Und Mgr. Devie war ein Schüler des hl. Alfons von Liguori. Er schenkte dem jungen Pfarrer von Ars sogleich das zweibändige Werk seines Lehrers. Die Lehre des heiligen Alfons aber stand im bewussten Gegensatz zum Jansenismus. Im Mittelpunkt befand sich die Barmherzigkeit Gottes.

Durch das religiöse Desinteresse der Bauern seiner Gemeinde wenig gefordert, folgte der Pfarrer von Ars in den ersten Jahren den Einladungen der Mitbrüder zu den Missionen in den umliegenden Gemeinden. Und hier geschah, was nicht ohne erhebliche innere Spannungen abgelaufen sein kann: Der Pfarrer von Ars begann die Barmherzigkeit Gottes und die Erlösung durch das Erbarmen des Gottessohnes zu verkündigen. Der anfangs für seine rigide Moral Gefürchtete wurde berühmt und sogar beliebt. Die Kirchen, in denen er predigte, waren bald überfüllt, vor den Beichtstühlen, in denen er saß, stand man Schlange. Man begann, vom „heiligen Pfarrer

von Ars" zu sprechen. Sogar in Ars begann man, sich zunächst noch vorsichtig und eher aus Neugier für „unseren heiligen Pfarrer" zu interessieren. Man wollte ihn in Ars gehört haben und sogar in Ars bei ihm gebeichtet haben.

Festzuhalten an diesem zweifellos mit inneren Spannungen geladenen Prozess des jungen Pfarrers etwa zwischen 1823 und 1830 bleibt, dass er durch den Gehorsam seinem Bischof gegenüber und das Hineinwachsen in die neue Lehre des hl. Alfons über die Barmherzigkeit Gottes zu einer völlig unerwarteten Bekanntheit, ja zu einem anfänglichen Ruhm gekommen ist, zunächst außerhalb, dann auch innerhalb von Ars. Auszuschließen ist, was einer seiner Biografen schreibt, dass Vianney sich erst ab 1840 mit Alfons von Liguori beschäftigt hat, also nach dessen Heiligsprechung 1839. Seinem Bischof Devie und dessen Lehre gehorsam, dürfte Vianney sich bewusst der Barmherzigkeit Gottes und seiner Liebe zu den Sündern geöffnet haben, sobald er durch den Amtsantritt von Mgr. Devie 1823 davon hörte. Durch diesen Gehorsam, der ihm nicht leicht gefallen sein dürfte, nämlich durch die Verkündigung der Lehre des hl. Alfons, aber fand Vianney zu seiner priesterlichen Identität als der gute Hirt. Die Barmherzigkeit Gottes und seine unbedingte Liebe zu den schwersten Sündern hat das Wirken des heiligen Pfarrers bis zu seinem Tod geprägt. Die Sehnsucht nach Erlösung führte die Massen der Pilger aus ganz Europa in das winzige Ars. Denn inmitten der Lehre von der Barmherzigkeit Gottes und der Sehnsucht nach Erlösung stand für den Pfarrer immer die alles überstrahlende Wirklichkeit des heiligen Ursprungs, des gekreuzigten und auferstandenen Jesus.

Das heißt aber auch, mit diesem gekreuzigten und auferstandenen Jesus verschmolz der Pfarrer von Ars immer deutlicher zu einer Einheit, genauer gesagt, zur Einheit mit dem leidenden Jesus. Nicht umsonst hat Papst Benedikt XVI. ausgerechnet den heiligen Pfarrer von Ars zum Patron des Priesterjahres ernannt. In den Texten des Papstes heißt es auffallend häufig, durch seinen Glaubensgehorsam durfte Vianney als Priester *über sich hinauswachsen*, nämlich auf Jesus hin, um ihm immer ähnlicher zu werden.

Um auf die Etappen der Erprobung von Vianneys Gehorsam zurückzukommen: Man wird sagen können, die zu seiner Zeit durchaus nicht selbstverständliche gnadenhafte Sicherheit, dass Gott existiert und dass dieser Gott ein liebender Gott ist, dessen wesentlichste und umfassendste Eigenschaft die Barmherzigkeit ist, begleitete Vianney von frühester Kindheit an. Sie wurde ihm durch das Sakrament der Taufe am Tag seiner Geburt geschenkt und durch die Eltern und die „heimlichen" Priester im Elternhaus vorgelebt. Der Jansenismus und das dreibändige Werk von Bischof Jansenius über den hl. Augustinus mit all seinen grotesken und folgenschweren Missverständnissen konnten an dieser gnadenhaften Grundüberzeugung Vianneys nichts ändern. Alle Schwierigkeiten der kirchlichen Instanzen auf dem Weg zur Priesterweihe vermochten an seiner Liebe zur Kirche als Gottes Liebe zu den Sündern nichts zu ändern.

So gesehen führte Vianneys Gehorsam ihn zur späten Bewusstwerdung dessen, was Gott ihm schon immer als Berufung geschenkt hatte. Dieser Gehorsam führte ihn schließlich zu seiner Identität als Priester, Seelsorger und guter Hirt. Gewiss war es eine große Gnade, dass Vianney durch den Gehorsam zu seinem Bischof um die Lebensmitte zu seiner priesterlichen Identität fand. Denn das war ein entscheidender Schritt des Über-sich-hinauswachSENS in Richtung heiliger Ursprung. Es konnte ihm also gar nichts Besseres passieren. Und doch wäre es etwas leichtfertig, daraus den Schluss zu ziehen, für Vianney hätte sich der Gehorsam nur aus einer Reihe gottgewollter Fügungen ergeben.

Denn wir dürfen über diesen glücklichen Fügungen, unter anderem Mgr. Devie als Bischof bekommen zu haben, nicht vergessen, was den jungen Vianney die erste Lebenshälfte gekostet hat. Durch die Gastfreundlichkeit der Eltern, unter Lebensgefahr die „heimlichen" Priester und andere Arme und Obdachlose aufzunehmen, war schon Jean-Maries Kindheit ständig bedroht von den Grausamkeiten und Wirrnissen der

Revolution. Zu diesen Wirrnissen gehörte für das Kind, dass der Dorfpfarrer, der sich durch 40 Jahre Seelsorge das Vertrauen seiner Gemeinde erworben hatte, durch die Unterzeichnung der „Zivilkonstitutionen für den Klerus“ von einem Tag zum anderen eine neue Religion zu predigen begann. Welche Erschütterung durch den Zusammenbruch des Kirchenbildes muss sich für den kindlichen Glauben ergeben haben, als Jean-Maries wenige Jahre ältere Schwester ihm sagte, er könne zu dem Gottesdienst in der geliebten Kirche nicht mehr hingehen, er müsste sich jetzt an die Eucharistiefiern der „heimlichen“ Priester im Elternhaus halten? Was konnte ein Wort wie „Glauben“ von diesem Tag an für das Kind noch bedeuten, wenn der Priester seinen „Glauben“ von einem Tag auf den anderen wechselte? Wem konnte es überhaupt noch glauben? Und wem aus diesem Glauben vertrauen und gehorsam sein?

Offenbar durch die Standfestigkeit der Eltern hat diese bedrohte Kindheit Jean-Maries Glauben nicht gebrochen, sondern eher noch bestärkt. Und das betraf nicht nur den Glauben an Gott, sondern auch den gläubigen Gehorsam zur Kirche, wie wir aus den Aussagen über seine durchaus nicht ungefährlichen Prozessions-Spiele und gregorianischen Gesänge mit seinen Alterskameraden schließen können. Weiter ergibt sich seine Treue zur Kirche aus der ersten Beichte im Elternhaus und der Erstkommunion in einem Privatzimmer in Ecully, vor dessen Fenster man etliche Fuder Heu gebracht hatte, um sie vor den neugierigen Blicken der Gendarmen zu schützen.

Dann aber kamen die langen Jahre der Hilfe auf dem elterlichen Hof. Erst nachdem durch Napoleons keineswegs desinteressierte Großzügigkeit der ehemalige Augustiner-Chorherr Charles Balley offiziell als Pfarrer von Ecully eingesetzt wurde und dort 1806 eine Schulklasse mit zwei Schülern errichtete, bemühte sich Jean-Marie mit 20 Jahren vergebens, korrekt lesen und schreiben zu lernen. Der ehemalige Novizenmeister Balley erkannte zwar in dem religiösen Eifer des jungen Vianney sehr bald die priesterliche Berufung. Und Vianney hatte in seinem Lehrer einen Heiligen ausgemacht und bemühte sich mit allen Kräften, dessen strengen Anforderungen der Lebensweise und der Bildung zu genügen, sein Eifer und seine Begeisterung aber änderten nichts an seinen begrenzten Fähigkeiten.

Völlig versagte Vianney bei dem Versuch, das für das Priesterseminar unerlässliche Latein zu lernen. Durch die kirchliche Ordnung, die eine solide Kenntnis des Lateinischen zur Erlangung der Priesterweihe vorsah, schien das innerste Verlangen Vianneys, geheiligt zu werden durch die Priesterweihe wie dieser Heilige, den er vor Augen hatte, in eine endlose Ferne zu rücken. Die Unmöglichkeit der Priesterweihe durch die Unfähigkeit zu lernen, führte ihn in eine schwere Depression. In seiner Verbundenheit mit Christus wollte er zwar der Kirche und ihrer Ordnung gehorsam sein. Aber er sah täglich deutlicher seine Unfähigkeit - und durch diese die Unmöglichkeit, den kirchlichen Anforderungen zu genügen. Die Firmung als Stärkung durch den Heiligen Geist und eine Fußwallfahrt zum heiligen Francois Régis in La Louvesc halfen nur wenig, die schwere Krise zu überwinden.

Allein das Vertrauen von Pfarrer Balley in Vianneys priesterliche Berufung und den Beistand Gottes und seiner Mutter Maria verliehen dem immer stärker von Zweifeln an seiner Eignung geplagten Jean-Marie die geistliche Kraft, sich im Gehorsam zur heiligen Kirche allen zur Priesterweihe erforderlichen Examen zu stellen – und diese Examen tatsächlich zu bestehen.

Balleys Tod relativ bald nach Vianneys Priesterweihe, dessen Versetzung als Pfarrer nach Ars und Mgr. Devies Ernennung zum ersten Bischof der neuen Diözese sowie dessen Verbreitung der Lehre des hl. Alfons von Liguori waren sicher Zeichen einer Kette göttlicher Fügungen. Aber die Herausforderung des Gehorsams in der ersten Lebenshälfte von Jean-Marie Vianney kann darum keineswegs als „billige Gnade“ bezeichnet werden.

Die Schule des Gehorsams und des Über-sich-Hinauswachsens des Priesters in Richtung des heiligen Ursprungs in der ersten Lebenshälfte sollte sich dennoch als entscheidend erweisen für das völlig Unerwartete, das in der zweiten Lebenshälfte auf ihn zukam. Dieses völlig Unerwartete war die Aufgabe, als der gute Hirt gleichzeitig der ihm anvertrauten Pfarrgemeinde gerecht zu werden und den Tausenden Pilgern aus aller Welt zur Verfügung zu stehen, die nach Ars geströmt kamen. Wir hatten es schon mehrmals gesagt: Das Bewusstsein seiner Unwürdigkeit und Unfähigkeit wurde dadurch nicht geringer, sondern es wurde durch den ständig anschwellenden Pilgerstrom eher noch intensiver. „Meine Versuchung ist nicht der Stolz, eher die Verzweiflung“, antwortete der Pfarrer seinem Vikar Toccanier auf dessen verständliche Frage, ob ihm der Ruhm nicht irgendwann zu Kopf steigen könnte.

Um sich zu verdeutlichen, wie fremd dem Pfarrer von Ars bei allem Gehorsam die Hierarchie als „heilige Herrschaft“ immer geblieben ist, braucht man sich nur die tragikomische Episode seiner Ernennung zum Ehrendomherr zu vergegenwärtigen. Um keinerlei Verdacht zu erregen, war der Bischof unangemeldet zu einem Gottesdienst des Pfarrers von Ars erschienen und hatte die kleine rote Mozetta mit dem weißen Hermelinkragen als äußeres Zeichen der Domherrenwürde unter seinem bischöflichen Gewand versteckt. Der Bischof begab sich während des Gottesdienstes zum Altar und in die unmittelbare Nähe des Pfarrers, um die Mozetta blitzschnell hervorzuholen und dem Pfarrer umzuhängen. Damit das einigermaßen gelang, musste man dem Pfarrer jedoch die Arme auf dem Rücken festhalten. Der Pfarrer rief, man sollte doch besser seinen Vikar Monsieur Raymond ehren, der das viel eher verdient hätte. Als auch das nichts nutzte, stand der Pfarrer mit der verrutschten Mozetta und dem herunterhängenden Hermelinkragen da „wie ein zur Tötung durch den Strang Verurteilter, dem man den Strick schon umgelegt hatte“, wie sich die Gräfin des Garets ausdrückte. Sobald der Pfarrer eine Gelegenheit fand, sich in die Sakristei zurückzuziehen, befreite er sich von der unfreiwilligen Verkleidung und verkaufte sie noch am selben Tag um 50 Franken für eine Armen-Mission. Auf die Bemerkung des Generalvikars, sein Verhalten der Hierarchie gegenüber wäre ziemlich respektlos, schrieb der Pfarrer dem Bischof einen freundlichen Brief, als Bischof hätte er doch sicher gern direkt oder indirekt zur Evangelisierung der Armen beigetragen. (Wir dürfen nicht vergessen, dass der Pfarrer von Ars aus den Spenden der Pilger neben der *Providence* und der Knabenschule nicht weniger als 97 „Missionen“ in den umliegenden Gemeinden finanzierte.). Auf die Glückwünsche eines Mitbruders ob der hohen Auszeichnung, zum einzigen Ehrendomherr der Diözese ernannt worden zu sein, antwortete der Pfarrer, ein solches Missgeschick würde dem Bischof sicher kein zweites Mal passieren

Die Herausforderung des Gehorsams während der ganzen zweiten Lebenshälfte durch den ständig anschwellenden Pilgerstrom, den unaufhaltsam wachsenden Ruhm des Pfarrers und das gleichzeitig wachsende Bewusstsein seiner Unfähigkeit war also nicht gering. Sie bestand vor allem in der mit äußerster Disziplin im Zaum gehaltenen Sehnsucht, „sein armes Leben in der Einsamkeit zu beweinen und für die Bekehrung der Sünder zu beten“. Die drei aufeinander folgenden Bischöfe des Pfarrers von Ars mussten jeweils schriftliche Erlässe herausgeben, mit denen sie dem Pfarrer untersagten, das Dorf und die Gemeinde Ars zu verlassen. Alle Bitten des Pfarrers, endlich gehen zu dürfen, bewirkten eher das Gegenteil. Und doch kam es zu den schon mehrfach erwähnten drei Fluchtversuchen des Pfarrers aus Ars, die jeweils durch eine innere Stimme, der er den Gehorsam nicht zu verweigern vermochte, relativ schnell ein Ende fanden – nämlich durch die Rückkehr nach Ars. Vom letzten Versuch 1853 heißt es, die Gemeinde hätte ihren Pfarrer zurückgetragen in den Beichtstuhl von Ars. Aber auch das wurde nur möglich, nachdem eine innere Stimme ihn zur Aufgabe seines Eigenwillens bewogen hatte. Als Akt des Gehorsams fand er die ersehnte Einsamkeit schließlich als „Gefangener des Beichtstuhls“ von Ars, wie ihn Papst Johannes XXIII. nannte.



So viel freiwilliger Gehorsam der Kirche gegenüber wie beim Pfarrer von Ars findet eine Erklärung allein in der Liebe zu Christus als dem heiligen Ursprung. Diese Liebe führte den Pfarrer zu einer immer intensiveren Einheit sowohl mit sich selbst als auch mit Christus. Der Gehorsam zur Kirche half ihm, diese Einheit dort zu finden, wohin Gott ihn gerufen hatte. Die Aufgabe des guten Hirten sollte sich erfüllen in der Einsamkeit des Beichtstuhls. Dort wurde ihm die erlösende Gegenwart der Barmherzigkeit Gottes in ihrer ganzen Fülle geschenkt, nämlich in der Gemeinschaft mit den Sündern und in der Gemeinschaft mit ihrer Sehnsucht nach Erlösung.

## Seminar: „Mit Gott ist in der Seele allezeit Frühling“

### Heilung durch den heiligen Pfarrer von Ars

#### Teil VI: Der gute Hirte

### 3. Vortrag: Gelassen sein - Autorität als Wachsen lassen

Von einem Priester, der 30 Jahre lang 15 Stunden pro Tag Beichte gehört hat, kann man schlecht sagen, er habe „nichts getan“. Aber irgendwo müssen die Scharen der Pilger, die Tag für Tag in dem abgelegenen Dorf Ars beichten wollten, ja hergekommen sein. Ohne zu wissen und zu wollen, übte der Pfarrer von Ars weit über Europa hinaus eine Autorität aus, die nicht nur Kirchenfürsten, sondern Politiker und Wirtschaftsführer vor Neid erblassen ließ. Alle suchten sie Rat bei dem kleinen Pfarrer – und alle fanden sie Rat bei dem großen Heiligen.

Vermutlich war dieser Rat sehr anders als sie erwartet hatten. Im Unterschied zu Napoleon Bonaparte, der sich in Gegenwart des Papstes eigenhändig zum Kaiser gekrönt hatte, wollte Jean-Marie Vianney kein Imperium errichten. Napoleon hatte innerhalb von zehn Jahren 924 Generäle und 27 Marschälle ernannt, um Europa zu beherrschen. Vianney hatte Hierarchie immer als das verstanden, was es bedeutete: nicht als heilige Herrschaft, sondern als heiligen Ursprung. Napoleon hatte „jedem Soldaten seinen Marschallstab im Tornister“ verheißen, Vianney hatte Autorität niemals als Machtstreben oder als Ausübung von Herrschaft verstanden, sondern als das, was es tatsächlich bedeutete. Weil er die bekannten Schwierigkeiten mit dem Lateinischen hatte, wusste er es vermutlich selber nicht, aber er hat es gelebt: Das deutsche Wort „Autorität“ leitet sich ab von dem lateinischen Verb *augere* und bedeutet „wachsen lassen“.

Wir hatten es in den vergangenen Vorträgen schon gehört: Wegen seiner Unfähigkeit, Latein zu lernen, hatte sich Jean-Marie Vianney für unfähig gehalten, Priester zu werden. Als Pfarrer nach Ars gesandt, meinte er sich der Gleichgültigkeit der Gemeinde gegenüber hilflos.

In seiner Machtlosigkeit und Verzweiflung schien ihm das Gebet die einzige Möglichkeit, der Gemeinde den Weg zum Himmel zu zeigen. Den Bauern von Ars fiel auf, dass er um zwei Uhr morgens mit seiner Laterne vom Pfarrhaus in die Kirche ging und dort bis zur heiligen Messe um sieben Uhr auf den Knien betete.

Die von vielen bewunderte und von wenigen verstandene Gelassenheit des Pfarrers von Ars dürfte er diesem Gebet von Kindheit an zu verdanken haben, „dass nicht mehr ich lebe, sondern Christus in mir lebt“, wie der Apostel Paulus sagt (Gal 2,20). Das Wort „Gelassenheit“ kommt von Sich-lassen-auf-den-Grund, wie die rheinischen Mystiker des Dominikanerordens sagen: sich verlassen auf jene Wirklichkeit, die jenseits alles Psychischen zu unserem heiligen Ursprung führt: zu Jesus. Aus dieser Gelassenheit konnte schon für den ganz jungen Jean-Marie in seinen Kinderpredigten und Prozessions-Spielen mit den anderen Hirtenjungen jene Autorität werden, die ihrem ursprünglichen Wortsinn entspricht: wachsen lassen.

Im zweiten Vortrag hatten wir gehört, jene Autorität, die sich der Pfarrer von Ars durch seine Missionen erworben hatte und die sich dann sehr bald auf seine eigene Gemeinde in Ars übertrug, beruhte auf dem Gehorsam seinem neuen Bischof Devie gegenüber. Die von Mgr. Devie favorisierte und vom Pfarrer von Ars übernommene Lehre des hl. Alfons von der Barmherzigkeit Gottes und von seiner Liebe zu den Sündern verlieh dem Pfarrer von Ars relativ bald einen Ruf der Heiligkeit. Dadurch wurde ihm eine moralische Autorität verliehen, die keiner seiner Mitbrüder von diesem „Versager“ erwartet hatte. Denn das wussten die Mitbrüder: Vom Priesterseminar in Lyon war dieser kleine Mann mit der Note „debilissimo“ (völlig unfähig) nach Hause geschickt worden. Zunächst waren sie erstaunt über seinen Eifer und über den Andrang, der vor den

Beichtstühlen herrschte, wenn der Pfarrer von Ars darin saß. Später verboten sie ihren Gläubigen, in Ars zur Beichte zu gehen.. Noch später allerdings gingen die Mitbrüder selbst zum Pfarrer von Ars, um bei ihm zu beichten.

Mit anderen Worten, seine Autorität wuchs und wuchs. Nachdem, was man in Ars von den anderen Gemeinden gehört hatte, begann man, ihn sogar in seiner eigenen Gemeinde zu achten und zu schätzen. Jeder war stolz auf ihn, manche liebten ihn sogar, aber durchaus nicht alle. Die jungen Männer und die Gastwirte waren wütend auf die Gründung der kostenlose Schule, wo es die jungen Mädchen hingezogen hatte, die man nun nicht mehr beim Tanz sah. Man dichtete Spottlieder über des Pfarrers Moral und heftete sie mit Exkrementen an die Pfarrhaustür. Jemand verbreitete die Geschichte, der Pfarrer hätte mit einer jungen Frau von zweifelhaftem Ruf ein Kind gezeugt, das in der *Providence* erzogen werden musste, weil sich die Mutter das Leben genommen hatte. Der Erfinder der Geschichte beichtete diese dann beim Pfarrer. Aber der Pfarrer hielt am Beichtgeheimnis fest und bat den Bischof um seine Versetzung. Eine kleine Gruppe in der Gemeinde nutzte die Revolution von 1830. Sie versuchte einen Aufstand im Dorf zu inszenieren und forderte die sofortige Absetzung des Pfarrers.

Die Autorität des Pfarrers aber stieg und stieg. In der *Providence*, die häufig mehr als hundert Mädchen aus dem ganzen Land beherbergte, waren inzwischen Wunder geschehen. Wenn die Geldspenden nicht mehr flossen, musste durch die Fürbitte der Heiligen auf andere Weise Nahrung beschafft werden. Und das geschah so prompt, wie man die Nahrung für hundert junge Menschen brauchte. Die Mädchen entlassen und wieder auf die Straße schicken wollte niemand, der Pfarrer am wenigsten. Also mussten Wunder geschehen. Und diese Wunder geschahen tatsächlich.

Einen Pfarrer aber, der nicht nur im Ruf der Heiligkeit stand, sondern durch dessen Gebet und Freundschaft mit den Heiligen handfeste Wunder geschahen, wollte man gesehen haben. So wuchs der Pilgerstrom in das von Wundern und Heiligen gesegnete Ars. Und mit den Pilgerströmen wuchs die Autorität des Pfarrers. Nicht nur in der Gemeinde sagte man schmunzelnd: „Unser Pfarrer ist heilig – dem muss man gehorsam sein“, die Pilgerströme aber wollten kein Ende nehmen.

Diese Pilgerströme bestanden sehr bald nicht mehr nur aus Frommen und Armen, Neugierigen und Bigotten, also den „kleinen Leuten“. Auch Bischöfe und Theologieprofessoren, Politiker, Wissenschaftler und Wirtschaftler kamen, um bei „dem Heiligen von Ars“ Rat zu suchen und zu finden. Langwierige Analysen und Erklärungen waren seine Sache nicht, wohl aber die bekannten knappen Sätze, die zumeist den Nagel auf den Kopf trafen. Offenbar war es ihm gegeben, die komplizierten Situationen seiner Gesprächspartner besser und schneller zu durchschauen als sie selbst. Seine Autorität verbreitete sich nicht nur über ganz Europa, sondern auch durch alle Schichten.

Aber der Pfarrer von Ars verfügte nicht nur über eine außergewöhnliche moralische Autorität. Seine Autorität wurde auch von kirchlicher und sogar von staatlicher Seite bestätigt. Es gab nicht nur die La-Salette-Affaire, von der wir im vorigen Seminar gehört hatten und die eigentlich nur entstanden war, weil der Pfarrer sich von seiner Autorität in der Kirche keine Vorstellung machte.

1843 wurde er Tertiär des Franziskanerordens. Sein amerikanischer Biograf Rutler bemerkt, das ist etwa so, als hätte man Abraham Lincoln die amerikanische Staatsbürgerschaft verliehen. 1852 wurde er wie bereits erwähnt vom Bischof zum Ehrendomherr ernannt. 1853 ernannte ihn der als kirchenfeindlich bekannte Kaiser Napoleon III. zum Ritter der Ehrenlegion, vermutlich um durch diese Auszeichnung eines französischen Heiligen seinen eigenen Ruf als Herrscher über Frankreich zu verbessern. Nachdem der Pfarrer erfahren hatte, dass diese staatliche Ehrung nicht mit einer Pension verbunden ist, ließ er dem Kaiser durch den Bürgermeister mitteilen, er könnte gern darauf verzichten, weil diese Anerkennung durch seine Majestät mit keinerlei Nutzen für die

Armen verbunden sei. Die 12 Franken Gebühr für die Zustellung des Ordens per Post lehnte er ab. Als schließlich sein Vikar Toccanier die Portokosten übernahm, rief der Pfarrer bei Erhalt des Ordens: „Schade! Keine Reliquien!“ Von diesen und anderen Auszeichnungen als Beweis seiner Autorität sagte er: „Wenn ich damit vor Gott erscheine, sagt er mir: Geh! Deinen Lohn hast Du schon erhalten.“

Die knappen Aussprüche sagen zwar viel aus über die Persönlichkeit des Pfarrers, vor allem über seine Souveränität solchen Ehrungen gegenüber, aber sie lösen noch nicht das Rätsel seiner Selbsteinschätzung. Sie geben auch kaum einen Hinweis auf das Geheimnis, wo seine ihm selbst so fremde Autorität ihren Ursprung hatte. Offenbar war er sich nicht im Geringsten im Klaren über seine Wirkung.

Zumindest nach seiner langen und lebensbedrohlichen Krankheit 1843 und der Rückkehr nach dem anschließenden Fluchtversuch müsste er doch bemerkt haben, dass die Straßen von Ars sich spürbar geleert hatten und dass auch in der Providence kaum noch eine Schülerin geblieben war, sobald man ihn nicht mehr gesehen hatte. Die Leere sowohl im Dorf; als auch in der geliebten *Providence* müssen ihm doch mit aller Deutlichkeit gezeigt haben, dass sich alles, aber auch alles in Ars einzig und allein um seine Person dreht. Aber die persönliche Versicherung an jedes einzelne Mitglied seiner Pfarrgemeinde, dass er nach diesem Fluchtversuch Ars nie wieder verlassen werde, schien ihm offenbar Grund genug, die ihm vom Bischof übertragene Aufgabe künftig besser wahrzunehmen. Denn an seinem rätselhaften Bewusstsein der Unwürdigkeit und der Unfähigkeit für diese Aufgabe hatte sich nichts geändert. Im Gegenteil: Dieses Bewusstsein hatte sich durch die Pilgerströme noch intensiviert.

Mit der allerbesten Absicht hatte ihm der Bischof schließlich M. Raymond als Stütze und Kontrolle zur Seite gestellt. Der Vikar hatte dem Pfarrer auftragsgemäß die gesamte Pfarrei-Arbeit abgenommen und noch dazu die Pilgerströme diszipliniert. Der Pfarrer reagierte voller Dankbarkeit und Demut, der rüde Ton seines Vikars schien ihn nicht zu stören. Die Pfarrgemeinde protestierte beim Bischof wütend darüber, wie sie von M. Raymond abgefertigt werde. Vor allem hatte die Gemeinde Angst, dass der Pfarrer in der Behandlung durch M. Raymond einen Anlass sehen würde, endgültig zu gehen. Der Pfarrer aber hatte Angst, M. Raymond zu verlieren. Er versäumte keine Gelegenheit, dem Bischof die Qualitäten von M. Raymond mitzuteilen. Dass M. Raymond nicht den geringsten Respekt vor der Autorität des Pfarrers zeigte, störte diesen offenbar nicht.

Es dürfte nicht schwer sein, sich in die ständigen Spannungen innerhalb des Vierecks Bischof- Pfarrer-Vikar-Gemeinde zu versetzen. Dazu kamen die beiden Schulen für die Mädchen und die Jungen mit ihren Internaten, die sich über die versiegenden Geldströme von Seiten des Pfarrers beklagten, seitdem M. Raymond in Ars war. Denn alle beim Pfarrer eingehenden Spenden der Pilger unterlagen der Kontrolle durch M. Raymond. Wie der Pfarrer die Scharen der Armen an dieser Kontrolle vorbei mit Geld versorgte, bleibt sein Geheimnis.

Ein weiteres Geheimnis bleibt die Finanzierung seiner ständigen Bautätigkeit. Was er in den 41 Jahren in Ars neben allen anderen Tätigkeiten auch noch gebaut hat, ist ein gutes Beispiel für Autorität als Wachsen-lassen im anschaulichen Sinn dieses Wortes. Von Anfang seines Dienstes bis zu seinem Lebensende geht er daran, die durch die Revolution weitgehend verwüstete Kirche zu restaurieren, zu vergrößern und zu verschönern. Im ersten Jahr bringt er Altar und Tabernakel in eine würdige Form, im zweiten Jahr baut er den Glockenturm neu, um dort zunächst eine und 1820 eine zweite neue Glocke aufhängen zu können. 1821 erneuert und erweitert er die Kapelle der Heiligen Jungfrau. 1822 wird die Kirche mit einer neuen Decke versehen. 1823 baut der Pfarrer die Kapelle des Heiligen Johannes des Täuflers. Außerdem erneuert und verschönert er Jahr für Jahr den äußerst ärmlichen Bestand an geistlichen Gewändern und Ornamenten, zum Beispiel drei Banner und einen neuen Baldachin für die Fronleichnamsprozession. 1824 kauft der Pfarrer ein Haus für *La Providence* . . , die er mehrmals erweitert. 1833 baut er die Ecce Homo Kapelle und läßt in der Marienkapelle eine vergrößerte

Marienstatue mit einem vergoldeten Herzen aufstellen, in das er die Namen aller Pfarrei-Angehörigen einträgt. 1837 baut er die Kapelle der „heiligen“ Philomena mit einer großen Statue dieser Jungfrau und Märtyrerin, die es vermutlich nie gegeben hat. 1840 baut er die Kapelle der heiligen Engel, 1844/45 erweitert er den Chor der kleinen Kirche. 1847 weihet er die von ihm gebaute Kapelle der *Providence*. Im gleichen Jahr beginnt er mit dem Bau einer Knabenschule und einer eigenen Kapelle. 1855 baut er eine neue Sakristei. Noch in seinem Todesjahr 1859 schafft er einen Marmor-Altar und einen vergoldeten Tabernakel an und gründet eine Stiftung für eine größere und schönere Philomena-Kirche.

Soweit einige Daten seiner Bautätigkeit. Man ist versucht zu meinen, das alles hat er „mit Links“ gemacht, dafür hatte er eben ein Händchen. Und darum hat es sich gleichsam nebenbei und wie von selbst erledigt. Aber dafür gibt es zu viele Zeugnisse, dass der Pfarrer bei jeder dieser Baumaßnahmen mit beiden Händen zugepackt hat: Mit den Maurern hat er gemauert und mit den Malern hat er gemalt. Wachsen lassen hieß für ihn nicht nur zuschauen, wie etwas wächst. Und aus Erfahrung musste er lernen, dass das Gras nicht schneller wächst, wenn man daran zieht. Für Wunder kann man beten, aber man kann sie nicht erzwingen. Wir hatten es im vorigen Seminarteil schon gehört: meinte er, der Vorsehung zuvorkommen zu müssen, indem er etwas kaufte, bevor der liebe Gott es ihm in Fülle schenkte, dann sagte der Pfarrer tief beschämt: „Il m'a puni. Er hat mich bestraft“, nämlich durch seine Güte. Auch Wachsen lassen will gelernt sein. Manchmal muss man das Gras sogar schneiden, damit es besser wächst.

Man kann von Glück sagen, dass die Dorfkirche mit all ihren Anbauten und Umbauten nach dem Tod des Pfarrers nicht abgerissen wurde, um der größeren und – nach dem Geschmack der Zeit – schöneren Kirche Platz zu machen. Auf eine Weisung des Papstes wurde die neue Kirche um die alte herumgebaut, um diese im Original zu erhalten.

Zu all diesen Tätigkeiten mit ihren äußeren Schwierigkeiten und inneren Spannungen innerhalb von Ars kamen wie gesagt die ständig anschwellenden Pilgerströme aus aller Welt. Es bleibt schwer zu erkennen, ob und wie weit der Pfarrer sich zugeben musste oder konnte, der Motor und der Mittelpunkt des Ganzen zu sein, ohne den Ars sich von keinem anderen Dorf unterschieden hätte.

Die ständigen Bitten des Pfarrers an den Bischof, doch endlich gehen zu dürfen und die Gemeinde samt Pilgern M. Raymond und später M. Toccanier zu überlassen, die nach Meinung des Pfarrers für diese Aufgabe viel geeigneter wären, sprechen zwar eine deutliche Sprache, aber des Rätsels Lösung sind sie nicht. Wie also sah der Pfarrer selbst sich?

Die Berufung als Priester, Seelsorger und guter Hirt ganz und gar anzunehmen, kann zwar bedeuten, so weit über sich selbst hinauszuwachsen, dass die eigene Persönlichkeit und ihre Wirkung völlig aus dem Blick gerät. Aber kann ein so wacher Mensch, wie der Pfarrer von Ars es war, ein derart eingeschränktes Selbstbewusstsein gehabt haben? Kann er sich seiner Wirkung derart wenig bewusst gewesen sein?

Wir hatten gesehen, die verschiedenen Fluchtversuche des Pfarrers hatten sich ihm selbst als Versuchungen offenbart. Die Versuchung ob seines stetig wachsenden Ruhmes, so gestand er seinem Vikar, war weniger der Stolz als vielmehr die Verzweiflung. Sollte das etwa eine Erschöpfungsdepression gewesen sein, wie wir heute sagen würden? Dazu passte seine nach wie vor unverwüstlich gute Laune wenig – und noch weniger sein Humor und seine Geistesgegenwart, um nicht zu sagen seine Schlagfertigkeit. Woher also diese Gelassenheit – bei aller ständig drohenden Verzweiflung ob seiner Unfähigkeit und Unwürdigkeit? Wie konnte das, was aus der Sicht der Psychologie als absoluter Gegensatz erscheint, sein ganzes Leben durchziehen und gegen Ende dieses Lebens mit wachsendem „Erfolg“ womöglich noch intensiver werden?

Das Wort Gelassenheit kommt, wie anfangs erklärt, von sich lassen auf den Grund. Dieser Grund aber ist Jesus. Der Evangelist Johannes lässt Johannes den Täufer sagen: „Ihr seid meine Zeugen, dass ich sagte: Ich bin nicht der Messias, sondern nur vor ihm hergesandt...Jener muß wachsen, ich aber abnehmen“ (Joh 3,27 ff). Dieses Wort kann uns vielleicht als Zugang zu dem scheinbaren Paradox im Leben des heiligen Pfarrers von Ars dienen. Autorität als Wachsen lassen braucht sich nicht nur auf das Wachsen lassen um mich herum beziehen, es kann noch stärker das Wachsen lassen in mir meinen: „Ich bin mit Jesus gekreuzigt, ich lebe – nein, nicht mehr ich lebe, sondern Jesus lebt in mir“ (Gal 2,20).

Bei Johannes heißt es dann weiter: „Der von oben kommt, steht über allem“ (Joh 3,31). Gelassenheit setzt voraus, dass jemand durch seine Berufung die Gnade geschenkt wird, mit Jesus die Kirche „von oben“ zu sehen, von „unserer wahren Heimat, dem Himmel her“ (Phil 3,20). Der Himmel als unsere wahre Heimat und gleichzeitig als die Wohnung der Heiligen Dreieinigkeit entsprach der Sichtweise des heiligen Pfarrers von Ars so sehr, dass ein Bauer aus Ars sagen konnte: „Der Pfarrer spricht vom Himmel so vertraut, als hätte er schon dort gewohnt.“

Hier mag zumindest eine Annäherung an das Geheimnis der Autorität des Pfarrers zu finden sein, und warum sie ständig wuchs. Die zahllosen Stunden der Anbetung auf den Knien von frühesten Kindheit an haben dem Pfarrer zu jener Gelassenheit inmitten aller äußeren und inneren Zerreißproben seines Lebens verholfen, aus der allein Autorität als Wachsen-lassen entstehen kann.

Als sich auf dem Totenbett des Pfarrers ein Fliegenschwarm in seinem Gesicht niederließ, versuchte Jeanne-Marie Chaney, die einstige Köchin der *Providence*, ihn sofort davon zu befreien. Mit kaum hörbarer Stimme sagte der Pfarrer: „Lassen Sie doch bitte die Fliegen in Ruhe!“

Danach sagte er zu seinem Hausarzt: „Sie brauchen jetzt nicht mehr zu kommen. Damit es nicht noch teurer wird. Ich habe nur noch 36 Franken.“

Schließlich wandte er sich an die zwanzig Mitbrüder einschließlich des Bischofs, die gekommen waren, um ihm die letzte Kommunion zu bringen: „Wie gut der liebe Gott ist. Wenn wir nicht zu ihm kommen, kommt er zu uns.“